JKM LIBRARY
HX708.K21 v.2
Kautsky, Karl,
Vorlaufer des neueren Sozialismus
3 9968 02658 7009

Internationale Bibliothek

Karl Kautsky

Vorläufer des neueren Sozialismus

Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz.

Zweiter Band

HX276.K15

ACCESSION NUMBER 41742. SHELF NUMBER VII C-116080.1

The Virginia Library
McCormick
Theological Seminary
of the
Presbyterian Church, Chicago.

From the _____ Fund.

RECEIVED Feb. 1916.

Vorläufer des neueren Sozialismus

Von Karl Kautsky

Dritte, unveränderte Auflage

Zweiter Band

Der Kommunismus in der deutschen Reformation

Stuttgart 1913
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Alle Rechte vorbehalten.

VIRGINIA LIBRARY
MCCORMICK
THEOLOGICAL SEMINARY

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

HX
708
K21

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Die deutsche Reformation und Thomas Münzer.

Seite

Erstes Kapitel. Der Boden, dem Münzer entsproß 3
1. Die deutsche Reformation 3
2. Martin Luther 12
3. Der sächsische Bergsegen 22
4. Die Schwärmer von Zwickau 30

Zweites Kapitel. Münzers Anfänge 42
1. Münzers Biographen 42
2. Münzers Anfänge 47
3. Münzer in Allstätt 51

Drittes Kapitel. Der Bauernkrieg 66
1. Die Wurzeln des großen Bauernkriegs 66
2. Münzers Vorbereitungen der Erhebung 74
3. Der Verlauf der Erhebung und Münzers Untergang 88

Zweiter Abschnitt.

Die Wiedertäufer.

Erstes Kapitel. Die friedlichen Wiedertäufer . . 125
1. Die Wiedertäufer vor dem Bauernkrieg 125
2. Die Lehren der Wiedertäufer 140
3. Der Wiedertäufer Glück und Ende in der Schweiz . 156
4. Die Wiedertäufer in Süddeutschland 163
5. Die Wiedertäufer in Mähren 189

Zweites Kapitel. Die kriegerischen Wiedertäufer . 229
1. Die Unruhen zu Münster 229
2. Die Wiedertäufer in Straßburg und in den Niederlanden 241

Seite
3. Die Eroberung Münsters 253
4. Das neue Jerusalem 261
a. Die Quellen 261
b. Das Schreckensregiment 270
c. Der Kommunismus 286
d. Die Vielweiberei 294
5. Münsters Fall 314

Erster Abschnitt.

Die deutsche Reformation und Thomas Münzer.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/dorlauferdesneue0000unse

LIBRARY
OF
McCORMICK
THEOL. SEM.

Erstes Kapitel.

Der Boden, dem Münzer entsproß.

1. Die deutsche Reformation.

Wer über die Reformationszeit schreibt, lenkt gewöhnlich die Aufmerksamkeit auf ihre theologischen Zänkereien, sieht darin ihren wichtigsten Inhalt. Die Zurückführung der Kämpfe jener Zeit auf die Gegensätze materieller Interessen wird gern als leere „Konstruktion" zugunsten einer vorgefaßten materialistischen Auffassung verdächtigt. Und doch gibt es genug Zeitgenossen der Reformation, die, ohne eine Ahnung von der Theorie des historischen Materialismus zu haben, jene materiellen Interessen aufdeckten. Man braucht nur nicht durch spätere idealistische Darstellungen die Unbefangenheit des Blickes verloren zu haben, um genug derartige Zeugnisse zu finden.

Einer der scharfsinnigsten und gebildetsten, aber auch skrupellosesten Männer seiner Zeit war der Italiener Aneas Sylvius Piccolomini. Ehedem ein eifriger Verfechter einer Reformierung der Kirche und ein scharfer Kritiker des Papsttums, hatte er dann seinen Frieden mit dem Papst gemacht und war dafür mit dem Kardinalshut belohnt worden, 1456. Zwei Jahre später wurde er Papst, Pius II. Als solcher brachte er es fertig, seine eigenen früheren Schriften als ketzerisch zu verdammen.

Nach seiner Ernennung zum Kardinal richtete an ihn Martin Mayer, ein geborener Heidelberger, Kanzler des Mainzer Erzbischofs Ditrichs von Erbach, einen Brief, in dem es unter anderem heißt: „Tausend Manieren (sie sind vorher zum Teil aufgezählt) werden ausgedacht, unter denen der römische Stuhl uns, wie Barbaren, auf seine Manier

unser Gold wegnimmt. Dadurch ist es geschehen, daß unsere Nation, die, einst so berühmt, mit ihrem Mut und Blut das Römische Reich erworben hat und die Herrin und Königin der Welt war, jetzt in Armut versunken, dienend und tributpflichtig geworden ist und, im Schmutze liegend, schon viele Jahre her ihr Unglück und ihre Armut beweint. Nun aber sind unsere Fürsten aus dem Schlafe erwacht und haben zu bedenken angefangen, wie sie diesem Unheil begegnen möchten, ja sie haben beschlossen, das Joch völlig abzuschütteln und sich die alte Freiheit wiederzugewinnen. Und es wird ein nicht geringer Fall der römischen Kurie sein, wenn die Fürsten des Römischen Reiches wirklich vollbringen, was sie im Sinne führen."*

Aneas Sylvius hielt es für notwendig, zur Widerlegung Mayers ein eigenes Buch über die Lage Deutschlands zu schreiben, das 1458, kurz vor seiner Erwählung zum Papst, erschien.** „Arm am Geiste war derjenige," erklärt er darin, „der behauptete, Deutschland sei arm." Er sucht dies zu beweisen, indem er auf den Handel und den Bergbau hinweist, die damals in Deutschland blühten und große Reichtümer brachten. „Wenn es wahr ist," rief er, „daß wo Kaufleute auch Reichtümer zu finden sind, dann muß man gestehen, daß die Deutschen die reichste Nation sind, da ihr größter Teil, lüstern nach Handelsprofiten, weithin alle Länder durchstreift. . . . Und dann bedenke man die Gold- und Silberadern, die, früher unbekannt, bei euch entdeckt wurden. In Böhmen besitzt Kuttenberg, in Sachsen Rankberg, in Meißen Freiberg auf schwindelnden Höhen unerschöpfliche Silberminen." Er weist dann auf die Gold- und Silberberge im Inn- und Ennstal hin, auf die Goldwäschereien am Rhein und in Böhmen und fragt endlich: „Wo gibt es bei euch ein Wirtshaus (diversorium), wo man

* Bei Ullmann, Reformatoren usw., I, S. 214.

** Wir benutzten die Leipziger Ausgabe von 1496: Enee Sylvii, de Ritu, Situ, Moribus ac Conditione alemanie, Lyptzick.

nicht aus Silber tränke? Welches Weib, nicht bloß unter den Edlen, sondern auch unter den Plebejern, glänzt nicht von Gold? Soll ich hinweisen auf die Halsketten der Ritter und die aus reinstem Golde gewirkten Zügel der Pferde, auf die Sporen und Schwertscheiden, die mit Edelsteinen besät sind, auf die Fingerringe und Wehrgehänge, die Panzer und Helme, die von Gold funkeln? Und wie prächtig sind die Geräte der Kirchen, wie viele Reliquien finden wir da mit Perlen und Gold eingerahmt, wie reich ist der Schmuck der Altäre und der Priester!"

Deutschland sei also wohl in der Lage, dem römischen Stuhle Abgaben zu entrichten. Wohin käme aber dieser, wenn Deutschland seine Sendungen einstellte? Er würde arm und elend werden, unfähig, seine großen Pflichten zu erfüllen. Denn die geringen, unsicheren Einnahmen aus dem Kirchenstaat reichten dazu nicht aus. Ohne Reichtum könne man nicht intelligent und angesehen sein. Die Priester waren auch unter allen Gesellschaftsordnungen (in omni lege) reich.

Es kann keinen größeren Widerspruch zwischen zwei Schriften geben, als diese beiden aufweisen. Man möchte sagen: nur die eine kann richtig sein, die andere muß lügen. Und doch sind beide richtig, wenn auch nicht ohne Übertreibungen. Jede für sich allein gäbe nur ein unvollkommenes Bild von der Lage Deutschlands in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie sind beide richtig, gerade weil sie in unversöhnlichem Gegensatz zueinander stehen, denn dieser spiegelt getreulich den großen Gegensatz in den Dingen wider, der damals bestand, und der, eben weil er unversöhnlich war, nur durch den Kampf der beiden und den Sieg des einen über den anderen aufzuheben war.

Der Brief Mayers und die Erwiderung des Aneas Sylvius zeigen uns aufs deutlichste den Kernpunkt, um den die Reformation sich drehte, losgelöst von dem Wust theologischer Zänkereien über Prädestination und Abendmahl usw., den

die kirchlichen Reformatoren der verschiedenen Parteien später darüber gelagert haben.

Aneas Sylvius hatte recht: Deutschland war im fünfzehnten Jahrhundert reich und blühend durch seinen Bergbau und seinen Handel. Er hatte auch darin recht, daß der römische Stuhl vornehmlich auf die Einnahmen aus Deutschland angewiesen war. Denn die anderen großen Kulturnationen Europas hatten sich damals bereits von der päpstlichen Ausbeutung in hohem Grade freigemacht. Um so mehr warf sich die Kurie mit der ganzen Kraft ihrer ausbeuterischen Fähigkeiten auf die deutsche Nation, und um so hartnäckiger verweigerte sie dieser jede, wenn auch noch so geringe Konzession. Eine Milderung der päpstlichen Ausbeutung war nicht zu erwarten. Deutschland mußte sie entweder widerstandslos dulden oder sich völlig losreißen von Rom.

Und dieser Gedanke faßte immer festeren Fuß, denn Martin Mayer hatte auch recht. So sehr auch der Reichtum in Deutschland zunahm, so bedeutete doch die päpstliche Ausbeutung eine höchst drückende Last und ein Hemmnis der ökonomischen Entwicklung.

Schon der Umstand benachteiligte Deutschland, daß es eine Last zu tragen hatte, von der die übrigen Kulturnationen frei waren. Auch in Frankreich, in England, in Spanien beutete die Kirche die Volksmassen aus. Aber der wesentlichste Teil des Ertrags der Ausbeutung blieb im Lande, fiel den herrschenden Klassen zu, die alle fetten Pfründen teils mit eigenen Mitgliedern, teils mit Kreaturen und Schmarotzern aus anderen Klassen besetzten. In Deutschland dagegen fielen viele Pfründen Ausländern zu, Kreaturen des Papstes, nicht der deutschen Fürsten. Und alle einträglichen kirchlichen Stellen in Deutschland waren Handelsartikel, die der Papst an den Meistbietenden verkaufte. „Wie ein großer Teil der Ämter und Stellen an der Kurie käuflich war, so wurden die Pfründen mehr und mehr zu einem

gangbaren Handelsartikel; es kam so weit, daß man den Vertrieb der fetteren Benefizien, um ihn noch schwunghafter zu gestalten, gegen mäßigen Zins den großen Handelsgesellschaften überließ, wie zum Beispiel die Fugger nach dem Tode eines Augsburger Chorherrn dessen Pfründen an sich brachten. Sie wurden dann nochmals verkauft und von den neuen Käufern vielleicht nochmals an den Meistbietenden verpachtet. Wimpheling kannte einen Geistlichen, der vierundzwanzig Pfründen, darunter acht Kanonikate, besaß, ohne auch nur eine selbst zu versehen. Capito sagt sogar einem Straßburger Stiftsherrn Jakob nach, daß er sich hundert Pfründen verschafft und damit einen wahrhaften Handel getrieben habe." (F. v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, Berlin 1890, S. 78.) „Nicht leicht hat einer hier eine fette Pfründe," sagt Hutten einmal, „der nicht zu Rom darum gedient oder viel Geld zur Bestechung dahin geschickt oder sie geradezu durch Vermittlung der Fugger gekauft hat." („Die römische Dreifaltigkeit", Gespräche von Ulrich v. Hutten, übersetzt und erläutert von David Fr. Strauß, Leipzig 1860, S. 106.) Dafür waren die Fugger auch eifrige Katholiken, die mit Geldspenden zur Bekämpfung Luthers nicht sparten.

Ungeheure Summen flossen für alle diese kirchlichen Stellen jahraus jahrein nach Rom und entgingen den großen Ausbeutern in Deutschland, seinen Fürsten und Kaufherren. Und so groß auch die Profite waren, die Handel und Bergbau abwarfen, so rasch Deutschlands Reichtum steigen mochte, die Geldbedürfnisse und die Geldgier der Ausbeuter stiegen noch rascher.

Im fünfzehnten Jahrhundert hatten Warenproduktion und Warenhandel, also die sogenannte Geldwirtschaft, in Deutschland bereits eine namhafte Ausdehnung erreicht. Die Produktion für den Selbstgebrauch, die Naturalwirtschaft, war, als ausschließliche Form der Produktion, selbst auf dem Lande in raschem Rückgang begriffen. Immer größer wurde allenthalben das Bedürfnis nach Geld, am

größten bei den herrschenden Klassen. Nicht nur, weil sich deren Lebenshaltung am raschesten zu einem ausschweifenden Luxus steigerte, sondern auch, weil die Anforderungen an sie wuchsen, die nur mit Geld befriedigt werden konnten. Das absolute Fürstentum, das sich damals entwickelte, brauchte Geld, um seine Söldner und seine Beamten zu bezahlen, es brauchte Geld, um den unbotmäßigen Adel an seinen Hof zu ziehen und sich dienstbar zu machen, es brauchte endlich Geld, um die Werkzeuge seiner Gegner zu bestechen. Da hieß es, Steuern erfinden, Bürger und Bauern schinden und schaben, ihnen auspressen, was erpreßt werden konnte. Aber nur selten genügten die regelmäßigen Einnahmen, und dann hieß es Schulden machen — Schulden, die wieder neue Ausgaben an Zinsen erforderten.

Trotz aller Erpressungen und allen Pumpens kamen die wenigsten Fürsten damals mit ihren Finanzen zurecht, und so empfanden sie — und mit ihnen die Untertanen, auf denen diese und noch andere Lasten ruhten —, daß sie verarmten, trotz des steigenden Reichtums Deutschlands, und daß es unerträglich sei, ruhig zuzusehen, wie der Papst für nichts und wieder nichts den Rahm abschöpfe und ihnen nur die Magermilch lasse.

Aber es war keine so einfache Sache, sich von der päpstlichen Ausbeutung zu befreien. Allerdings, gleich den Fürsten, ja noch weit mehr als diese, litt die Masse der Nation, litten ihre unteren Klassen, die Bauern, die städtischen Proletarier und die unmittelbar darüber liegenden Volksschichten, das Bürgertum und der niedere Adel, unter der Herrschaft Roms. Schon vor Wiclif und Hus, unter Ludwig dem Bayern, hatten sie sich geneigt gezeigt, den Kampf gegen die Kurie aufzunehmen. Aber nicht minder litten die niederen Klassen unter der steigenden Ausbeutung durch den hohen Adel, die großen Kaufleute und die Fürsten, und England wie Böhmen hatten gezeigt, wie gefährlich es für die Machthaber sei, eine der großen Autoritäten in der Gesellschaft

zu untergraben. Wie die Revolutionskriege Frankreichs zu Ende des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts eine Periode der Reaktion in Europa hervorriefen und der allenthalben aufstrebenden Bourgeoisie für lange Zeit die Lust nahmen, auf revolutionäre Weise, im Bunde mit Kleinbürgern und Proletariern, gegen den fürstlichen Absolutismus und den aristokratischen Grundbesitz zu kämpfen, so erzeugten auch die Hussitenkriege eine Periode der Reaktion nicht bloß in Böhmen, sondern auch in Deutschland, und es brauchte lange, bis unter den herrschenden Klassen des Reiches die Ideen der Losreißung von Rom die Oberhand gewannen.

Dazu kam, daß die Allianz zwischen Kaiser und Papst, welche die Luxemburger unter Karl IV. und Sigismund begründet hatten, unter deren Nachfolgern auf dem kaiserlichen Throne, den Habsburgern, ihre Fortsetzung fand. Zu den Gründen, welche die Luxemburger zu Freunden des Papsttums gemacht, gesellte sich für die Habsburger noch die Türkengefahr, die gerade die habsburgischen Lande bedrohte, und die anscheinend nur durch einen vom Papst organisierten Kreuzzug beschworen werden konnte.

Der schläfrige Friedrich III. war in den wichtigsten Fragen der Kirchenpolitik nur ein Werkzeug des schlauen Renegaten Aneas Sylvius; Maximilian, der „letzte Ritter", dieser pedantische Romantiker auf dem Throne, zeigte sich höchst unstet und haltlos. Aber wie eng ihm die kaiserlichen und päpstlichen Interessen verknüpft erschienen, kann man daraus ersehen, daß er den Plan fassen konnte, die kaiserliche Krone mit der päpstlichen Tiara auf demselben Haupte zu vereinigen. Und Karl V., so energisch er den Papst als Herr der habsburgischen Erblande bekämpfte, wann immer dieser seine Pläne kreuzte, so wenig er sich scheute, seine Landsknechte gegen Rom selbst zu senden und dieses verwüsten zu lassen, so energisch trat er als Kaiser in Deutschland für die bedrohte päpstliche Autorität ein — so energisch, wie ein

deutscher Kaiser als solcher damals überhaupt noch auftreten konnte.

Nimmt man zu alledem die heillose Zerklüftung Deutschlands, die allerdings die Macht des Kaisers auf ein Minimum reduzierte, aber auch die Zusammenfassung der Gegner von Kaiser und Papst zu einheitlichem Vorgehen sehr erschwerte, dann ist es begreiflich, daß die Reformation in Deutschland erst ein Jahrhundert nach dem Beginn der Hussitenkriege in Fluß kam.

Inzwischen war aber die Entwicklung auf allen Gebieten weit vorgeschritten. Wie sehr hatten sich die Mittel des geistigen und militärischen Kampfes vervollkommnet! Die Buchdruckerkunst war erfunden und das Geschützwesen ausgebildet worden. Die Mittel des Verkehrs, namentlich des Seeverkehrs, waren hoch entwickelt. Kurz vor der Reformation hatten zum ersten Male in der Weltgeschichte kühne Seefahrer den Atlantischen Ozean direkt quer durchschifft. 1497 John Cabot, von Bristol nach Labrador schiffend, 1498 Kolumbus, von Palos nach Westindien. Die Normannen, die um das Jahr 1000 nach Amerika gelangt waren, hatten den Weg über Island und Grönland gewählt.

Den Anlaß zu diesen Fahrten im fünfzehnten Jahrhundert gab das Vordringen der Türken und anderer zentralasiatischer Völkerschaften, welche die alten Handelswege nach dem Orient sperrten. Dank der Höhe, welche die europäische Schiffahrt damals erlangt hatte, führte dies nicht zur Unterbrechung des Handels zwischen Ostasien und Europa, sondern dazu, daß einerseits längs der Küste Afrikas, andererseits quer über den Ozean neue Straßen nach Indien gesucht wurden. Das Zeitalter der Entdeckungen begann, die moderne Kolonialpolitik nahm ihren Anfang.

Dadurch wurde nicht nur der Gesichtskreis der Menschheit plötzlich ungeheuer erweitert und eine völlige Revolution des menschlichen Wissens angebahnt, sondern auch eine

ökonomische Revolution eingeleitet. Der wirtschaftliche Schwerpunkt Europas wurde vom Becken des Mittelmeers an die Küsten des Atlantischen Ozeans verlegt. Die ökonomische Entwicklung Italiens und des Ostens von Europa wurde unterbunden und gehemmt, die von Westeuropa dagegen durch einen gewaltsamen Stoß plötzlich nach vorwärts gedrängt. Bestehende Gegensätze, sowohl solche zwischen den Klassen als auch solche zwischen den Staaten, wurden aufs äußerste verschärft und auf die Spitze getrieben, neue Gegensätze wurden geschaffen, alle die Leidenschaften entfesselt, die der neuen kapitalistischen Form der Ausbeutung eigentümlich sind, und mit der ganzen Kraft und Rücksichtslosigkeit des Mittelalters, dessen Barbarei man kaum verlassen, zur Geltung gebracht. Alle überkommenen sozialen und politischen Verhältnisse stürzten zusammen, alle herkömmliche Moral erwies sich als haltlos. Eine Reihe ungeheurer Kämpfe durchtobte Europa ein Jahrhundert lang, in denen Habgier und Mordlust und die Raserei der Verzweiflung die grauenhaftesten Orgien feierten. Wer kennt nicht die Bartholomäusnacht, wer weiß nicht, wie die Helden des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland, wie Alba in den Niederlanden, Cromwell in Irland gehaust haben — ganz abgesehen von den Greueln der gleichzeitigen Kolonialpolitik!

Diese riesenhafte Umwälzung, die größte, die Europa seit der Völkerwanderung gesehen, fand erst (außer für England) im Westfälischen Frieden, 1648, einigermaßen einen Abschluß. Sie ging hervor aus der deutschen Reformation, die ganz Europa erregte und die Stichworte und Argumente für die Kämpfenden bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts lieferte, so daß der oberflächliche Beschauer meint, in allen diesen Kämpfen habe es sich nur um Fragen der Religion gehandelt. Man nennt sie in der Tat Religionskriege.

Angesichts alles dessen ist es kein Wunder, daß die deutsche Reformationsbewegung alle früheren Bewegungen dieser Art

an welthistorischer Bedeutung turmhoch überragt, daß sie die Reformation überhaupt geworden ist, daß die Deutschen, trotzdem sie den anderen Kulturnationen Europas in der Empörung gegen Rom so spät nachhinkten, als das auserkorene Volk der Geistesfreiheit gelten konnten, das bestimmt war, sie den anderen Völkern zu bringen.

2. Martin Luther.

Der Mann, der den Funken in das Pulverfaß werfen sollte, an dem der ungeheure Weltbrand sich entzündete, der Mann, der anscheinend der Urheber aller dieser Umwälzungen geworden ist, vergöttert von den einen, verflucht von den anderen, war der Augustinermönch Dr. Martin Luther.

Wenn er in den Mittelpunkt der Bewegung geriet, so verdankte er dies nicht überlegener Einsicht, nicht originellem und kühnem Denken. Darin waren ihm gar manche seiner Zeitgenossen weit voraus. Nicht nur in Frankreich und Italien, sondern auch in Deutschland waren viele Mitglieder der höheren Klassen bereits dahin gelangt, die Formen des kirchlichen Denkens völlig abzustreifen, ja ihrer zu spotten, dank der neueren Bildung des sogenannten Humanismus, der sich zuerst in Italien im vierzehnten Jahrhundert entwickelte, anknüpfend an die Antike, deren Wiedergeburt (Renaissance) er gewissermaßen bedeutete. In Deutschland sind hier namentlich die jüngeren Erfurter Humanisten zu nennen, unter der Führung Mutians, der der Kirche die Wissenschaft entgegenstellte und die Gottheit Christi leugnete. Luther trat in den Kreis dieser Humanisten während seiner Erfurter Studienjahre ein (1501). Aber es scheint, daß mehr ihr fröhliches Leben als ihr Geist ihn anzog; wenigstens war von diesem nicht viel mehr zu merken, als sich nach der Fröhlichkeit der Katzenjammer einstellte, und Martin den Entschluß faßte, ins Kloster zu gehen (1505).

Aber auch unter denen, die der christlichen Lehre treu blieben, fanden sich viele, die sich in wesentlichen Punkten von der katholischen Lehre emanzipierten. Wir wollen nur auf einen verweisen, Johann von Wesel, Professor an der Erfurter Universität, der 1481 starb, zwei Jahre ehe Luther geboren wurde. Mit welcher Kraft zog dieser gegen den Papst los, den „bepurpurten Affen", gegen die Lehren vom Ablaß und der Heiligenverehrung, die Beichte, das heilige Abendmahl, die letzte Ölung, das Fasten! „Wenn der heilige Petrus das Fasten eingesetzt hätte," sagte er einmal in einer Predigt, „so hätte er es wohl getan, um seine Fische besser zu verkaufen."

Ullmann, dessen Schrift: Reformatoren vor der Reformation, I, S. 333, wir dies Zitat entnehmen, hat eingehend über Johann von Wesel gehandelt. „Ob Wesels Schrift und Lehre über den Ablaß," sagt er, „auf die Entwicklung der Überzeugungen Luthers einen Einfluß übte, ist nicht sicher zu entscheiden. Möglich ist es, ja selbst wahrscheinlich, da Luther in Erfurt Wesels Schriften studierte und auch unabhängig von den Schriften die Lehren Wesels auf dieser Universität gewiß fortwirkten. Bei allem dem aber war Wesel bei der Abfassung seiner Schrift gegen den Ablaß theoretisch schon weiter vorgeschritten als Luther im Stadium der Thesenherausgabe; Wesels Polemik war klarer, bewußtvoller und umfassender, sie ging mehr auf das ganze Institut und dessen letzte Gründe, als die, wenn auch kräftige, tiefe und kühne, so doch zugleich in der Erkenntnis noch etwas unsichere, mehr gegen augenblickliche Übelstände gerichtete Polemik Luthers." (A. a. O., I, S. 307.)

Luther, seit 1508 Professor der Theologie in Wittenberg, seit 1515 Stadtpfarrer daselbst, erboste sich über den Ablaßhandel, den um 1517 Tetzel in Sachsen trieb, um das Geld aus den Taschen jener, die nie alle werden, in die unergründliche Schatzkammer des Papstes Leo X. zu eskamotieren. Erbittert darüber, gleich so vielen anderen, entschloß

er sich, dagegen aufzutreten. Die Form, in der er dies tat, war keine ungewöhnliche; er schlug, wie das Universitätsprofessoren damals zu tun pflegten, 95 Thesen (Lehrsätze) über den Ablaß an die Tür einer Wittenberger Kirche an (am 31. Oktober 1517) und erbot sich, darüber zu disputieren. Auch der Inhalt dieser Thesen war kein revolutionärer; sie behandelten bloß Punkte, über die innerhalb der Kirche selbst bis dahin Einigkeit nicht geherrscht hatte. Gegen den Ablaß grundsätzlich aufzutreten, wie Wesel es getan, fiel ihm nicht ein. Sagt doch die 71. These: „Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sei im Fluch und vermaledeiet." Luther selbst erzählte von sich später: „Da ich die Sache wider den Ablaß anfing, war ich so voll und trunken, ja so ersoffen in des Papstes Lehre, daß ich vor großem Eifer bereit wäre gewesen, wenn's in meiner Macht gestanden, zu ermorden, oder hätte zum wenigsten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß ermordet worden wären alle die, so dem Papste nicht hätten wollen gehorsam sein."

Der Streit zwischen Luther und Tetzel war, wie Zeitgenossen der beiden richtig bemerkten, ein bloßes Mönchsgezänk. Aber ein Gezänk, bei dem es sich nicht um bloße Dogmen handelte, sondern um den Geldbeutel, und in dem Punkt war die Kurie stets besonders kitzlich. Und dieses Gezänk fiel in eine höchst unruhige, bedenkliche Zeit. Ganz Deutschland war damals voll Kampfeslust gegen den Papst und seine Kirche. Unter den „Pfeilen gegen den Schurken", wie Hutten sich ausdrückt, die aus Deutschland dem Pfaffentum um die Ohren schwirrten, waren die wichtigsten und wirksamsten die Briefe unberühmter Männer,* eine Reihe von Briefen, die 1515 bis 1517 von Freunden Mutians, namentlich Crotus Rubianus und Hutten, herausgegeben wurden, Satiren und Karikaturen, „die aus den Vertretern

* Wir sind mit Janssen der Meinung, daß diese Übersetzung von „Epistolae obscurorum virorum" weniger mißverständlich ist als die herkömmliche: „Briefe der Dunkelmänner".

der kirchlichen Wissenschaft eine Bande von lauter Idioten und Lumpen machten". (Bezold.)

Der Ablaßschacher hatte lebhafte Proteste allenthalben in Deutschland hervorgerufen; angesichts einer solchen Situation mußte es der Kurie doppelt unerwünscht sein, wenn ein Mann der Kirche selbst, ein Professor der Theologie, einen Streit über eine so heikle Angelegenheit wie den Ablaß entfachte. Nicht lange, und sie mengte sich selbst in den Streit, um Ruhe zu schaffen, bewirkte dadurch aber gerade das Gegenteil dessen, was sie beabsichtigte. Auf der einen Seite bewies sie, wie ohnmächtig sie bereits in Deutschland geworden war, denn es gelang ihr nicht, die kirchlichen und weltlichen Oberen Luthers zu veranlassen, daß sie ihm Schweigen geboten. Dagegen bewirkte das Eingreifen des Papstes, daß alle die zahlreichen Gegner des Papsttums jetzt auf Luther aufmerksam wurden, sich um ihn scharten und ihn vorwärtsdrängten. Dadurch, daß das Duell zwischen Luther und Tetzel zu einem Duell zwischen Luther und dem Papste wurde, wurde es auch eines zwischen diesem und der deutschen Nation.

Ohne rechte eigene Initiative wurde Luther vorwärtsgeschoben von Freund und Feind, zum Bruch mit dem Papsttum. Wenn er 1519 verfluchte, was er noch 1518 gesegnet, für alleinseligmachend erklärte, was er eben noch verdammt, so war dies nicht Folge einer Erweiterung seiner Erkenntnis, sondern die Folge der Wirkung rein äußerer Einflüsse, von denen er sich tragen und leiten ließ.

Die Bannbulle, die der Papst 1520 gegen Luther erließ, war ein Schlag ins Wasser; sie wurde in Deutschland nur so weit beachtet, daß sie Luthers Popularität vermehrte und ihn drängte, auf dem einmal betretenen Wege fortzuschreiten.

Der neugewählte Kaiser Karl V., der 1519 auf Maximilian gefolgt war, berief Luther nach Worms zum Reichstag (1521) in der Hoffnung, es werde ihm gelingen, den streitbaren Professor einzuschüchtern und zum Schweigen zu bringen.

Man hat Luthers Anwesenheit in Worms mit der Hussens in Konstanz verglichen. Aber die Situation war eine ganz andere. Hus hatte sein Vaterland verlassen, um vor einer Kirchenversammlung, einer Versammlung seiner geschworenen Feinde zu erscheinen. Luther erschien auf einem deutschen Reichstag, dessen Stände in ihrer Mehrheit ihm günstig gestimmt waren. Es ist richtig, er hielt sich tapfer, aber er hatte bereits die Brücken hinter sich abgebrochen, er konnte nicht mehr zurück, ohne einen Akt der Feigheit und Ehrlosigkeit zu begehen. Und er folgte vielleicht in Worms nicht nur den Forderungen der Mannhaftigkeit, sondern auch, und mehr noch, den Geboten der Klugheit, wenn er erklärte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen." Denn durch Unterwerfung hätte er seine Feinde nicht versöhnt, seine Freunde aber gegen sich erbittert. Von der Unterwerfung drohte ihm größere Gefahr als von der Standhaftigkeit. Er wußte, wenn er in Worms aufrecht blieb, würden die Fürsten und Ritter nicht dulden, daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt werde. Ungeschädigt verließ er den Reichstag.

Münzer höhnte auch später Luther, weil dieser sich mit seinem Heldentum in Worms so brüstete: „Über deinem Rühmen möchte einer wohl entschlafen vor deiner unsinnigen Torheit, daß du zu Worms vor dem Reich gestanden bist. Dank hab' der deutsche Adel, dem du das Maul also wohl bestrichen hast und Honig gegeben; denn er wähnte nicht anders, du würdest mit deinem Predigen behaimische (böhmische) Geschenke geben, Klöster und Stifte, welche du jetzt den Fürsten verheißest. So du zu Worms hättest gewankt, wäreſt du eher erstochen vom Adel worden als losgegeben; weiß es doch ein jeder."*

Es waren weder außergewöhnliche Einsicht, noch auch außergewöhnliche Kühnheit, die Luther zum Mittelpunkt der

* Hoch verursachte Schutzrede, 1524.

Reformationsbewegung machten. Seine außergewöhnlichen Eigenschaften lagen in anderer Richtung. Nicht als Denker, nicht als Märtyrer zeichnete sich Luther aus, sondern als Agitator, durch eine Vereinigung von Eigenschaften, die nur selten in einem Manne vereinigt sind.

Über dem Doktor und Professor der Theologie vergaß er nie den Bauernsohn. Ein Gelehrter, verstand er doch das Bedürfen, das Fühlen und Denken der niederen Volksklassen, und er wußte ihre Sprache zu handhaben, wie keiner seiner Zeitgenossen, wie nur wenige nach ihm. Ein Meister der Polemik, gleich Lessing, verstand er die seltene Kunst — und darin berührt er sich mit Lassalle, mit dem er sonst nicht viel Ähnlichkeit aufweist —, gleichzeitig die Massen fortzureißen und den herrschenden Klassen zu imponieren.

Das hatte in Deutschland keiner der Gegner des Papsttums vor ihm verstanden. Jeder von ihnen wendete sich in Wirklichkeit, wenn auch nicht immer absichtlich, bloß an eine Klasse. Die einen an die untere, wie zum Beispiel der Verfasser der „Reformation Kaiser Sigismunds", die „das erste revolutionäre Schriftstück in deutscher Sprache" ist (Bezold). Diese gerieten, und mit Recht, bei den höheren Klassen in den Verdacht taboritischer Tendenzen. Die Herrschenden fühlten sich von ihnen nicht nur abgestoßen, sondern oft zu ihrer direkten Verfolgung veranlaßt. Jene Mitglieder der höheren Klassen aber, die sich gegen die päpstliche Gewalt wandten, schrieben nicht für die Masse. So zum Beispiel Gregor von Heimburg, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Stadtsyndikus von Nürnberg, „der bürgerliche Luther vor Luther" (Ullmann), der in einer Reihe ebenso gelehrter wie scharfer Schriften von 1440 bis 1465 das Papsttum auf das entschiedenste bekämpfte. In den Bann getan, von den Nürnbergern und sonstigen Schützern im Stiche gelassen, mußte er nach Böhmen zu Podiebrad flüchten. Nach dessen Tode (1471) ging er nach Sachsen, wo er 1472 sein kampfreiches Leben beschloß.

Ein so tapferer und gewandter Kämpfer er gewesen war, er hatte die Massen kalt gelassen, denn er hatte nicht für sie geschrieben.

Dasselbe gilt von Hutten. Auch er wandte sich anfangs bloß an die oberen Klassen. Selbst als die lutherische Bewegung schon ganz Deutschland ergriffen hatte, als Hutten es für notwendig fand, ein Sendschreiben an die Deutschen aller Stände zu erlassen* (Ende September 1520), da schrieb er es lateinisch und berief sich darauf, er habe bisher lateinisch geschrieben, „um die zu reformierenden Kirchenhäupter erst gleichsam unter vier Augen zu warnen und nicht gleich das gemeine Volk in Mitwissenschaft zu ziehen".

Allerdings, unmittelbar darauf, im Dezember desselben Jahres, sah er sich schon getrieben, an dies „gemeine Volk" zu appellieren, um dessen Kraft für seine Sache zu gewinnen. Seine nächste Schrift erschien deutsch, die „Klag und Vermahnung gegen den unchristlichen Gewalt des Papstes und der ungeistlichen Geistlichen".

Er sagt in dieser Schrift, die in Reimen verfaßt ist:

„Latein ich vor geschrieben hab,
Das war eim jeden nit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Rach."

Aber als deutscher Schriftsteller hinkte Hutten hinter Luther einher, der schon vor ihm, namentlich in dem Sendschreiben „an den christlichen Adel deutscher Nation", und viel wirksamer als Hutten, seine Agitation in deutscher Sprache eröffnet hatte.

Die Verbindung von Gelehrsamkeit mit eindringlicher und packender Volkstümlichkeit wurde bei Luther noch verstärkt

* Omnibus omnis ordinis ac status in Germania Principibus, Nobilitati ac Plebeis, Ulrichus de Hutten, Eques, Orator et Poeta laureatus. Vergleiche darüber D. Fr. Strauß, Ulrich von Hutten, II, S. 89 ff., S. 102 ff. Leipzig 1858.

durch die Verbindung von Eigenschaften, die noch seltener als jene vereinigt gefunden werden: die Vereinigung der Schmiegsamkeit, der charakterlosen Anpassungsfähigkeit des Höflings mit der urwüchsigen Kraft, ja Grobheit des Bauern und der wilden Leidenschaft, die mitunter bis zu blinder Tollwut ausartete, des Fanatikers.

In der Hitze des Kampfes mit Rom wurde Luther aufs äußerste getrieben. Freudig nahm er die Hilfe aller Revolutionäre an, die ihm zueilten, und stimmte in ihren Ton ein. In dem schon erwähnten Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation predigte er geradezu die Revolution. Er tritt ein für Ritter und Bauern, er brandmarkt die Ausbeuter, nicht bloß die Kirchenfürsten, sondern auch die Kaufleute. Er verlangt eine demokratische Organisation der kirchlichen Gemeinde.

Und diese Revolution sollte auf gewaltsame Weise durchgesetzt werden. Gleichzeitig mit dem Sendschreiben an den deutschen Adel gab Luther eine gegen ihn erschienene Schrift des Sylvester Prierias „über das unfehlbare päpstliche Lehramt" mit Randglossen heraus. Da erklärte er im Nachwort: „Wenn die Raserei der Romanisten so fortfährt, so scheint mir kein anderes Heilmittel übrig zu bleiben, als daß der Kaiser, die Könige und Fürsten mit Gewalt der Waffen dazu tun, sich rüsten, diese Pest des Erdkreises angreifen und diese Sache zur Entscheidung bringen, nicht mehr mit Worten, sondern mit Eisen. Wenn wir Diebe mit dem Strang, Mörder mit dem Schwert, Ketzer mit dem Feuer bestrafen, warum greifen wir nicht vielmehr mit allen Waffen diese Lehrer des Verderbens an, diese Kardinäle, diese Päpste und das ganze Geschwür des römischen Sodom, welche die Kirche Gottes ohne Unterlaß verderben, und waschen unsere Hände in ihrem Blute."

Selbst gegen die Fürsten zog er los, wenn sie nicht in sein Horn bliesen, und wir möchten niemand raten, sich über lebende deutsche Fürsten heute so zu äußern, wie es der

„teure Mann Gottes“ tat. Den Kaiser nannte er öffentlich einen Tyrannen. Vom Herzog Georg von Sachsen sprach er einfach als von dem „Dresdner Schwein“. „Fahren die Fürsten fort,“ schrieb er einmal, „auf jenes dumme Hirn des Herzogs Georg zu hören, so befürchte ich sehr, es stehe ein Aufruhr bevor, welcher in ganz Deutschland Fürsten und Magistrate vernichten und zugleich den ganzen Klerus mit einwickeln wird. So nämlich erscheint mir die Lage der Dinge. Das Volk ist überall aufgeregt und hat Augen, will und kann nicht durch die Gewalt gedrückt werden. Der Herr ist es, der dies tut und die Drohungen und vorhandenen Gefahren vor den Augen der Fürsten verbirgt, ja er wird durch deren Blindheit und Gewalttätigkeit solches vollbringen, so daß es mir vorkommt, als sähe ich Deutschland schwimmen im Blut.“ Er sei weit entfernt, dies zu fürchten. Das Verderben stehe nicht ihm, sondern den Fürsten bevor.

Noch 1523, als sich schon Sickingen gegen die Fürsten erhoben hatte und ein allgemeiner Aufruhr drohte, veröffentlichte Luther eine Schrift am 1. Januar: „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei“, gegen die katholischen, nicht bloß geistlichen, sondern auch weltlichen Fürsten. „Gott, der Allmächtige,“ schreibt er da, „hat unsere Fürsten toll gemacht, daß sie nit anders meinen, sie mögen tun und gebieten ihren Untertanen, was sie nur wollen.“ „Gott hat sie in verkehrten Sinn geben und will ein Ende mit ihnen machen, gleichwie mit den geistlichen Junkern.“ „Sie konnten nicht mehr, denn schinden und schaben, einen Zoll auf den anderen, eine Zinse über die andere zu setzen; da einen Bären, hier einen Wolf auslassen, dazu kein Recht, Treu noch Wahrheit bei ihnen lassen funden werden, und handeln, daß Räuber und Buben zuviel wäre, und ihr weltlich Regiment ja so tief daniederliegt wie der geistlichen Tyrannen Regiment.“ Von Anbeginn der Welt an, meint er, sei ein kluger Fürst ein seltener Vogel gewesen; noch viel seltener sei ein frommer

zu finden. „Sie sind gemeiniglich die größten Narren und die ärgsten Buben auf Erden.“ „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht eure Tyrannei und Mutwillen die Länge leiden. Liebe Fürsten und Herren, da wisset euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es ist nicht mehr eine Welt, wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jagtet und triebet.“

Wenn wir bei der Wiedergabe dieser Stellen etwas ausführlich geworden sind, so geschah es nicht nur zur Charakterisierung Luthers. Jetzt, wo „gutgesinnte“ Leute, darunter Stützen der lutheranischen Kirchen, sich so lebhaft über die „maßlose Heftigkeit und Roheit“ der sozialdemokratischen Agitation entrüsten, scheint es uns angezeigt, darauf hinzuweisen, welche Sprache der Mann ungestraft führte, dessen Lehre zu einer der Stützen der heutigen Gesellschaft geworden ist.

Aber während Luther eine solche Sprache führte, hütete er sich wohl, ihr eine entsprechende Tat folgen zu lassen. Bei allem revolutionären Gebaren überschritt er nie die Schranken, die ihm die Rücksicht auf die Gunst seines Herrn und Schützers, des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, zog. Als die Reformation weiter ging, als in dem nationalen Kampfe gegen Rom in Deutschland ebenso wie ehedem in England und Böhmen die Klasseninteressen und Klassengegensätze hervortraten, als es zu einem Bürgerkrieg kam, in dem ein Hüben und Drüben nur galt, da zeigte sich Luther als kein Cato; er schlug sich auf die siegreiche Seite, nachdem er so lange als möglich auf beiden Achseln getragen. Nachdem er von 1517 bis 1522 die Hilfe aller demokratisch-revolutionären Elemente angenommen, mit ihnen allen geliebäugelt hatte, hat er sie von 1523 bis 1525 alle nacheinander im Stich gelassen und verraten, zuerst die ritterliche Opposition unter Sickingen und Hutten, dann die bäuerlich-kleinbürgerliche Opposition im großen Bauernkrieg.

Man geht jedoch zu weit, wenn man behauptet, durch seinen Verrat habe er die Niederlage der einen wie der

anderen verschuldet. Kein einzelner, und sei er noch so gewaltig, kann die Machtverhältnisse der Klassen nach Belieben gestalten. Die Elemente der demokratischen Opposition, die damals in Deutschland scheiterten, waren schon fast ein Jahrhundert früher in Böhmen trotz aller militärischen Erfolge gescheitert; sie waren im sechzehnten Jahrhundert allenthalben in Europa im Niedergang begriffen.

Luther machte nicht die Sache der Fürsten dadurch siegreich, daß er auf ihre Seite trat; sondern dadurch, daß er auf die siegreiche Seite der Fürsten trat, erschien er als Sieger und gewann alle die Belohnungen und Ehren für seine Person und sein Andenken, die der Sieg mit sich bringt. Dadurch aber, daß er vorher fünf Jahre lang mit flammenden Worten die Hilfe aller Revolutionäre aufgerufen, seine Sache als die ihre hingestellt hatte, gewann er die Liebe und Bewunderung aller Ausgebeuteten.

Dieser seltenen Mischung von revolutionärer Leidenschaft und Rücksichtslosigkeit mit charakterlosem Opportunismus schreiben wir es zu, daß Luther während des gewaltigen Sturmes, der im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts über Deutschland dahinbrauste, eine Zeitlang gleichzeitig der populärste und der mächtigste Mann war, anscheinend der Schöpfer und Lenker der ganzen Bewegung. Aber daß er diese Rolle spielen konnte, verdankte er nicht bloß seinen persönlichen Eigenschaften, sondern, und vielleicht in noch höherem Grade, den Verhältnissen des Landes, dessen Fürst ihn schützte.

3. Der sächsische Bergsegen.

Wir haben im vorigen Bande bei unserer Darstellung der Wurzeln der taboritischen Bewegung gesehen, welche Bedeutung die Silberbergwerke im vierzehnten Jahrhundert für Böhmen besaßen, wie die sozialen Gegensätze dadurch gesteigert wurden, welche Macht das Land und dessen Be-

herrscher erlangten. Im fünfzehnten Jahrhundert ging der Ertrag der böhmischen Bergwerke zurück, dagegen kamen damals die Bergwerke Sachsens, namentlich Meißens und Thüringens, gewaltig in Aufschwung. Der Silberreichtum Freibergs war schon 1171 bekannt, das Freiberger Bergrecht ist die Grundlage des Bergrechts für ganz Deutschland geworden. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde es aber überholt durch Schneeberg, wo 1471 neue Erzadern entdeckt wurden, die es für einige Zeit zum ergiebigsten aller deutschen Silberbergwerke machten. 1492 wurde am Schreckenstein eingeschlagen und 1496 daselbst der Grundstein zur Bergstadt Annaberg gelegt. 1516 kam das Joachimsthaler Bergwerk in Aufschwung, das halb böhmisch, halb sächsisch war, 1519 das Marienberger.

In Thüringen war das bedeutendste Bergwerk das Mansfeldische. Seit dem zwölften Jahrhundert in Betrieb, lieferte es neben Kupfer auch Silber und Gold. Der Mansfeldische Kupferschiefer wurde bis nach Venedig transportiert, wo man sich auf das Ausscheiden des Goldes besser verstand als in Deutschland.

Der rasch wachsende Reichtum an edlen Metallen förderte Warenproduktion und Warenhandel in den sächsischen Städten. Erfurt wurde eine reiche und mächtige Stadt als Stapelplatz Sachsens für den Handel nach dem Süden (Venedig); Halle, später Leipzig, wurden die Hauptstapelplätze für den nordischen Handel. Nach beiden Seiten entwickelte sich der Handel auf das lebhafteste. Der Handelsweg von Sachsen nach Italien ging über Nürnberg und Augsburg und trug viel bei zu der mächtigen Stellung, welche diese beiden Städte vom vierzehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert einnahmen.

Mit dem Handel entwickelte sich auch die Produktion. Kunst und Handwerk gediehen in den genannten Städten.

Aber nicht nur das städtische Leben wurde durch den sächsischen „Bergsegen" tief beeinflußt. Vielleicht noch tiefer war seine Wirkung auf dem Lande.

Der Bedarf der Bergwerke an Holz war ein bedeutender; teils an Bauholz, zum Auszimmern der Schachte, zur Anlegung von Gleisebahnen (mit Holzgleisen, wie wir sie in Agricolas Buch „Vom Bergwerk" dargestellt sehen) usw., teils und besonders an Brennholz, zum Schmelzen der Erze. Ursprünglich mochten die Wälder der Markgenossenschaft, in deren Gebiet ein Bergwerk lag, genügt haben, den Bedarf an Holz und Holzkohle zu befriedigen. Je größer aber die Bergwerke wurden, desto weiter mußte man zur Deckung des Holzbedarfes über das Gebiet der Mark hinausgreifen, desto mehr Holz mußte man kaufen. Die Ausscheidung des Bergwerks aus der Mark machte vollends einen geregelten Holzhandel nötig. Wir finden diesen denn auch in Sachsen im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hochentwickelt, bereits das Objekt mehrfacher Handelsverträge.

So erfahren wir zum Beispiel über das Mansfeldische Bergwerk: „1510 haben die Grafen von Mansfeld mit Graf Botho zu Stolberg der (Holz-) Kohlen und des Floßes (geflößten Holzes) halber sich dergestalt verglichen, daß der Graf von Stolberg und seine Untertanen keinen höheren Preis auf die Kohlen machen sollten, sondern diesen: für die Hüttenmeister zu Herkstädt und Mansfeld neun Kübel und denen zu Eisleben acht Kübel für einen Gulden geben und ausfolgen lassen sollen."*

In den Bergwerksbezirken bedurfte man aber noch anderer ländlicher Produkte. Diese Bezirke lagen in der Regel in unfruchtbaren, hochgelegenen, bergigen Gegenden, wo wenig Getreide wuchs, viel zu wenig, um die Menschenmassen zu ernähren, die sich um ein größeres Bergwerk sammelten. Die Bergleute konnten ihr Getreide nicht selbst bauen, sie mußten es kaufen. Je mehr der Bergbau sich entwickelte, desto mehr trat neben dem Holzhandel der Getreide-

* J. A. Bieringens S. S. Theol. Cultor. und Mannßfeldischen Landes-Kindes Historische Beschreibung des sehr alten und löblichen Mannßfeldischen Bergwerks, Leipzig und Eißleben 1743, S. 15.

handel in den Vordergrund. Er bildete zum Beispiel eine der Haupteinnahmequellen Zwickaus, das an der Straße aus den sächsischen „Niederlanden" in das „Hochland" lag.

Bauern und Grundherren wurden so in vielen Gegenden Sachsens frühzeitig zu Warenproduzenten. Sobald sie aber einmal zum Verkauf produzierten, war es ihnen gleich, was sie produzierten, wenn das Produkt nur verkäuflich war. Es mußte nicht just Getreide sein. Der Markt dafür war doch ein beschränkter, viel weiter der für Handelspflanzen. Nirgends in Deutschland war deren Kultur so weit entwickelt wie in Sachsen, namentlich in Thüringen. Den Mittelpunkt ihres Anbaus bildete Erfurt.

„In und um Erfurt stand insbesondere der Waid-, Saflor-, Anis-, Koriander, Korten- und Gemüsebau in Blüte. Die Kultur des Waids, der die Stelle des jetzigen Indigo vertrat, war dort von solcher Wichtigkeit, daß manches Dorf in der Umgebung bei gesegneter Ernte in einem Jahre nach gegenwärtigem Geldwert für mehr als 100000 Taler Waid verkaufte." *

Erfurts Handel versorgte die meisten Färbereien Deutschlands mit Waid und Safran.** Auch Gotha verdankte seinen Reichtum zum großen Teil seinem Handel mit landwirtschaftlichen Produkten, namentlich Getreide, Holz und Waid.***

Noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sollen über dreihundert thüringische Dörfer Waid gebaut haben, trotzdem damals die Konkurrenz des Indigo bereits sehr stark war.†

Die Gegensätze zwischen Grundherren und Bauern, die durch die Entwicklung der Warenproduktion erzeugt werden

---

* Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, II, S. 296.

** Chr. J. Fischer, Geschichte des teutschen Handels, Hannover 1797, II, S. 659.

*** Galletti, Geschichte Thüringens, Gotha 1784, V, S. 143.

† Zur Geschichte der deutschen Wollenindustrie. Hildebrands Jahrbücher 1866, S. 207 ff.

und auf die wir schon wiederholt zu sprechen gekommen sind, mußten demnach zu Beginn der Reformation in Sachsen besonders stark entwickelt sein; besonders hoch der Wert des Landes und die Gier der Grundherren danach; besonders ausgebildet das System der Geldabgaben und die Geldgier der Fürsten und Grundherren; und besonders groß die Abhängigkeit der Bauern von Kaufleuten und Wucherern. Diese Klassen, die Kapitalisten, die Fürsten, die Grundherren, waren es, die den ganzen Gewinn aus dem wirtschaftlichen Aufschwung zogen. Dank der raschen Vermehrung des Geldmetalls und dem Sinken seiner Produktionskosten stiegen damals die Preise der landwirtschaftlichen Produkte enorm. „Alle Menschen auf Erden," sagt Aventin in seiner Chronik, „schreien und klagen, warum doch das Getreide so überschwenglich und je länger je mehr täglich teurer wird, und sind doch allenthalben in Städten, Märkten und Dörfern Bauersleute genug." In Sachsen, dem Mittelpunkt des Bergsegens, muß die Preissteigerung besonders arg gewesen sein. Aber sie half den Bauern nichts. In den Städten dagegen veranlaßte sie die heftigsten Lohnkämpfe.

So finden wir zu Beginn der Reformation die Klassengegensätze in Sachsen besonders schroff zugespitzt. Ähnlich wie hundert Jahre vorher im benachbarten Böhmen. Aber dort hatten die Bergarbeiter noch eine konservative Macht dargestellt. Ihre Proletarisierung war erst in den Anfängen gewesen; sie zählten zu den privilegierten Klassen und waren als Deutsche bei der allgemeinen Lage in Böhmen von vornherein darauf angewiesen, für die überlieferte Ordnung, für den Landesfürsten und den Papst einzutreten.

Seitdem hatte die Proletarisierung der Bergleute und ihre kapitalistische Ausbeutung enorme Fortschritte gemacht. Und in Sachsen waren sie nicht Landesfremde, sie besaßen keine Privilegien, die der Umsturz der bestehenden Ordnung bedrohen konnte. Sie waren, wie wir im ersten Bande gesehen haben (S. 143 ff.), mit dieser Ordnung in den letzten

Jahrzehnten vor der Reformation in immer heftigere Konflikte gekommen. Weit entfernt, einer revolutionären Bewegung entgegenzutreten, waren sie vielmehr stets bereit, wo eine solche ausbrach, sich ihr anzuschließen. Und ihre Zahl, ihre Wehrhaftigkeit und die ökonomische Bedeutung ihres Gewerbes gaben ihnen eine Macht, mit der die Staatsmänner rechnen mußten.

Den größten Machtzuwachs durch den „Bergsegen" erhielt aber die revolutionärste der damaligen Klassen, diejenige, die durch alle Tendenzen der Zeit am meisten begünstigt wurde, das absolute Fürstentum.

Der Besitz von Gold und Silber hat seit den Anfängen der Warenproduktion stets besondere Macht verliehen, vielleicht niemals aber mehr als im sechzehnten Jahrhundert, wo die Machtquellen bereits sehr stark versiegten, die aus der Naturalwirtschaft flossen, und die Machtmittel des Kreditsystems noch wenig entwickelt waren. Nach Gold und Silber drängte daher damals alles. Aber nur mühsam deckten die meisten Fürsten ihre Geldbedürfnisse durch Zölle und Auflagen. Anders die Fürsten, in deren Gebiet gold- oder silberreiche Bergwerke lagen.

Ohne jedes Risiko, wenigstens dort, wo sie den Bergbau nicht selbst betrieben, erwarben sie große Schätze; denn die Gewerken, die Ausbeuter des Bergwerks, mußten die Bergbauberechtigung teuer bezahlen, namentlich in Bergwerken auf edle Metalle, wo zu dem Bergzehnten noch der Schlagschatz kam. Dazu gesellten sich oft noch andere Abgaben, Stollenneuntel, Hüttenzins usw. Die Gewerken wurden dabei oft arm, namentlich wenn es kleinere Leute waren, aber die Fürsten reich, reich an barem Gelde.

Die bestgefüllte Geldkiste unter den deutschen Fürsten zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts besaßen die Herren von Sachsen. Seit der Erbteilung der Brüder Ernst und Albrecht (1485) zerfiel das Kurfürstentum Sachsen in zwei Teile: Ernst erhielt als

Hauptteil Thüringen, Albrecht Meißen. Die Silberbergwerke im Erzgebirge waren jedoch nicht geteilt worden. Sie blieben gemeinsames Eigentum der beiden Häuser, bloß der Ertrag wurde geteilt. Dank diesen Erträgen spielten im sechzehnten Jahrhundert die sächsischen Fürsten eine hervorragende Rolle in Deutschland, die erste neben dem Kaiser.

Der Rest kaiserlicher Macht beruhte damals zum großen Teil nur noch auf der Geldnot und der Habgier der deutschen Fürsten, namentlich der Kurfürsten. Diese waren tatsächlich zu selbständigen Herren geworden; wenn sie sich die kaiserliche Würde gefallen ließen, so vornehmlich deswegen, um einen Käufer zu finden, dem sie einen, in Wirklichkeit recht unerheblichen Teil ihrer Souveränitätsrechte verschachern konnten. Dieselbe Rolle, die ehedem zu Ende der altrömischen Republik die Lumpenproletarier der Hauptstadt und dann das Prätorianergesindel gespielt, spielten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Kurfürsten. Jede Kaiserwahl wurde für sie ein gutes Geschäft. Von allen Kandidaten nahmen die edlen Herren Bestechungsgelder, um schließlich dem Meistbietenden ihre Stimmen zu geben.

Vielleicht am schamlosesten ging es bei dem Wahlgeschäft zu, das die Ernennung eines Nachfolgers Maximilians I. bezweckte, noch bei dessen Lebzeiten begann und von 1516 bis 1519 dauerte. Dieselben Dynastien, die damals um die Vorherrschaft in Europa stritten und abwechselnd das Papsttum zu ihrem Werkzeug machten, bewarben sich auch um die Kaiserkrone: die französische der Valois und die der Habsburger, deren Machtzentrum damals aus Deutschland nach Spanien glitt.

Fast alle Kurfürsten nahmen von beiden Seiten Geld — von dem französischen Franz I. wie von dem spanischen Karl I. Namentlich die beiden Hohenzollern, Joachim I. von Brandenburg und sein Bruder Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, entwickelten eine Geldgier und

einen Schachergeist, wie sie unsere „Arier" nur bei dem unverfälschtesten Judentum suchen.

Der einzige der Kurfürsten, der kein Geld nahm, war Kurfürst Friedrich von Sachsen (von der Ernestinischen Linie, der Thüringen zugefallen war). Ihm selbst hatten die anderen Kurfürsten, lüstern nach den Schätzen des Mitbesitzers der Silberbergwerke Meißens, die Kaiserkrone angeboten — natürlich gegen entsprechendes Trinkgeld. Allein Friedrich wies diese Krone zurück. Er wußte, sie sei den Preis nicht wert, und er lenkte die Wahl auf den Habsburger. Trotz der Tiroler Bergwerke, der Handelsblüte der damals habsburgischen Niederlande und der Macht Spaniens schien ihm der Habsburger Karl für die Selbständigkeit der deutschen Fürsten weniger bedrohlich als Franz I., der Besitzer des damals schon wohlorganisierten und kompakten Frankreich.

Auf weitere Erwägungen, welche die Wahl Karls förderten, so die Türkengefahr, wollen wir hier nicht eingehen.

Durch seinen Reichtum und seine Macht wurde der Kurfürst von Sachsen der Kaisermacher. Aber er wurde dadurch auch der Mittelpunkt der Opposition, welche die nach Selbständigkeit strebenden deutschen Fürsten dem Kaiser und dem Papst bereiteten. Zu Beginn der Reformation spielte Sachsen in Deutschland eine ähnliche Rolle wie in der neuen Zeit Preußen.

Die 1502 von Friedrich gegründete Universität Wittenberg erhielt die geistige Leitung der romfeindlichen und gleichzeitig fürstenfreundlichen Bewegung. Luther, seit 1508 Professor an ihrer Schule, geriet unter ihren Einfluß, wurde schließlich ihr Wortführer und der Vertrauensmann und Schützling des Kurfürsten. Und der Monarch, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, wagte sich an Friedrich nicht heran und mußte ihn und seine Leute gewähren lassen.

Sachsen ist aber der geistige Mittelpunkt nicht bloß der absolutistischen, siegreichen, sondern auch der demokratischen, unterliegenden Opposition gegen Rom geworden. In Thü-

ringen war es noch einer Reihe kleinerer Städte gelungen, ihre Reichsunmittelbarkeit, das heißt die Freiheit von fürstlicher Herrschaft zu wahren, so Mühlhausen, Nordhausen und andere. Erfurt stand unter der Oberhoheit des Erzbischofs von Mainz; es wußte jedoch die Herzöge von Sachsen auf das geschickteste gegen diesen auszuspielen. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch dauerten die Streitigkeiten um Erfurt zwischen den Erzbischöfen von Mainz und dem Hause Sachsen. Nur die Stadt selbst zog Vorteil aus dieser gegenseitigen Eifersüchtelei; sie entzog sich der Oberherrschaft der Erzbischöfe, ohne der sächsischen Herrschaft anheimzufallen; sie konnte sich zu den Reichsstädten zählen. Erfurt war zu Beginn der Reformation die erste Handelsstadt Mitteldeutschlands, die allerdings bald ihren Platz an das aufstrebende Leipzig abgeben sollte, das bereits die alte Handelsstadt Halle überflügelt hatte. Erfurts Universität galt im fünfzehnten Jahrhundert als die vornehmste Deutschlands. Sie wurde der Sitz des jüngeren deutschen Humanismus, der sich den gleichgesinnten Bewegungen Italiens und Frankreichs anschloß und mit ihnen in genialer und übermütiger Verhöhnung des überlieferten Glaubens zu wetteifern suchte. Wir haben dieses Kreises bereits gedacht, der sich um Mutian bildete, dem Hutten und eine Zeitlang auch Luther angehörte, und der auf rein geistigem Gebiet die entschiedenste Lossagung von den überkommenen kirchlichen Anschauungen bedeutete.

Aber nicht bloß die gelehrte und bürgerliche Opposition fand in sächsischen Städten ihre besondere Förderung, sondern auch die kommunistische.

4. Die Schwärmer von Zwickau.

Wir haben im ersten Bande die kommunistische Bewegung Deutschlands zur Zeit der katholischen Reaktion Karls IV. verlassen. Den blutigsten Verfolgungen gelang es nicht, die

Bewegung gänzlich auszurotten, die aus dem innersten Bedürfen einer stets sich ergänzenden und stets wachsenden Volksschicht, des Proletariats, ihre Nahrung zog. Aber es gelang dieser Bewegung auch nicht vor der Reformation, größere Bedeutung zu erlangen, denn die Klasse, auf die sie sich stützte, das Proletariat, war zwar unausrottbar, aber viel zu schwach und unbedeutend für das gesellschaftliche Leben, um sich hervorwagen zu können, solange die herrschenden Gewalten alle festsaßen und sich nicht durch gegenseitigen Kampf erschütterten.

Die Hussitenkriege blieben auf die deutsche Bewegung nicht ohne Einfluß. Eiferten sie auf der einen Seite die herrschenden Klassen zu besonderem Mißtrauen und besonderer Strenge gegenüber allen verdächtigen Regungen in den unteren Klassen an, so wurde andererseits durch sie Böhmen ein Asyl, von dem aus deutsche Emigranten auf Deutschland wirken konnten. Die tschechischen Taboriten unterstützten eifrig die Propaganda im Ausland. „Was uns von hussitischer Propaganda in Deutschland überliefert ist, weist fast durchgängig auf taboritischen Ursprung zurück. In den Heeren der ‚Brüder' erhob sich der hussitische Geist zu universalen Entwürfen; hier wurde mehr als einmal der kühne Gedanke laut, man werde und müsse die ganze Christenheit mit den Waffen oder auf dem Wege friedlicher Belehrung zur Annahme der Wahrheit bringen. Die ‚Ketzerbriefe', die volkstümlichen Manifeste der Taboriten, worin sie alle Christen ohne Unterschied der Nation oder des Standes zur Befreiung von der Pfaffenherrschaft und zur Einziehung der geistlichen Güter aufriefen, wurden bis nach England und Spanien getragen; im Dauphiné schickte das Volk Geldbeiträge nach Böhmen und begann auf gut taboritisch die Herren totzuschlagen. Vor allem in Süddeutschland finden wir taboritische Emissäre tätig. Zwei wesentliche Momente kamen hier der böhmischen Propaganda zustatten, einmal das Vorhandensein zahlreicher Waldenser-

gemeinden, dann ein starker sozialistischer Zug, der sich namentlich in den unteren Schichten des Stadtvolkes bemerklich machte und neben den Juden in erster Linie die reiche Hierarchie bedrohte."*

Ein anderes sichtbares Ergebnis hatte diese Propaganda von Böhmen aus freilich nicht, als eine Reihe von Märtyrern zu liefern.

Den Einfluß des Taboritentums empfanden natürlich vornehmlich die Nachbarländer Böhmens, darunter wieder in erster Linie die ökonomisch entwickeltsten, Franken und Sachsen. Bereits 1425 wurde in Worms ein „Hussitischer Missionar" verbrannt, der sächsische Edelmann Johann von Schlieben, genannt Dräudorf, der sich allerdings schon vor dem Ausbruch der Hussitenkriege, 1416, einer kommunistischen Sekte angeschlossen und sein Vermögen an seine armen Mitbrüder verteilt hatte. Nachdem er lange in Sachsen, am Rhein und in Franken gewirkt hatte, wurde er ergriffen, als er versuchte, die zwei vom Kirchenbann betroffenen Städte Heilbronn und Weinsberg aufzuwiegeln.

Besonders bemerkenswert ist aber Friedrich Reiser, der aus einer schwäbischen Waldenserfamilie stammte, jedoch in Nürnberg (von 1418 bis 1420) seine Ausbildung erhielt, wo damals das beghardisch-waldensische Sektierertum sehr stark war. Als wandernder Agitator (Apostel) durchzog er Deutschland, die Schweiz, Österreich, um endlich in Prag seine Zuflucht zu suchen. Dort ließ er sich von einem taboritischen Geistlichen zum Priester weihen (1433); im Jahre darauf verließ er aber wieder Böhmen, um seine Agitationsfahrten durch Deutschland fortzusetzen. Er wirkte nun vornehmlich in Franken, in Nürnberg, Würzburg, Heilbronn. 1447 nimmt er an einem Kongreß (Apostelsynode) der Brüder zu Heroldsberg bei Nürnberg teil, wo er zum Bischof gewählt wird; einige Jahre später finden wir ihn als Teil-

* Fr. von Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, S. 127, 128.

nehmer an einem Kongreß deutscher Waldenser in Tabor, auf dem die erschütterte Organisation der Gemeinden wieder hergestellt wurde. Reiser wurde Oberdeutschland als Provinz zugewiesen; er ließ sich in Straßburg nieder. 1458 wurde er dort den Dominikanern denunziert und nach einem martervollen Prozeß verbrannt.*

Reisers Lebenslauf ist charakteristisch; er zeigt uns, welch enge Verbindung trotz des damals wütenden nationalen Kampfes zwischen den tschechischen Taboriten und den deutschen „Brüdern" bestand.

Auch nach dem Sturze Tabors hörte die Verbindung mit Böhmen nicht gänzlich auf. Erinnern wir uns der Verhandlungen zwischen den böhmischen Brüdern und den Waldensern, die eine Vereinigung der beiden Sekten bezweckten, schließlich aber scheiterten.

Das Auftreten des Pfeifers von Niklashausen scheint ebenfalls noch auf ein Fortwirken taboritischer Einflüsse hinzudeuten. In Niklashausen, einem ostfränkischen Dorf an der Tauber, trat 1476 ein Jüngling auf, Johann, „wahrscheinlich nach seinem Geburtsland, vielleicht auch nach seinen Meinungen Behem, Böheim, Böhme genannt".** Er war ein Musikant, „wie noch heute viele unserer Musikanten aus Böhmen zu kommen pflegen", und hieß nach seinem Beruf der Pauker oder Pfeifer. Aber 1476 verbrannte er seine Pauke und fing an, das Evangelium der Gleichheit und der Revolution zu predigen, aufgefordert von der heiligen Jungfrau, wie er selbst sagte, aufgestachelt von einem anderen, wie seine Gegner behaupteten, welcher andere nach den einen ein „Jünger Hussens", nach anderen einer der strengen Franziskaner, nach einer dritten Quelle, der ältesten, ein Begharde gewesen sein soll. Eine alte, wahrscheinlich gleichzeitige Ur-

* Vergleiche über Reiser L. Keller, Die Reformation usw., S. 261 bis 281.

** Ullmann, Reformatoren, I, S. 423.

kunde (vollinhaltlich abgedruckt bei Ullmann, S. 441 ff.) gibt an, er habe erklärt: „Der Kaiser ist ein Bösewicht, und mit dem Papst ist es nichts. Der Kaiser gibt den geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Rittern Zoll und Auflegung über das gemeine Volk: Ach weh, ihr armen Teufel!"

„Die Geistlichen haben viel Pfründen, das soll nicht sein; sie sollen nicht mehr haben, als von einem Mal zum anderen reicht. Man wird sie erschlagen, und in kurzem wird es dahin kommen, daß die Priester gern ihre Platten bedecken möchten, um nicht erkannt zu werden. Eher wolle er einen Juden bessern, denn einen Geistlichen und Schriftgelehrten.

„Die Fische im Wasser und das Wild auf dem Felde sollen gemein sein. Würden die geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Ritter nicht mehr haben wie die Gemeinen, so hätten wir alle genug, was denn auch geschehen soll. Es wird dahin kommen, daß die Fürsten und Herren noch um einen Tagelohn arbeiten müssen."

Der Erfolg des kühnen Agitators war groß, massenhaft strömten ihm Bauern und Proletarier zu. „Die Handwerksgesellen, wie es uns ein Chronist anschaulich berichtet, liefen aus den Werkstätten, die Bauernknechte vom Pflug, die Grasemägde mit ihren Sicheln, alle ohne Urlaub ihrer Meister und Herren, und wanderten in den Kleidern, darin sie die Tobsucht ergriffen hatte; die wenigsten hatten Zehrung, aber die, bei denen sie einkehrten, versahen sie mit Essen und Trinken und war der Gruß unter ihnen nicht anders denn Bruder und Schwester."*

Zehntausende kamen zusammen bei kommunistisch-enthusiastischen Picknicks, ähnlich denen, die wir in den Anfängen Tabors kennen gelernt haben. Schließlich soll man noch weiter gegangen sein und eine bewaffnete Erhebung geplant

* Ullmann, a. a. O., S. 426.

haben. Ob diese wirklicher Grund oder bloßer Vorwand des Einschreitens war, ist heute nicht mehr festzustellen. Genug, der Bischof Rudolf von Würzburg schickte nun seine Reiter aus, die den Pfeifer im Schlafe überfielen und gefangen nahmen, seinen Anhang, der ihn schützen wollte, mit leichter Mühe zersprengten. Den Unglücklichen erwartete mit zweien seiner Genossen das gewöhnliche Widerlegungsmittel jener Zeit, der Scheiterhaufen.

Die Tätigkeit Dränsdorfs (Schliebens) wie die Reisers und des Pfeifers Johann Böhme deutet ebenso wie zahlreiche andere Tatsachen darauf hin, daß Franken im fünfzehnten Jahrhundert ein Hauptherd der waldensisch-beghardischen Bewegung in Deutschland wurde, wie es früher schon das Rheintal geworden war, die große Verkehrsstraße zwischen Italien und den Niederlanden, die von Süden her Waldenser, von den Niederlanden her Begharden nach Deutschland gebracht hatte, die gerade an dieser Verkehrsstraße die ökonomisch höchststehenden Teile des Reiches fanden. Köln, Straßburg, Basel waren im vierzehnten Jahrhundert Hauptorte der Bewegung gewesen, zu ihnen gesellte sich nun Nürnberg.

Ein weiterer Hauptherd bildete sich in Sachsen. Neben Böhmen und Franken gehörte im fünfzehnten Jahrhundert Meißen zu den Gegenden, in denen Kongresse der „Brüder" abgehalten wurden — zum Beispiel eine allgemeine Synode drei Jahre nach der Taborer, von der wir oben gesprochen, in Engelsdorf —, was unmöglich gewesen wäre ohne eine erhebliche Ausdehnung der Bewegung in jener Gegend.

Natürlich konnten die kommunistischen Sekten nur in der Form geheimer Verbindungen existieren. „Abgelegene Mühlen, Weiler, Höfe wurden die gewöhnlichen Sitze der ‚Brüder', und im kleinsten Kreise sammelten sie sich, wenn sie ihren Gottesdienst hielten, um jedes Aufsehen zu vermeiden.

„Dies sind die Versammlungen, welche in Tritheims Sponheimer Chronik zum Jahre 1501 beschrieben werden.

‚Sie kommen zusammen,‘ sagt Tritheim, ‚in Gruben und verborgenen Höhlen zur Nachtzeit; hier treiben sie wie Bestien schändliche Unzucht. Dieses niederträchtige Geschlecht wächst und mehrt sich täglich auf wunderbare Weise.‘“ *

Wie andere rebellische Richtungen, bekamen auch die „Grubenheimer“ seit dem erfolglosen Auftreten von Papst und Kaiser gegen Luther, seit der Verbrennung der Bannbulle (1520) und noch mehr seit dem Wormser Reichstag von 1521 den Mut, offen hervorzutreten. Dieser Reichstag war die Katastrophe für Kaiser und Papst in Deutschland.

Die beste Stütze von gesellschaftlichen oder politischen Mächten, welche ihre materielle Grundlage verloren haben, ist ihr traditionelles Ansehen, ihr Prestige. Kraft dessen können sie sich unter Umständen lange auch gegen überlegene Gegner halten — je länger, um so rascher freilich dann der Zusammenbruch, wenn sich dieses Prestige in einer Kraftprobe als hohler Schein erweist.

Für Kaiser und Papst bewirkten dies die Ereignisse von 1520 und 1521. Noch niemand in Deutschland hatte bisher den beiden vereint ungestraft getrotzt. Nun erhob sich ein einfacher Mönch, ihnen entgegenzutreten, und sie wagten es nicht, ihn niederzuschlagen. Die Bannbulle blieb völlig wirkungslos, und triumphierend verließ Luther den Reichstag, wenig bedroht durch die lahme Reichsacht, die ihm nachhinkte. Je weniger die unteren Schichten des Volkes die Fürsten und Ritter bemerkten, die hinter Luther in Worms gestanden hatten, je isolierter dieser für das Volksbewußtsein dort erschienen war, desto mächtiger mußte der Ausgang des Reichstags auf die große Masse wirken. Erwies sich die Wahrheit so stark, daß ein simples Mönchlein sie den größten Beherrschern der Christenheit gegenüber unverzagt und ungestraft vertreten konnte, dann durften sich

* L. Keller, Die Reformation, S. 304.

alle ungescheut hervorwagen, die eine gute Sache zu vertreten hatten.

In Sachsen ging's zunächst los. Wenige Wochen nach der Erklärung der Reichsacht gegen Luther und seine Freunde, im Juni 1521, erhob sich das Volk von Erfurt und machte in einer Reihe von Aufständen dem katholischen Kirchenregiment ein Ende. Auch in Wittenberg kam es zu Unruhen, für uns besonders wichtig sind aber die Bewegungen zu Zwickau, deren Anfänge in das Jahr 1520 zurückreichen.

Wir haben bereits oben gesehen, daß diese Stadt Bedeutung hatte als Vermittlerin des Getreidehandels zwischen dem sächsischen Tiefland und den Bergwerksgegenden. Je mehr sich der Bergbau entwickelte, desto mehr blühten Zwickaus Handel und Industrie auf. Namentlich als 1470 die Silberschätze des benachbarten Schneeberg entdeckt worden, wuchs der Reichtum in Zwickau rasch. „Erst nach dem Anbruch der Schneeberger Bergwerke erhielt unsere Stadt ihre noch jetzt sichtbare Verbesserung hinsichtlich der Gebäude. Viele Bürger, zum Beispiel Mich. Polner, Joh. Federangel, Andr. und Nik. Gaulenhöfer, Klem. Schicker (meist Tuchmacher) und besonders die beiden nachher in den Adelsstand erhobenen Brüder Martin und Nikolaus Römer wurden dadurch reich, und Nahrung und Verdienst der übrigen verbesserte sich durch die verbesserte Geldmenge.“*

Die reichsten Leute Zwickaus waren Tuchmacher. „Vor dem Dreißigjährigen Kriege war seit den ältesten Zeiten das Hauptgewerbe die Tuchweberei. Bereits 1348, wo sie Statuten erhielten, bildeten die Tuchmacher eine Innung, die vornehmste und wahrscheinlich die älteste des Ortes, und in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lieferte Zwickau nebst Oschatz die meisten und besten Tuche im

* E. Herzog, Chronik der Kreisstadt Zwickau, I, S. 81.

Meißnerland, obgleich dieselben immer noch nicht den beliebten lündischen (Londoner) und niederländischen gleichkamen. 1540 zählte man unter den Hausbesitzern 230 Tuchmacher, ja, einer alten, wohl nicht unbegründeten Sage nach soll deren Zahl in den blühendsten Zeiten bis auf 600 gestiegen sein."*

Diese „blühendste Zeit" war gerade jene, von der wir hier handeln. Im Jahrzehnt des Bauernkriegs wurden jährlich durchschnittlich 15000 bis 20000 Stein Wolle verarbeitet und 10000 bis 20000 Stücke Tuch produziert.

Die Tuchmacher bildeten nicht nur der ökonomischen Bedeutung, sondern auch der Zahl nach einen wichtigen Teil der Bevölkerung der Stadt. Sie zählte damals ungefähr 1000 Häuser; davon war in der blühendsten Zeit ein Viertel bis die Hälfte im Besitz von Tuchmachermeistern (jedenfalls mehr als 230, vielleicht annähernd 600).

Die Tuchmacherei war Exportgewerbe, sie wurde kapitalistisch von großen Kaufleuten ausgebeutet. Es war damals nichts Ungewöhnliches, daß reiche Kaufleute mit der Ausbeutung der Konsumenten durch den Handel die Ausbeutung der Arbeiter in den zwei großen kapitalistischen Industrien jener Zeit verbanden, der Weberei und dem Bergbau. Das bekannteste Beispiel davon sind die Fugger, die ihren Reichtum nicht nur aus dem Handel mit allem möglichen zogen (auch mit kirchlichen Stellen, wie wir gesehen haben), sondern auch aus der Ausbeutung der Augsburger Weber und der Tiroler Bergleute. Etwas Ähnliches vollzog sich in Zwickau. Die Gewerken in Schneeberg waren zum großen Teil Zwickauer Tuchmachermeister und Tuchhändler, darunter vornehmlich der schon erwähnte Kaufmann Martin Römer, der sächsische Fugger, der 1483 mit Hinterlassung eines großen Vermögens starb.**

---

* A. a. O., I, S. 234.

** A. a. O., II, S. 140 bis 149.

Aber die Bergleute, die durch die Fugger ausgebeutet wurden, waren von den Augsburger Webern räumlich weit entfernt. In Zwickau dagegen saßen die ausgebeuteten Webergesellen, die „Tuchknappen", ganz nahe bei den von denselben Kapitalisten ausgebeuteten Bergleuten. Es war dies eine ganz eigenartige Situation. Der rebellische, trotzige Sinn der Bergleute mußte den Tuchknappen Courage machen. Der kommunistische Enthusiasmus dieser mußte auch jene anstecken. Da dürfen wir uns nicht wundern, daß die Kommunisten in und um Zwickau die ersten waren, die in Deutschland während der Reformation es wagten, offen ihr Haupt zu erheben.

Schon 1520 finden wir daselbst eine organisierte Gemeinde mit Vorstehern, die Apostel hießen, wie bei den Waldensern. Das langersehnte tausendjährige Reich schien ihnen jetzt zu kommen durch ein furchtbares blutiges Strafgericht Gottes, eine gewaltsame Revolution. Ihr Hauptanhang waren die Tuchknappen der Stadt; aber sie gewannen Genossen auch unter den Bergleuten und unter manchen Gebildeten; unter den letzteren wird genannt Max Stübner, der in Wittenberg studiert hatte, einer der „Apostel". Ihr Führer war der Weber Nikolaus Storch.

Auch außerhalb Zwickaus gewannen sie Einfluß, sogar zu Wittenberg selbst. Neben den niederen Volksklassen waren es dort ebenfalls gebildete Ideologen, die sich ihnen zuwandten. Noch waren damals die Klassengegensätze in der Reformationsbewegung nicht hervorgetreten, noch erschien diese einerseits als eine nationale, die ganze Nation ohne Unterschied der Klasse in gleichem Sinne umfassende, und andererseits als eine rein religiöse Bewegung zur Reinigung der Kirche, zur Wiederherstellung des evangelischen Christentums.

Wir haben bereits im ersten Band darauf hingewiesen, wie leicht in diesem Stadium der Bewegung Ideologen, die nicht direkt an der Ausbeutung der unteren Volksklassen

interessiert waren, dazu gelangen konnten, der kommunistischen, auf die urchristliche Tradition gestützten Bewegung sympathisch entgegenzukommen.

Selbst auf Melanchthon, Luthers Freund und Mitarbeiter, machten die Zwickauer Schwärmer tiefen Eindruck. Man sehe aus vielen Zeichen, meinte er, daß gewisse Geister in ihnen wohnten. Über Nikolaus Storch schrieb er an den Kurfürsten Friedrich: „Hab' so viel von ihm vermerkt, daß er der Schrift Sinn recht hat, in den höchsten und vornehmsten Artikeln des Glaubens, wiewohl er eine sonderliche Weise zu reden führt." Friedrich selbst wußte infolge der Haltung seiner Theologen nicht recht, was er von den Schwärmern denken solle. Melanchthon war klug genug, sich nicht zu kompromittieren und Luther die Entscheidung über die Natur dieser Schwärmgeister zu überlassen; aber er fühlte sich so sehr zu ihnen hingezogen, daß er einen der „Apostel", den schon genannten Stübner, in sein Haus aufnahm. Luther konnte ihm über die Zwickauer anfangs nicht viel sagen; er wohnte auf der Wartburg, wo er abwartete, welchen Erfolg die gegen ihn ausgesprochene Reichsacht haben werde. Bald freilich wurde es Luther klar, wohin die „Brüder" hinauswollten, und dann trat er energisch gegen sie auf.

Viel entschiedener als Melanchthon wandte sich den Schwärmern Luthers Freund und Kollege Karlstadt zu, für dessen revolutionäres Ungestüm die Lutherische Bewegung viel zu langsam voranging. Viel früher als Luther, der ihm später nur zögernd folgte, nahm er den Kampf gegen das Priesterzölibat und die lateinische Messe auf. Er eiferte auch gegen die Heiligenbilder und das Fasten, aber er ging noch weiter. Ganz in taboritisch-beghardischer Weise verurteilte der gelehrte Professor jegliche Gelehrsamkeit. Nicht die Gelehrten, sondern die Handwerker sollten das Evangelium predigen, jene von diesen lernen, die hohen Schulen geschlossen werden.

Der weitaus hervorragendste unter den Anhängern der Zwickauer Apostel war aber Thomas Münzer. Er bildet von 1521 bis 1525 den Mittelpunkt der ganzen kommunistischen Bewegung in Deutschland. Seine Gestalt ragt so mächtig daraus hervor, seine Geschichte ist mit der ihren so eng verflochten, und alle zeitgenössischen Zeugnisse darüber beziehen sich so ausschließlich auf ihn, daß auch wir dem allgemeinen Beispiel folgen und als Geschichte der kommunistischen Bewegung der ersten Jahre der Reformation eine Geschichte Münzers geben müssen.

Zweites Kapitel.

Münzers Anfänge.

1. Münzers Biographen.

Wie über manchen Revolutionär vor und nach ihm, dessen Sache unterlegen ist, sind wir auch über Münzer schlecht unterrichtet. Nicht, daß es an Nachrichten über ihn fehlte, aber sie stammen meist von seinen Gegnern her, sind gehässig und unzuverlässig. Die bekannteste Quelle über Münzer sind die Mitteilungen Melanchthons in dessen „Historie Thome Müntzers, des anfengers der Döringischen vffrur, sehr nützlich zu lesen" usw., die wahrscheinlich unmittelbar nach der Niederschlagung des Aufstandes, noch im Jahre 1525 selbst, erschien (sie ist fast in allen Gesamtausgaben der Werke Luthers abgedruckt). Wie objektiv ein Fürstenknecht in jenem Zeitpunkt über den gefährlichsten Feind der Fürsten schreiben konnte, bedarf keiner Auseinandersetzung. Melanchthon hatte besondere Ursache zur Gehässigkeit, denn er hatte eine Zeitlang mit den Genossen Münzers geliebäugelt, wie wir gesehen, von diesen selbst Briefe erhalten, wohl auch beantwortet. In Münzers „Auslegung des neunzehnten Psalms", herausgegeben von Agricola, ist im Anhang ein lateinischer Brief Münzers an Melanchthon abgedruckt, in dem jener diesen zu energischerem Vorgehen gegen die „Gottlosen" mahnt.

Melanchthon war also kommunistischer Sympathien verdächtig. Grund genug für ihn, nach der Niederschlagung der Kommunisten, sein Verbrechen durch verdoppeltes Wüten gegen seine unterlegenen ehemaligen Geistesverwandten zu sühnen.

Auf das Schlechtmachen kommt es dem „sanften" Melanchthon allein an, nicht auf die Richtigkeit. Auch in ganz gleichgültigen Fragen zeigt sich seine Darstellung völlig unzuverlässig und liederlich.

Ein Beispiel genügt. Nach Melanchthon hielt sich Münzer nach seiner Vertreibung von Allstätt ein halbes Jahr lang verborgen, ging dann nach Nürnberg und von dort nach Mühlhausen, wo er ein Jahr lang blieb, bis zum Ausbruch des Bauernkriegs. Das macht zusammen über anderthalb Jahre. In Wirklichkeit war Münzer im August 1524 noch in Allstätt, und im Beginn des April 1525 brach der Bauernaufstand aus. Man sieht, wie lächerlich die Melanchthonsche Chronologie ist, ganz abgesehen davon, daß alle diese Angaben über Münzers Wanderungen keine Spur von Wahrheit enthalten.

Sleidan und Gnodalius haben die Darstellung Melanchthons einfach abgeschrieben. „Das ganze dritte Buch der Geschichte des Bauernkriegs von Gnodalius (erschien 1570) ist eine Übersetzung der Schrift Melanchthons." (O. L. Schäfer, Das Verhältnis der drei Geschichtschreiber des Bauernkriegs, Haarer, Gnodalius und Leodius, historisch-kritisch betrachtet, S. 35. Chemnitz 1876.) Von Sleidan und Gnodalius ist sie in die späteren Geschichten der Zeit übergegangen. Erst die französische Revolution verhalf Münzer einigermaßen zu seinem Rechte. Den Pastor G. Th. Strobel in Wöhrdt (Bayern) regte sie zum Studium des Bauernkriegs, namentlich des Münzerschen Aufruhrs an, er entdeckte die Lücken und Widersprüche der Melanchthonschen Darstellung und suchte ihnen möglichst abzuhelfen in seiner Schrift: „Leben, Schriften und Lehren Thomäe Müntzers, des Urhebers des Bauernaufstandes in Thüringen", Nürnberg und Altorf 1795. Es ist die erste wissenschaftliche Monographie über Münzer, und mit ihr kann sich nur noch eine messen, die des Pastors Seidemann, der 1842 eine Schrift herausgab: „Thomas Münzer, eine Biographie, nach den im Königlich sächsischen

Hauptstaatsarchiv zu Dresden vorhandenen Quellen bearbeitet", Dresden und Leipzig. Seidemann hat eine Reihe neuer Dokumente beigebracht, aber er verspricht im Titel seiner Arbeit mehr als er leistet, denn in den meisten Punkten stützt er sich einfach auf Strobel, den er oft abschreibt, ohne ihn zu nennen.

Die jüngste Arbeit über Münzer ist von O. Merx geliefert, „Thomas Münzer und Heinrich Pfeifer, 1523 bis 1525", Göttingen 1889, eine Doktordissertation, deren Verfasser keine Gelegenheit versäumt, seine gute, fürstentreue Gesinnung an den Tag zu legen. Das Schriftchen bringt einige Einzelheiten und chronologische Richtigstellungen, die auf neuen, in Zeitschriften und Sammlungen verstreuten Materialien beruhen. Aber es bleibt am Äußerlichsten haften und zeigt nicht das mindeste Verständnis für die Ideen und das Wirken Münzers.

Alle anderen Monographien über Münzer, die uns zu Gesicht gekommen, sind wissenschaftlich ohne Wert.

So zum Beispiel L. v. Baczko, „Thomas Münzer, dessen Charakter und Schicksale", Halle und Leipzig 1812, oder P. Streif, „Thomas Münzer oder der thüringische Bauernkrieg", Leipzig 1836.

Am miserabelsten ist des Professors Leo „Thomas Münzer", ein Vortrag, gehalten im Auftrag des evangelischen Vereins in Berlin 1856. Er hat einfach Seidemann abgeschrieben, aber mit servilen Niederträchtigkeiten gespickt.

Aus ihnen allen spricht der Geist des Melanchthonschen Machwerkes und ebenso aus den allgemeinen Darstellungen jener Zeit bis auf Janssen und Lamprecht herab.

Wir kennen unter den selbständigen Darstellungen Münzers nur eine, die der historischen Bedeutung des Mannes und seiner Persönlichkeit gerecht geworden ist: diejenige, die uns W. Zimmermann in seiner „Geschichte des großen Bauernkriegs" gibt, welches Werk, trotzdem seit seiner ersten Auflage mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen ist, immer

noch nicht erreicht, geschweige denn übertroffen wurde, wenn auch einzelne seiner Details veraltet sind.*

Mit Anlehnung an Zimmermann hat Friedrich Engels eine Darstellung des Bauernkriegs und damit auch des Wirkens von Thomas Münzer gegeben in einer Abhandlung, die zuerst im sechsten Heft der Revue der „Neuen Rheinischen Zeitung", Hamburg 1850, erschien und seitdem wiederholt zum Separatabdruck gelangte, unter dem Titel: „Der deutsche Bauernkrieg". (Eine Neuausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von F. Mehring erschien 1908 in der Buchhandlung Vorwärts, Berlin.) Das Material nahm Engels, wie er selbst in der Vorrede sagt, aus Zimmermann, aber er verarbeitete es selbständig auf der Grundlage der materialistischen Geschichtsauffassung und mit Heranziehung der Erfahrungen, die ihm eben die Revolution von 1848 geliefert hatte. Dadurch gewann er eine Reihe neuer wichtiger Einblicke in das Wesen des Bauernkriegs, die uns bei der folgenden Darstellung von großem Nutzen gewesen sind.

Erscheint uns die Auffassung Zimmermanns im allgemeinen wohl begründet, so können wir ihm doch in einem sehr wesentlichen Punkte nicht zustimmen: er faßt Münzer auf als außerhalb seiner Zeit und über ihr stehend: „Münzer eilte auch mit seinen religiösen Ansichten, nicht nur mit seinen politischen, um drei Jahrhunderte voraus."**

Zimmermann kommt zu dieser Anschauung durch Vergleichung der Münzerschen Gedanken mit denen späterer Denker und Neuerer: Penn, Zinzendorf, Rousseau usw. Hätte er sie dagegen mit denen der früheren kommunistischen Sekten verglichen, so würde er gefunden haben, daß Münzer sich ganz in deren Gedankenkreise bewegte. Es ist uns nicht gelungen, einen neuen Gedanken bei Münzer zu entdecken.

---

* Eine populäre Ausgabe ist erschienen bei J. H. W. Dietz in Stuttgart.
** A. a. O., 2. Aufl., I, S. 182.

Auch die organisatorische und propagandistische Bedeutung des Mannes ist unseres Erachtens bisher überschätzt worden. Die Verfolgungen von Begharden und Waldensern, die nicht aufhören, weisen darauf hin, daß sich nicht nur die Ideen, sondern auch die Organisationen kommunistischer Sekten bis in die Reformationszeit hinein erhalten haben. Wir dürfen annehmen, daß gleichzeitig mit Münzer, ja vor ihm, wie das in Zwickau offenkundig geworden, zahlreiche Agitatoren und Organisatoren in gleichem Sinne tätig waren und daß bereits an manchen Orten geheime Organisationen vorhanden waren, auf die sie sich stützen konnten.

Worin Münzer seine kommunistischen Genossen überragte, das waren nicht philosophischer Sinn und Organisationstalent, sondern das war seine revolutionäre Tatkraft und vor allem sein staatsmännischer Blick. Die Kommunisten des Mittelalters waren, wie wir schon wiederholt gesehen haben, im allgemeinen friedfertiger Natur. In revolutionären Zeiten wurden sie freilich leicht von dem revolutionären Feuer fortgerissen. Als die Reformation ganz Deutschland in gewaltige Gärung versetzte, blieben auch die Kommunisten davon nicht unberührt. Aber viele von ihnen scheinen an der Wirksamkeit des gewaltsamen Weges gezweifelt zu haben, namentlich die Süddeutschen, beeinflußt von den schweizerischen Wiedertäufern, die entschieden gegen die Münzersche Anschauung auftraten, daß allein die Gewalt dem Evangelium zum Durchbruch verhelfen könne. Sie wollten nur vom „Kampf mit den geistigen Waffen" etwas wissen, nur „mit dem Wort Gottes die Welt besiegen", wie man damals sich ausdrückte. Wir kommen darauf in der Geschichte der Wiedertäufer zurück.

Von dieser Friedfertigkeit war Münzer weit entfernt. Sein Ungestüm, seine Tatkraft konnten nicht übertroffen werden. Daneben war er aber nichts weniger als ein Wirrkopf und auch kein beschränkter Sektierer. Er kannte die bestehenden Machtverhältnisse in Staat und Gesellschaft, und

bei allem mystischen Enthusiasmus rechnete er mit diesen Verhältnissen. Und weit entfernt, seine Wirksamkeit auf eine kleine Gemeinde Rechtgläubiger zu beschränken, appellierte er an alle revolutionären Elemente jener Zeit, suchte er sie alle seiner Sache dienstbar zu machen.

Wenn er scheiterte, so lag dies in Verhältnissen begründet, die er nicht ändern konnte. Was aber mit den vorhandenen Machtmitteln geleistet werden konnte, das hat er geleistet, und wenn 1525 in Thüringen ein Aufstand der dort so wehrlosen Bauern eine Zeitlang die Ausbeutergesellschaft in ihren Wurzeln bedrohen konnte, so ist dies nicht zum wenigsten Thomas Münzer zu verdanken, seiner Verbindung überschwenglicher kommunistischer Schwärmerei mit eiserner Willenskraft, mit leidenschaftlichem Ungestüm — aber auch mit staatsmännischer Einsicht.

2. Münzers Anfänge.

Münzer wurde zu Stolberg am Fuße des Harz geboren, 1490 oder 1493. Seidemann gibt 1490 an, Zimmermann hat auch das Jahr 1493 angegeben gefunden. Über seine Jugend und seine ersten Studien fehlen alle Nachrichten. Sicher ist, daß er gelehrte Studien mit Erfolg betrieb, denn er erhielt den Doktorgrad. Er wurde Geistlicher, aber er fühlte sich nicht als „schwarzer Gendarm". Seine rebellische Natur kam frühzeitig zur Geltung, denn in Halle, wo er als Lehrer wirkte, stiftete er bereits einen Geheimbund wider Ernst II., Erzbischof von Magdeburg und Primas von Deutschland; da dieser 1513 starb, kann Münzer damals höchstens 23 Jahre alt gewesen sein. 1515 finden wir ihn als Propst in Frohsa bei Aschersleben, wahrscheinlich im dortigen Nonnenkloster. Aber nicht lange. Nach verschiedenen Kreuz- und Querfahrten landete er schließlich wieder in einem Nonnenkloster, in Beutitz bei Weißenfels, wo er Beichtvater wurde. Aber auch dort scheint es ihn nicht geduldet zu haben,

1520 ist er Prediger in Zwickau, im Einvernehmen mit Luther, dessen Sache im Kampfe mit Rom der junge Stürmer und Dränger mit Leidenschaft ergriffen hatte. Zwickau wurde für seine weitere Laufbahn entscheidend.

Anfangs war er Prediger an der Marienkirche, dann aber wurde er Prediger an der Katharinenkirche, in die er sich, wie Seidemann sagt, „eindrängte". Diese Tatsache erschien bisher als sehr unwichtig, uns erscheint sie anders. Denn die Katharinenkirche war gewissermaßen das Gewerkschaftslokal der Tuchknappen. 1475 hatten diese dort ihren eigenen Altar, den „Knappenaltar", gestiftet, den die Zunft (Gesellenschaft?) mit einem Wohnhaus und 35 Gulden jährlich für den Priester dotierte. Auf dem Kirchhof hielten die Weber ihre Versammlungen (Morgensprachen). Die Marienkirche scheint dagegen das Versammlungslokal der Geldprotzen gewesen zu sein. Sie war 1473 von Martin Römer mit einer Stiftung von 10000 rheinischen Gulden, die in Nürnberg zu vier Prozent angelegt waren, zu seinem „Seelgerät" bedacht worden. Dafür sollten dort täglich für den reichen Sünder sieben Seelenmessen gehalten werden.* Dies nebenbei ein Beispiel dafür, wie einträglich für die Kirche die Lehre vom Fegfeuer geworden war.

Ob Zuneigung zu den Tuchknappen Münzer veranlaßte, sich um die Predigtstelle in ihrer Kirche zu bewerben, oder ob seine Annäherung an sie erst die Folge dieses Schrittes war, ist heute nicht mehr zu entscheiden. Sicher ist es, daß er als ihr Prediger in engste Berührung mit ihnen geriet, ihre Anschauungen kennen lernte und sofort auf das mächtigste davon ergriffen wurde. Eine Zwickauer Schrift aus dem Jahre 1523** berichtet über seine Verbindung mit den Tuchknappen, daß „die Knapperei sich zu ihm gehalten und er mit ihnen mehr Konventikel gehalten, denn mit würdiger

* Herzog, Chronik von Zwickau, I, S. 235; II, S. 133 bis 135.
** Abgedruckt im Anhang bei Seidemann, Münzer, S. 109 ff.

Priesterschaft. Dadurch kam es, daß Magister Thomas die Knapperei vorgezogen hat, vornehmlich einen mit Namen Nikolaus Storch. Welchen er so groß auf der Kanzel gerühmt und schön ausgemalt (auspleseniert) und ihn vor allen Priestern erhoben als den einzigen, der in der Bibel Bescheid wisse und sie hoch erkannt im Geist. Zugleich aber rühmte Magister Thomas sich auch, er wisse fürwahr, er habe den Heiligen Geist. Aus dieser Unart ist es erwachsen, daß Storch sich unterstanden, neben Thomas Winkelpredigten aufzurichten, wie es Gewohnheit ist bei den Begharden (Pikarden), die da aufwerfen einen Schuster oder Schneider, zu predigen. Also ist durch Magister Thomas vorgezogen worden dieser Nikolaus Storch, und er billigte (approbierte) es auf der Kanzel, daß die Laien müssen unsere Prälaten und Pfarrer werden und Rechenschaft des Glaubens nehmen. Daraus entsprang und wurde zum Sprichwort die Sekte der Storchitaner. Und sie nahm unter ihnen so zu, daß öffentlich geredet wurde, sie hätten konspiriert und kongregiert zwölf Apostel und zweiundsiebzig Jünger."

Dies kühne Vorgehen der Kommunisten führte notwendigerweise zu einem Konflikt. Solange Münzer bloß gegen die reichen Pfaffen gewettert, hatte er den Beifall von Rat und Bürgerschaft gewonnen. Das änderte sich jetzt.

Der Konflikt äußerte sich zunächst als geistlicher Konflikt zweier Kirchen, der Weberkirche zu St. Katharina und der Protzenkirche zu St. Marien, beziehungsweise als Konflikt ihrer Prediger, Münzer hier, Johann Wildenau von Eger (Egranus) dort. Schon 1520 war der Kampf zwischen beiden im Gange. Entweder war Wildenau wirklich das verkommene Subjekt, als das ihn seine Gegner schilderten, oder er fand in der Bürgerschaft nicht genügende Unterstützung; genug, er mußte vor Münzer weichen (Frühjahr 1521).

Machte dieser Erfolg die Tuchknappen kühner, so mußte er den Rat und die wohlhabende Bürgerschaft ängstlicher

und zu Gewaltmaßregeln geneigter machen. Eine Veranlassung war bald gefunden in einem Weberkrawall, an dem Münzer, wie er noch am 9. Juli 1523 an Luther schrieb, ganz unbeteiligt war. 55 Tuchknappen wurden „in die Türme gesetzt", die am meisten Belasteten entflohen, Münzer wurde ausgewiesen. Auch Nikolaus Storch und andere verließen damals oder bald danach Zwickau, dessen Boden ihnen zu heiß geworden war. Sie gingen nach Wittenberg, wo sie im Dezember 1521 eintrafen und mit Melanchthon und Karlstadt in Verbindung traten, wie wir gesehen. Münzer dagegen wendete sich nach Prag. Im Lande der Taboriten hoffte er Genossen und einen fruchtbaren Boden für seine Wirksamkeit zu finden.

Aber die Zeiten hatten sich geändert. Böhmen war ein schlechterer Boden für taboritische Lehren geworden als Sachsen. Die streitbare Demokratie war längst im entscheidenden Kampfe gegen die großen Aristokraten unterlegen, und der letzte Rest von demokratischem Kommunismus, der in den böhmischen Brüdern fortgewirkt hatte, war bis zur Unkenntlichkeit entstellt, seitdem bei ihnen die bürgerliche Richtung die proletarische überwunden hatte.

Am allerwenigsten konnte Prag der richtige Ort für einen Mann wie Münzer sein. Diese Stadt war selbst zur Zeit des Höhepunktes der taboritischen Macht im besten Falle nur eine laue Freundin, meist aber eine entschiedene Feindin derselben gewesen. Jetzt war sie eine feste Stütze der „großen Hansen" geworden.

Münzer predigte in Prag, wo er im Spätherbst eintraf, mit Hilfe eines Dolmetschers, nachdem er einen böhmischen Aufruf hatte anschlagen lassen, in dem er seinen Namen tschechisierte: „Ja Thomass Minczierz s Stolberku", beginnt er. Aber kaum war man auf ihn aufmerksam geworden, da nahm auch schon die Freiheit des Predigens für ihn ein Ende. Er wurde unter Polizeiaufsicht gestellt (man gesellte ihm gleich vier Wächter bei) und bald darauf aus-

gewiesen. Am 25. Januar 1522 hatte er Prag bereits verlassen.

Zwickau — Prag: man sieht, die heutige Polizeipraxis in Böhmen und Sachsen beruht auf ehrwürdigen Traditionen. Sie ist durch ihr Alter geheiligt.

3. Münzer in Allstätt.

Von Böhmen wendete sich Münzer wieder nach Sachsen, zunächst Nordhausen, wo er einige Zeit blieb, dann nach Allstätt.* Wie Zwickau, war auch diese Stadt dicht an einem großen Bergwerk gelegen, dem Mansfeldischen Kupfer-, Silber- und Goldbergwerk, dessen wir schon gedacht. Wir dürfen wohl annehmen, daß die wehrhafte und trotzige Bergbevölkerung den proletarischen Tendenzen in Allstätt zugute kam und daß Münzers Agitation dadurch begünstigt wurde. Sicher ist es, daß der von Ort zu Ort gehetzte Agitator endlich in Allstätt eine Stätte seines Wirkens fand, die ihm die günstigsten Aussichten bot. Bald hatte er als Prediger festen Fuß gefaßt, und wir dürfen es als Zeichen seiner Zuversicht in die Zukunft betrachten, daß er heiratete (Ostern 1523), eine aus dem Kloster ausgetretene Nonne, namens Ottilie von Gersen.** Auf Mißverständnis beruht die Nachricht, er habe eine Pfarrersköchin geheiratet,*** was übrigens auch kein Unglück gewesen wäre.

---

* Zimmermann und andere schreiben Altstädt. Das Wort dürfte aber mit Alt nichts zu tun haben, wohl aber mit der Wurzel Hal, Salz; der Name Allstätt dürfte wie andere Ortsnamen des so salzreichen Harzgebietes (Halle, Halberstadt usw.) eine Fundstätte von Salz anzeigen, Allstätt = Hallstatt, Salzstätte.

** Merx, Münzer, S. 9.

*** Vergleiche Strobel, S. 136, Seidemann, S. 18. Diese Nachricht (aus Cyprianus) lautet: „Durch diese nit wohl verstandene Lehre Taulers von Geist und Grunde der Seele wurde verführt Thomas Münzer mit seinem Anhang, denn er las ihn stets, wie wir wohl wissen, mitsamt einem Weibe, die Meister Konrads, Pfarrherrn zu Orlamunda, Köchin

Aber über diesen persönlichen Angelegenheiten vergaß Münzer nicht die Sache, der er sich geweiht. Er richtete — der erste unter den deutschen Reformatoren — einen durchaus deutschen Gottesdienst ein und ließ, statt bloß über das Neue Testament, über alle biblischen Bücher predigen und sie vorlesen. Dies ist charakteristisch. Wir haben bereits im zweiten Kapitel dieses Abschnitts darauf hingewiesen, daß den demokratischen Sekten das vielfach republikanische Alte Testament besser behagte, als das Neue Testament, dies Produkt der zäsaristischen Gesellschaft. Von den Taboriten bis zu den Puritanern kann man diese Vorliebe für das Alte Testament verfolgen.

Die „päpstliche heuchlerische Beichte" wurde abgeschafft, das Abendmahl unter beiden Gestalten gereicht. Die ganze Gemeinde hatte am Gottesdienst mitzuwirken, die privilegierte Stellung des Geistlichen hörte auf, daher auch, wie Münzer selbst mitteilt, „unsere Widersacher sagen, wir lehren die Roßbuben auf dem Feld auch Meß halten".

Er bemerkt dies in seiner ersten Schrift, die uns von ihm erhalten ist und die sich mit der eben erwähnten Neuordnung des Gottesdienstes beschäftigt: „Ordnung und Berechnung des Teutschen ampts zu Alstädt durch Tomam Münzer, seelwarters ym vorgangenen Ostern auffgericht, 1523. Alstedt 1524. Gedruckt tzu Eylenburgk durch Nikolaum Widemar."

Davon handelt auch die Schrift: „Deutsch Evangelisch Meße etwann durch die Bebstischen pfaffen in Latein zu grossem nachteyl des Christenglaubens vor ein opfer gehandelt, vnd jetzt verordnet in dieser hehrlichen Zeyt zu entdecken den grewel aller abgötterey durch solche mißbreuche der Messen lange Zeit getriben. Thomas Müntzer, Alstedt 1524."

---

gewest ist und zu Leipzig ein solches Wesen hatte, daß man sie für heilig achtete." Dadurch, daß man statt „einem Weibe" „seinem Weibe" las, verkuppelte man unseren Thomas mit der schwärmerischen Pfarrersköchin.

In der Vorrede bemerkt er, die lateinischen Worte erzeugen Schwindel und Unwissenheit, „darum hab' ich zur Besserung nach deutscher Art und Musterung . . . verdolmetscht die Psalmen mehr nach dem Sinn als nach den Worten".*

Den Inhalt der Schrift bildet die verdeutschte Messe selbst. Als deren zweiten Teil kann man das Buch betrachten: „Deutzsch Kirchenampt, verordnet, aufzuheben den hinterlistigen Deckel, vnder welchem das Liecht der welt vorhalten war, welchs yetzt widerumb erscheynt mit dysen Lobgesängen vnd Göttlichen Psalmen, die do erbawen die zunemende Christenheyt, nach gottis vnwandelbarem willen, zum vntergang aller prechtigen geperde der gotlosen." Allstedt, vermutlich 1524, 18 Bogen in Quart. Wie Strobel mitteilt, findet man darin die lateinischen Gesänge von fünf Amtern (Messen) ins Deutsche übersetzt.

Außerdem veröffentlichte Münzer in Allstätt noch zwei Agitationsbroschüren: die „Protestation" und die Schrift vom „erdichteten Glauben".**

Neben diesen Schriften sind noch zu nennen zwei Briefe aus jener Zeit. Einer, vom 18. Juli 1523, „ein ernster Sendebrief an seinen lieben Bruder zu Stolberg, unfüglichen Aufruhr zu meiden", ein Mahnbrief an die dortigen Bundesbrüder zur Geduld. Die richtige Stimmung sei noch nicht da. „Es ist eine überschwengliche Torheit, daß viele der auserwählten Freunde Gottes meinen, Gott soll's in der Christenheit eilend gut machen und ihnen geschwind zu Hilfe kommen, so doch niemand sich danach sehnet oder heftig ist

* Nach dem Auszug bei Strobel. Diese und die folgende Schrift Münzers konnten wir leider nicht aus eigener Anschauung kennen lernen.

** Protestation odder empietung Tome Müntzers von Stolberg am Hartzs seelwarters zu Allstedt seine lere betreffende vnnd tzum anfang von dem rechten Christenglawben vnd der Tawffe. 1524 Allstedt. — Von dem getichten glawben auff nechst Protestation außgangen Tome Müntzers Selwarters zu Allstet. 1524.

im Leiden und Verharren, arm im Geiste zu werden." Es geht den Leuten noch zu gut. Es muß schlechter werden, ehe es besser wird. „Gott verhängt es daher immer mehr, den Tyrannen zu wüten, damit die Auserwählten von dem Drang erfüllt werden, Gott zu suchen. Die Menschen, die nicht wider den Glauben geglaubt, wider die Hoffnung gehofft, wider die Liebe Gottes gehaßt haben, die wissen nicht, daß Gott den Menschen selbst sagt, was ihnen notwendig ist." Zum Schlusse tadelt er die Haltlosigkeit und das Wohlleben der Brüder: „So vernehme ich, daß Ihr gleich ruhmredig seid und studiert nichts und seid hinterlässig. Wenn Ihr trinkt, sagt Ihr viel von der Sache, wenn Ihr nüchtern seid, fürchtet Ihr Euch wie die Memmen. Darum bessert, allerliebste Brüder, Euer Leben; hütet Euch vor Schlemmerei (Luc. 21, Petr. 5), fliehet die Lüste mit ihren Liebhabern (2. Timotheus 3), stellt Euch kecker, denn Ihr noch tan habt und schreibt mir, wie Ihr mit Eurem Pfund habt gewuchert."

Den anderen Brief, die Auslegung des 19. Psalms, schrieb er im Mai 1524 an einen seiner Anhänger, 1525 gab ihn Johannes Agricola aus Eisleben heraus, um gegen Münzer Stimmung zu machen, „auf daß alle Welt greifen möge, wie sich der Teufel Gott gedenk gleich zu machen".* Er enthält keinen bemerkenswerten Gedanken, den wir nicht in anderem Zusammenhang in Münzers Schriften jener Zeit wiederfänden.

Die Auslegung des zweiten Kapitels Danielis, die auch in Allstätt erschien, ist später zu erwähnen.

Die erste dieser Schriften, die Ordnung des deutschen Amts, enthält allein schon alle wesentlichen Kennzeichen der Münzerschen Philosophie, seinen Mystizismus, seine Verachtung der Bibel, soweit sie nicht durch die Stimme der inneren Offenbarung gestützt wird, die nur durch Askese,

* Außlegung des XIX. Psalms Coeli enarrant durch Thomas Müntzer an syner ersten Jünger ainen, Wittenberg 1525.

durch das Leiden, gewonnen werden kann, seine Verachtung der Gelehrten, endlich seinen Pantheismus und seine religiöse Toleranz.

Für die ersteren Anschauungen haben wir Beispiele bereits im ersten Band gegeben. (S. 202 ff.) Hier sei nur noch eine Stelle der Ordnung des deutschen Amts wiedergegeben: Aus der Bibel allein, sagt Münzer, kann man nicht wissen, was recht ist, Gott muß es in unserem Innern erwecken. „Ob du auch schon die Biblien gefressen hast, hilft's dich nicht, du mußt den scharfen Pflugschar leiden, mit dem Gott das Unkraut aus deinem Herzen ausrottet." Die Vergleichung der Askese, des Leidens mit einer Pflugschar ist ein Bild, das Münzer sehr liebt. Wir finden es auch angewandt in seiner „Protestation".

Ein klares Zeugnis seines pantheistisch angehauchten Mystizismus ist folgende Stelle derselben Schrift: „Nämlich, er (der Mensch) soll und muß wissen, daß Gott in ihm sei, daß er ihn nicht ausdichte, aussinne, wie er tausend Meilen von ihm sei, sondern wie Himmel und Erde voll, voll Gottes sind und wie der Vater den Sohn ohne Unterlaß in uns gebärt und der Heilige Geist nicht anders denn den Gekreuzigten in uns durch herzliche Betrübnis erklärt."

Münzers religiöse Toleranz endlich erhellt aus folgenden Ausführungen: „Es soll sich niemand verwundern, daß wir zu Allstätt deutsche Messe halten. Es ist auch nicht allein unser Brauch, eine andere Weise zu halten, denn die Römer, weil auch die zu Mediolan (Mailand) in Lombardia viel eine andere Weise haben, Messe zu halten, denn in Rom." Die „Crabaten", Böhmen, Armenier usw. halten Messe in ihrer Sprache, die Russen haben „viel andere Gebärden und sind darum doch keine Teufel. Ach, wie blinde, unwissende Menschen sein wir, daß wir uns vermessen, allein Christen zu sein in äußerlichem Gepränge und uns darüber zanken, wie wahnsinnige viehische Menschen." Die Heiden und Türken sind nicht schlechter als die Christen. Er will „unsere

hinterstelligen langsamen römischen Brüder auch nicht verachten".

Das sind sicher für jene Zeit große und tiefe Gedanken. Aber sie sind nicht Münzer eigentümlich. Den pantheistischen Mystizismus haben wir schon bei den Brüdern und Schwestern vom freien Geist gefunden.

Ebenso hat auch die religiöse Toleranz Münzers ihre Vorgänger. Wie wir wissen, fiel sie bereits Aneas Sylvius bei den Taboriten auf. Auch die böhmischen Brüder praktizierten sie. Diese religiöse Toleranz ist jedoch in einem sehr beschränkten Sinne aufzufassen. Sie konnte sich nicht auf alle Fragen der Religion erstrecken in einer Zeit, wo alle großen Gegensätze in Staat und Gesellschaft unter religiöser Hülle auftraten. Münzer haßte denn auch alle Toleranzheuchelei, hinter der sich Feigheit und Charakterlosigkeit barg. „Es hat kein Ding auf Erden," rief er, „eine bessere Gestalt und Larve, denn die gedichtete Güte, darum sind alle Winkel voll eitel Heuchler, unter welchen keiner so kühn ist, daß er die rechte Wahrheit möchte sagen. Darum, daß die Wahrheit möchte recht an den Tag gebracht werden, da müßt ihr Regenten (Gott gebe, ihr tut's gerne, oder nicht) euch halten nach dem Beschluß des Kapitels, daß der Nebukadnezar hat den heiligen Daniel gesetzt zum Amtmann, auf daß er möchte gute, gerechte Urteile vollführen, wie der Heilige Geist saget, Psalm 5. Die Gottlosen haben kein Recht zu leben, außer soweit es ihnen die Auserwählten gönnen."*

Diese Stelle steht in anscheinendem Widerspruch zu den anderen, die Münzers religiöse Toleranz zeigen. Aber der Widerspruch verfliegt, wenn man zusieht, worauf sich diese Toleranz bezieht. Sie bezieht sich bloß auf die internationalen Beziehungen, ist ein Ausfluß der Anerkennung der Volkssouveränität: Jedes Volk mag sich seine Religion

* Auslegung des anderen Unterschiedes Daniels.

nach seinem Gutdünken einrichten, uns ist das gleichgültig. Mögen die „hinterstelligen römischen Brüder" die Messe in ihrer Weise lesen, mögen Türken und Heiden glauben, was sie wollen, was geht das uns an? Wir wollen nichts, als daß man uns gestattet, unsere Verhältnisse nach unseren Bedürfnissen zu ordnen. Also keine Gegnerschaft gegen fremde Nationen. Damit steht durchaus nicht im Widerspruch die Proklamierung des schonungslosen Klassenkampfes im Innern.

Diese Proklamierung ist indes bereits einer späteren Schrift entnommen. Die bisher aufgeführten sind im allgemeinen ruhig — so ruhig ein Feuergeist eben schreiben kann. Sie sind Propagandaschriften, die vornehmlich Fragen der Religion und kirchlichen Organisation behandeln; sie enthalten keine revolutionären Drohungen und Aufrufe. Noch war Münzer kein Rebell, noch stand er nicht in offenem Gegensatz zur Obrigkeit.

Aber er stand bereits in Konflikt mit Luther. Den Anlaß dazu gab anscheinend persönliche Rivalität.

Niemals vielleicht zeigte sich's so deutlich, wie wenig die Reformation der persönlichen Initiative Luthers entsprang, als in den Jahren 1522 und 1523.

Nicht nur, daß er sich durch die Verhältnisse treiben ließ, ohne ihre inneren Zusammenhänge klar zu erkennen, es passierte ihm sogar, daß er auf der einmal betretenen Bahn von anderen überholt wurde. Während er in beschaulicher Ruhe auf der Wartburg saß und die Bibel übersetzte, gingen die tatkräftigen Elemente Wittenbergs, geführt von Karlstadt und beeinflußt von den Zwickauer Schwärmern, daran, die praktischen Konsequenzen des Konflikts mit Rom zu ziehen; sie schafften das Zölibat ab, die Mönchsgelübde, das Fasten, die Bilderverehrung, die Privatmesse usw. Luther hatte später nichts zu tun, als diese Reformen aufzunehmen und zu sanktionieren — soweit er sie nicht wieder aufhob.

Und nun, ein Jahr nach diesen Wittenberger Vorkommnissen, mußte sich der Mann, der sich bereits als Führer

im Kampfe um die „evangelische Wahrheit" fühlte, von Münzer durch den deutschen Gottesdienst überholen lassen. Denn dieser führte ihn in Allstätt mit solchem Erfolg ein, daß Luther nichts übrig blieb, als ihn nachzuahmen. Aber vor der Welt wollte er nicht als Nachahmer erscheinen. Man mußte verhindern, daß sie von der Münzerschen Neuerung etwas erfahre, ehe er deren Nachahmung eingeführt. Dafür gab es ein einfaches Mittel.

Münzer selbst schrieb darüber in seiner „hoch verursachten Schutzrede", auf die wir noch zu sprechen kommen: „Es ist nicht anders in der Wahrheit, wie mir das ganze Land Gezeugnis gibt, das arme, dürftige Volk begehrte der Wahrheit also fleißig, daß auch alle Straßen voll Leute waren, von allen Orten, anzuhören, wie das Amt, die Biblien zu singen und zu predigen, in Allstätt angerichtet ward. Sollte er auch zerbrechen, so konnt' er's zu Wittenberg nicht tun. Man sieht's in seiner deutschen Meß wohl, wie heilig er darauf war, welches den Luther also sehr verdroß, daß er zum ersten bei seinen Fürsten zuweg brachte, daß mein ‚Amt' nit sollte in Druck gehn."

Auf diese Anschuldigung hat Luther nie geantwortet.

Die Rivalität zwischen den beiden Reformatoren trug sicher nicht dazu bei, ihr Verhältnis freundschaftlicher zu gestalten. Aber der Grund zu dem Konflikt zwischen ihnen lag tiefer.

Wohl hatte Luther damals noch nicht feste Stellung zur Demokratie genommen. Er wußte noch nicht, auf welche Seite das Zünglein der Macht sich neigen werde. Aber eines war ihm klar geworden; sein bürgerlicher Instinkt war zu entwickelt, als daß er das verkannt hätte: Die kommunistischen Sektierer durfte man auf keinen Fall aufkommen lassen.

Das hatte er schon 1522 erkannt, als die Zwickauer Schwärmer angefangen hatten, Einfluß in Wittenberg zu bekommen. Als weder Melanchthon noch der Kurfürst ent-

schieden Stellung zu ihnen nahmen, litt es ihn nicht länger auf der Wartburg. Er eilte im Frühjahr 1522 nach Wittenberg und trieb die gefährlichen Leute auseinander. Storch ging nach Süddeutschland, wo er verschwand. Karlstadt, den Luther ebenso mundtot zu machen suchte wie Münzer — er ließ seine Schriften durch die Obrigkeit konfiszieren —, zog zunächst aufs Land bei Wittenberg; er kaufte ein Gut und wollte als Bauer leben; die Bauern sollten ihn nicht mehr Doktor nennen, sondern Nachbar Andreas. Bald aber finden wir ihn wieder agitatorisch und organisatorisch mit großem Erfolg in Orlamünda tätig, wo er die Kirchengemeinde ganz demokratisch einrichtete und mit allen überlieferten katholischen Zeremonien Kehraus machte.

Als Münzer in Allstätt auftauchte, mußte Luther, der dessen Verbindung mit den Zwickauern kannte, ihn von vornherein mit Mißtrauen betrachten. Dies stieg, je mehr Münzers Ansehen wuchs. Der Stachel der Eifersucht mußte Luther vollends wütend machen. Aber dem Manne war schwer beizukommen. Vergebens zitierte ihn Luther nach Wittenberg, um ihn zu verhören. Münzer erklärte, er werde sich nur einer „ungefährlichen Gemeinde" stellen.

Da Münzer nicht nach Wittenberg kam, kamen die sächsischen Fürsten, Friedrich und sein Bruder und Mitregent, der Herzog Johann, nach Allstätt, veranlaßt durch Unruhen, die in der Nähe dieser Stadt stattgefunden hatten.

Ein Haufen Allstätter hatte am 24. März 1524 die Kapelle von Mellerbach, einen besuchten Wallfahrtsort, zerstört, um der „Abgötterei des Bilderdienstes" ein Ende zu machen, gegen die Münzer damals predigte. Die Allstätter Behörden erhielten darauf vom Kurfürsten Friedrich den Befehl, die Zerstörer der Klause in Strafe zu nehmen. Lange wagten die Aufgeforderten nicht, dem Befehl Folge zu leisten, denn sie fürchteten einen Aufruhr. Als sie endlich am 13. Juni zur Verhaftung der Verdächtigen schreiten wollten, wurde ihr Vorhaben verraten. „Nicht nur Männer, sondern auch

Weiber und Jungfrauen, denen von Münzer befohlen war, ‚sich mit Gabeln und Forken zur Wehre zu schicken', rotteten sich zusammen. Die Glocken ertönten zum Sturme. Münzer soll sie selbst angeschlagen haben." Am nächsten Tage „erhielten die Allstätter, vielleicht auf ihr Erfordern, schon auswärtige Hilfe. Berggesellen und andere, meldeten sie, seien zu ihnen gekommen, um zu sehen, ob der Magister (Münzer) etwa überfallen oder sie um des Evangeliums willen betrübt würden — das beste Zeugnis für den Einfluß und die Beliebtheit Münzers."*

So wurden die Absichten der kurfürstlichen Behörden vereitelt. Als der Hauptschuldige galt Münzer.

Aber als die beiden Fürsten nach Allstätt kamen (wahrscheinlich anfangs Juli), um selbst Ordnung zu schaffen, da unternahmen sie nicht nur nichts gegen Münzer, sie gestatteten diesem sogar, daß er vor ihnen eine Rede hielt, wie sie kühner vor regierenden Fürsten wohl nie gehalten worden ist. Sie allein genügt, das Geschwätz von Münzers Feigheit zu widerlegen, das sich von Melanchthon bis Lamprecht durch alle „gutgesinnten" Darstellungen der Münzerschen Bewegung zieht.

Münzer ging bei seiner Rede aus von dem zweiten Kapitel im Buche Danielis, von dem Gesichte Nebukadnezars und dessen Deutung durch Daniel. Solche Offenbarungen gebe es auch heute noch. „Die Schriftgelehrten freilich behaupten, Gott offenbare sich heute nicht mehr seinen lieben Freunden durch Gesichte und mündliches Wort, man müsse sich an die Schrift halten. Sie verspotten die Warnungen derer, die mit der Offenbarung Gottes umgehen, wie die Juden Jeremias verspotteten, der die babylonische Gefangenschaft prophezeite. Aber durch Entsagung aller Kurzweil und Abtötung aller Wollüste des Fleisches und durch den rechten Mut zur Wahrheit kann man auch heute noch zur Erkennt-

* Merx, S. 16, 17.

nis der Gesichte kommen. „Ja, es ist ein rechter apostolischer, patriarchalischer und prophetischer Geist, auf die Gesichte warten und dieselbigen mit schmerzlicher Betrübnis überkommen, darum ist's nicht Wunder, daß sie Bruder Mastschwein und Bruder Sanftleben (Luther) verwirst. . . . Es ist wahr und ich weiß fürwahr, daß der Geist Gottes itzt vielen auserwählten frommen Menschen offenbart, eine treffliche, unüberwindliche, zukünftige Reformation sei von großen Nöten, und es muß vollführt werden, es wehre sich gleich ein itzlicher, wie er will, so bleibet die Weissagung Danielis ungeschwächt." Wir sind jetzt im fünften Reiche der Welt: „Man sieht itzt hübsch, wie sich die Ole (Aale) und Schlangen zusammen verunkeuschen auf einem Haufen. Die Pfaffen und alle bösen Geistlichen sind Schlangen . . . und die weltlichen Herrn und Regenten sind Ole. . . . Ach, liebe Herrn, wie hübsch wird der Herr da unter die alten Töpfe schmeißen mit einer eisernen Stangen." An den evangelischen Fürsten ist es nun, gegen die Gegner des Evangeliums loszuschlagen. „Sollt ihr nun rechte Regenten sein, so müßt ihr das Regiment bei der Wurzel anheben." Die Wurzeln der Abgötterei müssen zerstört werden. Das Schwert ist das Mittel, die Gottlosen zu vertilgen. „Daß aber dasselbe nun redlicher Weise und füglich geschehe, so sollen das unsere teuren Väter, die Fürsten tun, die Christum mit uns bekennen. Wo sie aber das nicht tun, so wird ihnen das Schwert genommen werden (Dan., 7. Kap.), denn sie bekennen ihn also mit Worten und leugnen sein mit der Tat." Darauf wendet er sich gegen die heuchlerische Toleranz — wir haben ein charakteristisches Stück dieser Ausführungen oben zitiert — und schließt mit dem Zuruf: „Seid nur keck! Der will das Regiment selber haben, dem alle Gewalt ist gegeben im Himmel und auf Erden. Matthäi am letzten. Der euch am liebsten bewahr ewiglich. Amen."

Fürwahr eine kühne Rede. Weit entfernt, seine revolutionären Absichten zu leugnen, erklärt Münzer die Revolu-

tion für notwendig. Die Fürsten mögen sich an ihre Spitze stellen, sonst werde das empörte Volk über die Fürsten hinwegschreiten. Die Rede zeigt keine allzu große Zuversicht, daß die Regenten diesem Appell Folge leisten würden, aber sie beweist doch, daß er es nicht für ganz unmöglich hielt, wenigstens den Kurfürsten für sich zu gewinnen.

Noch waren in der Reformationsbewegung die Klassengegensätze nicht so offenkundig und unversöhnlich aufgetreten, wie sie ein Jahr später dastehen sollten. Und man darf nicht vergessen, daß das absolute Fürstentum damals noch eine revolutionäre Macht war, so daß ein Bündnis zwischen ihm und anderen Revolutionären nicht von vornherein als aussichtslos erschien. Haben doch selbst in den letzten hundert Jahren noch legitime Fürsten mit der Rebellion kokettiert, wenn ihre dynastischen Interessen sie zu einer revolutionären Politik drängten. So zeitweise namentlich die Hohenzollern bis 1866. Dazu kam aber noch der Umstand, daß Kurfürst Friedrich den Volksbewegungen gegenüber große Nachsicht, ja eine gewisse Sympathie an den Tag legte, wie wir es im Falle der Zwickauer Schwärmer gesehen haben und beim Ausbruch des Bauernkriegs wieder sehen werden.

Diesem Umstand, vielleicht aber auch dem Ansehen, das Münzer in Allstätt genoß, ist es möglicherweise zuzuschreiben, daß Münzer von den Regenten ungefährdet entlassen wurde.

Viel mehr Klassenbewußtsein als Friedrich besaß sein Bruder, Herzog Johann. Als Münzer seine Rede drucken ließ,* geriet er darüber in solchen Zorn, daß er Nikolaus Widemar von Eilenburg, den Drucker der Münzerschen Schriften, aus den sächsischen Landen ausweisen ließ. Vergebens protestierte Münzer dagegen in einem Briefe vom 13. Juli. Es wurde ihm verboten, irgend etwas ohne Ge-

* Außlegung des andern unterſyds Danielis deß propheten gepredigt auffn ſchlos zu Allſtet vor den tetigen thewren Herzogen und Vorſtehern zu Sachſſen durch Thomam Müntzer Diener des wordt gottes, Allſtedt 1524.

nehmigung der sächsischen Regierung zu Weimar drucken zu lassen.

Darauf antwortete der unbeugsame Mann damit, daß er eine neue Agitationsschrift in dem benachbarten Mühlhausen, wo eben eine Volksbewegung siegreich war, in Druck gab, die „Enthüllung des falschen Glaubens der ungetreuen Welt".*

Auf dem Titel nennt er sich „Münzer mit dem Hammer", mit Bezug auf eine Stelle bei Jeremias 23, 9, wo der Herr spricht: „Ist mein Wort nicht ... wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?" „Liebe Gesellen," sagt er ferner auf dem Titelblatt, „laßt uns auch das Loch weiter machen, auf daß alle Welt sehen und begreifen möge, wer unsere großen Hansen sind, die Gott so lästerlich zum gemalten Männlein gemacht haben."

Auf der zweiten Seite dienen ihm als Motto zwei Sprüche aus Jeremias 1, die er der Gelegenheit angepaßt hat: „Nimm wahr, ich habe meine Worte in deinen Mund gesetzt, ich habe dich heute über die Leute und über die Reiche gesetzt, auf daß du auswurzelst, zerbrichst, zerstreust und verwüstest, und baust und pflanzest." Und: „Eine eiserne Mauer wider die Könige, Fürsten und Pfaffen und wider das Volk ist dargestellt. Sie mögen streiten, der Sieg ist wunderlich zum Untergang der starken, gottlosen Tyrannen." Diese Einleitung zeigt schon den Charakter der ganzen Schrift.

Sie beginnt mit einer Polemik gegen die Schriftgelehrten, die das arme Volk betrügen. Dieses muß sich von ihnen emanzipieren. Wer nach Reichtum und Ehren strebt, kann Gott nicht dienen. „Ei, warum wird Bruder Sanftleben und Bruder Leisetreter (Luther) also heftig und gar schellig?

* Außgetrückte emplößung des falschen Glaubens der vngetrewen welt, durch gezeugnus des Euangelions Luce, vorgetragen der elenden erbermlichen Christenheyt zu innerung jres irsals. Ezechiel am 8. Capitel, Thomas Müntzer mit dem Hammer, Mülhausen 1524.

Ja, er meint, er könne gern seine vorgenommenen Lüste alle ins Werk führen, seine Pracht und Reichtümer behalten und gleichwohl einen bewährten Glauben haben, welches doch der Sohn Gottes mit klaren Worten den Schriftgelehrten getadelt hat. . . . Ihr könnt nicht Gott und den Reichtümern dienen. Wer Ehren und Güter zu Besitz nimmt, der muß zuletzt ewig von Gott leer gelassen werden, wie am 5. Psalm Gott sagt, ‚ihr Herz ist eitel'. Darüber müssen die gewaltigen, eigensinnigen Menschen vom Stuhl gestoßen werden." „Der gottlosen, unsinnigen Menschen Regiment und Obrigkeit toben und wüten aufs allerhöchste wider Gott und seine Gesalbten," ja, etliche fangen jetzt erst recht an, „ihr Volk zu stöckern, plöcken, schinden und schaben, und bedräuen dazu die ganze Christenheit und peinigen und töten schmählich die Ihrigen und Fremde, daß Gott nach dem Ringen der Auserwählten den Jammer nicht länger wird können und mögen ansehn." Gott legt den Seinen mehr auf, als sie tragen können. Das muß und wird baldigst ein Ende nehmen.

Die Fürsten sind die Zuchtrute, mit der Gott die Welt in seinem Grimm bestraft. „Darum sind sie nichts anderes, denn Henker und Büttel, das ist ihr ganzes Handwerk."

Nicht sie sind zu fürchten, sondern Gott. Aber an Gott darf man nicht verzweifeln. Bei ihm ist nichts unmöglich, auch nicht der Sieg der kommunistischen Revolution. „Ja, es dünkt unzählige Leute, eine mächtig große Schwärmerei zu sein. Sie können nicht anders urteilen, denn daß es unmöglich sei, daß ein solches Spiel sollte angerichtet und vollführt werden, die Gottlosen vom Stuhl der Urteile zu stoßen und die Niedrigen, Groben erheben." Das Unmögliche wird möglich werden. „Ja, es ist dennoch ein feiner Glaube, er wird noch viel Gutes anrichten. Er wird wohl ein subtiles Volk anrichten, wie Plato, der Philosophus, spekuliert hat (de republica). Und Apulejus vom güldenen Esel."

Der Rest der Broschüre bringt nur Wiederholungen. Vergleicht man sie mit den früheren Allstätter Publikationen Münzers, dann zeigt sich eine augenfällige Verschiedenheit. Die „Erklärung des anderen Unterschieds Danielis“ bildet den Übergang von diesen zu jener. Es handelt sich jetzt für Münzer weniger darum, die ihm Fernstehenden zu überzeugen und zu überreden, sondern vielmehr darum, die Genossen anzustacheln und anzutreiben. Und nicht mehr die kirchliche, sondern die politische und soziale Revolution stehen ihm im Vordergrund. Die „Erklärung“ ist noch ein Versuch, die Fürsten für die Sache der Revolution zu gewinnen. Jetzt dagegen sind die Fürsten der Hauptfeind, nicht der Papst, und nicht um den vagen Begriff des „Evangeliums“ handelt es sich, sondern direkt um den Kommunismus, „wie Plato, der Philosophus, spekuliert hat“, dessen Buch über den Staat Münzer also kannte.

Diese Veränderung im Ton und Inhalt der Agitation Münzers ist sicher zum Teil durch seinen Konflikt mit dem Fürstentum bewirkt worden, das ihm offenkundig bewies, daß er seine Ideen nur im Kampfe gegen dieses durchsetzen könne. Aber zum Teil, und wohl zum weitaus größten Teil, dürfte die Ursache dieser Wandlung tiefer liegen und begründet sein in der allgemeinen Wandlung der Verhältnisse. Gerade zu jener Zeit zuckten die ersten Flammen des Bauernkriegs auf. Jetzt galt es nicht mehr zu *predigen*, sondern zu *handeln*.

Drittes Kapitel.

Der Bauernkrieg.

1. Die Wurzeln des großen Bauernkriegs.

Wir sind schon im ersten Bande — so bei der Darstellung der Erhebung Dolcinos, der englischen Insurrektion von 1381 und der taboritischen Bewegung — auf die Gegensätze zu sprechen gekommen, die zu den Bauernkriegen führten. Wir brauchen bereits Gesagtes nicht zu wiederholen und nur auf jene Punkte hinzuweisen, welche die Situation der deutschen Bauern zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von der ihrer Vorgänger unterschieden.

Die eben genannten Insurrektionen fanden alle zu einer Zeit statt, in der im allgemeinen die Lage der Bauern in Hebung begriffen war. In Deutschland führten die Verhältnisse erst dann zu einer großen Empörung der Bauernschaft, als deren Lage sich erheblich verschlechtert hatte.

Die Zeit der Hussitenkriege kann ungefähr als die Grenzscheide gelten, von der an in der Bauernschaft die sie niederdrückenden Tendenzen anfingen, nicht nur gelegentlich und in einzelnen Lokalitäten, sondern allgemein die sie emporhebenden Tendenzen zurückzudrängen. Die Hauptursache davon sehen wir in der Erstarkung des Kapitals (zunächst des Kaufmannskapitals) und des damit verbündeten absoluten Fürstentums.

Die Erstarkung des Kapitals war die naturnotwendige Folge der Entwicklung der Warenproduktion und des Warenhandels. Das Kapital, vor allem das Kaufmannskapital, bedarf aber einer starken Staatsgewalt, die ihm den inneren Markt sichert und die Konkurrenz auf dem Weltmarkt ermöglicht. Die Kapitalisten förderten daher die Entwicklung

des absoluten Fürstentums und seiner beiden großen Werkzeuge, der Bureaukratie und des Söldnerheers, auf jede Weise und standen ihm, nicht mit ihren Personen, wohl aber mit ihren Geldmitteln bei in seinen Kämpfen gegen die unbotmäßigen Klassen, die ihre gewonnenen Freiheiten und Rechte zu behaupten suchten, Adel und Geistlichkeit auf der einen, Bauern und Kleinbürger auf der anderen Seite. Dabei kam es den Fürsten und Kapitalisten sehr zustatten, daß die gegnerischen Klassen selbst in schroffem Gegensatz zueinander standen und einander erbittert befehdeten.

Das Kapital — Kaufleute und Wucherer — und die Fürsten wußten alle diese Klassen sich immer mehr zinspflichtig zu machen. Jede derselben suchte ihre Lasten immer weiter abzuwälzen, und so fielen diese schließlich mit verdoppelter Wucht auf die untersten Volksschichten, die städtischen Proletarier und namentlich die Bauern, die große Masse des Volkes. Die Preisrevolution, von der wir schon gesprochen haben, vergrößerte noch die Wirkung dieser Belastung.

Aber während so der Druck auf die unteren Klassen wuchs, verminderte sich gleichzeitig ihre Kraft des Gegendrucks. Wenn die Lage der Bauern sich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert besserte, so war das nicht zum mindesten dem Aufblühen der Städte, namentlich der zahlreichen kleinen Landstädte zu danken, an denen die Bauern einen Rückhalt fanden als Verbündete gegen den gemeinsamen Feind. Jedoch im fünfzehnten Jahrhundert geraten in Deutschland die Städte immer mehr in Abhängigkeit von den Fürsten. Die Selbständigkeit der Mehrzahl der deutschen Städte war zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bereits gebrochen. Die verhältnismäßig wenigen, die sich ihre Freiheit zu bewahren gewußt hatten, waren zumeist große Städte, deren herrschende Klassen selbst an der bäuerlichen Ausbeutung auf das lebhafteste interessiert waren. Die städtischen Republiken — unter ihnen wohl die bedeutendste Nürnberg —

neigten ebenso zu den Fürsten, wie in Böhmen während der Hussitenkriege Prag auf Seite der großen Aristokraten gestanden hatte. Das Rückgrat der Demokratie war das kleinstädtische Bürgertum gewesen. In dem Maße, in dem dies an Selbständigkeit verlor, verloren auch die demokratischen Richtungen an Kraft.

Aber noch in anderer Weise verschlechterte die Gestaltung des Städtewesens während des fünfzehnten Jahrhunderts die Lage der Bauern. Bis ins vierzehnte Jahrhundert hatten die Städte Zufluchtsstätten gebildet, die den Bauern offenstanden. Dies zwang die Grundherren, wollten sie nicht ihrer Arbeiter verlustig gehen, die Bauern an sich zu fesseln, womöglich durch Gewalt, aber auch durch gute Behandlung.

Jetzt wurde das anders. Erinnern wir uns dessen, was wir im ersten Band über die Entwicklung des Zunftwesens gesagt. Im fünfzehnten Jahrhundert beginnt die Abschließung der Handwerke gegen allzu starken Zufluß von Arbeitern bereits größere Ausdehnung anzunehmen. Das führt zur Niederdrückung nicht nur des städtischen unorganisierten Proletariats, sondern auch der Bauernschaft. Der Weg zum Wohlstand in den Städten wird ihr verschlossen. Zwischen der städtischen Kleinbürgerschaft und dem Bauerntum bildet sich ein Gegensatz heraus, der mitunter durch eine Allianz gegen gemeinsame Feinde überbrückt wird — gegen Kirche, Adel, Fürsten, Kapitalisten —, der aber auch dann die Freundschaft zu einer sehr lauen macht.

Je mehr die Städte aufhörten, Zufluchtsorte für die Bauern zu sein, desto weniger brauchte der Grundherr diese zu schonen. Sie waren ihm jetzt sicher, sie hatten in den Städten nichts mehr zu gewinnen, solange sie nicht gänzlich verkommen waren. Aber auch den Proletariern verschlossen sich die Städte immer mehr. Neben dem städtischen bildet sich ein ländliches Proletariat, das vermehrt wird durch die Verringerung und Auflösung der feudalen Gefolgschaften, eine natürliche Folge des Eindringens der Warenproduktion und der da-

mit zusammenhängenden Geldgier in das flache Land. Wir haben schon gesehen, daß dadurch die urwüchsige Gastfreundschaft immer mehr eingeengt wurde. Diese Entwicklung führte auch zu fortschreitender Reduzierung der Gefolgschaften. Die Landesfürsten förderten diesen Vorgang, wo sie nur konnten, um die ihnen unbequeme Selbständigkeit des Adels zu mindern.

Aber die Entwicklung der Warenproduktion verlieh auch dem Grund und Boden einen Wert, drängte auf der einen Seite die Markgenossenschaften, sich abzuschließen, auf der anderen Seite die Grundherren, das Gemeineigentum der Genossenschaften als ihr eigenes Privateigentum in Anspruch zu nehmen und zu annektieren.

Bedenkt man alles das: die Versperrung der Zufluchtsstätten in Stadt und Land für landlose Leute, während gleichzeitig neben dem natürlichen Bevölkerungszuwachs die Auflösung der Gefolgschaften sowie die wachsende Belastung der Bauern durch Staatssteuern, grundherrliche Lasten und Wucherzinsen immer mehr landlose Leute schuf, dann dürfen wir uns nicht wundern, daß das ländliche Proletariat rasch wuchs. Zunächst war es vornehmlich Lumpenproletariat, es lieferte Bettler und Gauner, legitime und illegitime, Räuber und Kriegsknechte.

Im vierzehnten Jahrhundert waren die Söldner noch zum großen Teil abenteuer- und beutelustige jüngere Bauernsöhne gewesen, die nach einigen Jahren des Kriegsdienstes wieder Bauern wurden, deren Klasseninteressen teilten, gegen diese — wenigstens im eigenen Lande — schwer verwendbar waren und nach ihrer Rückkehr die bäuerliche Wehrhaftigkeit steigerten. Im fünfzehnten Jahrhundert treten immer mehr die Lumpenproletarier unter den Kriegsknechten in den Vordergrund, Deklassierte, die keine Klasseninteressen mehr kennen, die für ihren Herrn durch dick und dünn gehen und zu allem zu haben sind — solange er sie bezahlt.

So ungünstig dies allein schon die militärische Widerstandsfähigkeit der Bauernschaft beeinflussen mußte, so wirkte noch

mehr in gleicher Richtung die Entwicklung des Kriegswesens. Wir haben bereits gesehen, in welcher Weise die Taboriten es revolutionierten. Es entwickelte sich in der von ihnen eingeschlagenen Richtung weiter; immer wichtiger wurde neben der Übung des einzelnen im Gebrauch der Waffen die Übung der Masse der Krieger in künstlichen Evolutionen, die Disziplin, das planmäßige und sichere Zusammenwirken der einzelnen Abteilungen des Heeres. Diese neue Taktik hatte in den Händen der Taboriten die Demokratie unbesiegbar gemacht, nun entschied sie das militärische Übergewicht der Gegner der Demokratie. Nur der Berufssoldat war imstande, sie zu üben, den bäuerlichen und kleinbürgerlichen Erhebungen der zweiten Hälfte des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts stand aber nicht die Zeit zu Gebote, welche die Taboriten gehabt, um in ihrer Mitte eine Berufsarmee auszubilden. Wer die Berufssoldaten bezahlen konnte, auf dessen Seite wandte sich der Sieg.

In gleicher Weise wirkte die Anwendung des Schießpulvers zu Kriegszwecken, die seit den Hussitenkriegen rasche Fortschritte machte. Man hat die Erfindung des Schießpulvers eine demokratische Erfindung genannt, weil sie dem Rittertum ein Ende machte. Wir können nicht viel „Demokratisches" in dem Wirken dieser Erfindung entdecken. Ganz abgesehen davon, daß der Einfluß des Schießpulvers auf die Brechung der Macht des niederen Adels oft sehr überschätzt wird — dessen ökonomischer und militärischer Bankrott war entschieden, ehe die Feuerwaffen angefangen hatten, von wesentlicher Bedeutung im Kriegswesen zu sein — ganz abgesehen davon ist zu bemerken, daß es ebensosehr den Widerstand der Bauernheere brechen half, wie den der Ritterheere. Die Entwicklung der Feuerwaffen ist der letzte Ring in jener Kette, die im sechzehnten Jahrhundert geschlossen war; von da an galt als das wesentlichste Mittel der Kriegführung Geld, Geld und noch einmal Geld. Feuerwaffen für den Kriegsgebrauch zu erwerben und zweck-

entsprechend anzuwenden, war ein Privilegium der reichen Machthaber, der großen Städte und Fürsten. Sie halfen das Rittertum niederwerfen, nicht zugunsten der Bauern und Kleinbürger, sondern zugunsten kapitalistischer und fürstlicher Ausbeutung.

Und die Kosten der militärischen Niederwerfung des Adels hatten wieder die Bauern zu tragen. Im vierzehnten Jahrhundert war der Adel von oben und unten gleichzeitig bedrängt worden; von oben durch die Fürsten (verbündet mit den Kapitalisten), von unten durch die Bauern. Lange sucht er sich der einen wie der anderen gleichzeitig zu erwehren, schließlich aber unterwirft er sich den Fürsten, welche dafür die Verpflichtung übernehmen, seine Bauern niederzuhalten. Er verkauft seine Selbständigkeit, um dafür die Ausbeutung der Bauern um so fester zu begründen.

Nicht überall vollzog sich diese Entwicklung in gleicher Weise und zur gleichen Zeit. In Norddeutschland, namentlich im Osten desselben, machte sie sich erst später geltend. In Süd- und Mitteldeutschland aber empfanden die Bauern im fünfzehnten Jahrhundert bereits ihre niederdrückenden Wirkungen, und zwar um so mehr, je näher das sechzehnte Jahrhundert heranrückte. Bei dessen Beginn war ihre Lage nach den damaligen Begriffen völlig unerträglich geworden, wenn sie auch in manchen Beziehungen sich vorteilhaft von der heutigen Lage der arbeitenden Klassen in Stadt und Land unterscheidet.

Diese Herabdrückung, die Vermehrung der Leistungen an Arbeit, Naturalien und Geld, größere Abhängigkeit vom Grundherrn, Konfiskation von bäuerlichem Gemeineigentum an Weide und Wald zugunsten des Grundherrn — die Konfiskation von bäuerlichem Privateigentum, das Legen von Bauern, tritt erst später und nicht überall ein — das alles vollzog sich natürlich nicht ohne energischen Widerstand der Bauernschaft. Während des fünfzehnten Jahrhunderts folgte in Deutschland ein Bauernaufstand dem anderen, und

sie wurden um so häufiger und erbitterter, je mehr das Jahrhundert voranschritt.

Die wichtigsten dieser Vorläufer des großen Bauernkriegs finden wir bei Zimmermann verzeichnet, auf dessen Buch wir auch jeden verweisen, der die bäuerliche Erhebung von 1525 eingehender verfolgen will, als im Rahmen dieser Darstellung möglich ist. Alle diese Erhebungen scheiterten. Von ihnen gilt, was wir schon bei Dolcinos Bewegung gesehen: sie blieben lokale Bewegungen.

Da kam die Reformationsbewegung, wühlte die ganze Nation auf und vereinigte, wenigstens vorübergehend, alle die lokalen Klassengegensätze zu nationalen, über das ganze Reich oder wenigstens dessen größten Teil sich erstreckenden Klassengegensätzen. So flossen jetzt auch die verschiedenen lokalen bäuerlichen Bewegungen in einer einzigen großen Bewegung zusammen, für Jahrhunderte hinaus der letzten großen und der gewaltigsten Kraftanstrengung der Bauern des europäischen Festlandes, das Joch abzuwerfen, das auf ihnen lastete. Wenn wir absehen von England, dann finden wir eine gleich großartige Bauernbewegung erst wieder 1789 in Frankreich, jedoch unter ganz anderen, günstigeren Verhältnissen. So unwiderstehlich letztere war, so sehr trug die von 1525 von vornherein den Keim des Todes in sich.

Mit den Bauern erhoben sich aber auch andere Klassen, wie denn die bürgerliche Gesellschaft viel zu kompliziert ist, als daß eine große revolutionäre Erhebung bisher das Werk einer einzigen Klasse gewesen wäre. Aber stets ist es eine Klasse, der der Vorkampf zufällt. Heute ist es das Proletariat, 1789 war es das Kleinbürgertum, 1525 die Bauernschaft.

Die Alliierten der letzteren kennen wir schon; 1525 fochten zum großen Teil dieselben Klassen zusammen, die sich um das Banner der Taboriten geschart. Hier wie dort gesellt sich ein Teil des bankrotten niederen Adels den Rebellen zu, vorwiegend in hervorragender Stellung als militärische

Führer, eine Stellung, die sie teils zu überzeugungstreuen Helden machte, wie Florian Geyer, teils zu Verrätern, wie Götz von Berlichingen. Auch ein großer Teil der städtischen, namentlich der kleinstädtischen Bevölkerung schließt sich den Bauern an, darunter in erster Linie das Proletariat. Aber das deutsche Städtewesen zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts ist ein anderes als das böhmische zu Beginn des fünfzehnten. Die Städte sind intellektuell viel weiter fortgeschritten, aber politisch haben sie an Selbständigkeit eingebüßt. Und nur das städtische Proletariat ist noch ein zuverlässiger Bundesgenosse der Bauern. Die Handwerksmeister und selbst die Handwerksgesellen sind ihnen entfremdet. Die Last des Kampfes liegt daher 1525 mehr als in den Hussitenkriegen auf den Bauern. Nur sehr lau greifen die Städte ein, die Bewegung findet nirgends einen Stützpunkt, wie ihn hundert Jahre vorher in Böhmen Tabor bot. Nicht in militärischer, sondern nur in intellektueller Beziehung haben sich die städtischen Sympathien für die Bauern lebhafter geäußert, nämlich in der Beeinflussung ihres Programms.

Dagegen fanden die Insurgenten von 1525 einen Verbündeten, der den Taboriten fehlte: die Bergleute. Erinnern wir uns des über sie im ersten Band Gesagten, ihrer Wehrhaftigkeit und ihres Zusammenwohnens in großen Massen. Sie waren geübt in kriegerischen Evolutionen und gewohnt, Disziplin zu halten. Militärisch standen sie auf einer weit höheren Stufe als alle anderen Schichten der arbeitenden Klassen jener Zeit. Wo sie energisch in den Kampf eintraten, ist die Erhebung militärisch unbesiegt geblieben.*

Daß es zu einer gewaltsamen Erhebung kommen werde und müsse, wurde im Laufe des Jahres 1524 jedem klar, der mit den Bauern innigere Fühlung besaß; besonders einem Manne wie Münzer konnte es nicht verborgen bleiben.

* Wir haben dies eingehend dargetan in einer Artikelserie der „Neuen Zeit", 1889, „Die Bergarbeiter und der Bauernkrieg, vornehmlich in Thüringen".

Sie machten alle dieselben Erfahrungen wie er: freudig hatten sie Luther zugejauchzt, der sich von der Popularität tragen ließ, indem er die Erwartungen aller Klassen rege machte. Als aber der allgemeine Feind überwunden schien, als der Papst und sein Schützer, der Kaiser, in Worms 1521 ihre Ohnmacht gezeigt hatten, als die alten Autoritäten gestürzt waren und es galt, an die Neuordnung der Dinge zu gehen, und nun die Klassengegensätze immer schroffer aneinanderstießen, als es galt, die Frage zu entscheiden, wer die Früchte der Kirchenreform einheimsen solle, die unteren Klassen oder die oberen, da entschied sich Luther noch nicht, solange er nicht mußte — bloß gegen die kommunistischen Schwärmer trat er von vornherein entschieden auf, wie wir gesehen —, aber er stemmte sich jedem Versuch der unteren Klassen entgegen, praktische Vorteile aus der Reformation zu ziehen, indes er alle Schritte der Fürsten in dieser Richtung begünstigte. Diesen sollten die Kirchengüter zufallen, nicht den Bauern. „Wir haben bloß die Herzen von den Klöstern zu reißen," schrieb er (wahrscheinlich Ende Juli) 1524, „nicht diese anzugreifen. Wenn die (die Herzen) nun davon sind, daß Kirchen und Klöster wüst liegen, so laß man dann die Landesherren damit machen, was sie wollen." *

Von der Lutheranischen Reformation, das wurde 1524 immer klarer, hatten die unteren Klassen nichts zu erwarten. Nur durch eigene Kraft, in gewaffneter Erhebung konnten sie sich von dem Joche befreien, das auf ihnen lastete.

2. Münzers Vorbereitungen der Erhebung.

Sobald es klar geworden war, daß den unteren Klassen nichts übrigbleibe, als das Schwert gegen alle Ausbeuter zu erheben, die revolutionären ebenso wie die reaktionären,

* Luthers sämtliche Werke, XIX, S. 240, Leipzig 1729.

war niemand eifriger als Münzer, die Insurrektion vorzubereiten. Seine Umsicht, seine Tatkraft, seine Kühnheit machten ihn zum Mittelpunkt der revolutionären Bewegung der ausgebeuteten Klassen Thüringens und verliehen ihm Einfluß weit darüber hinaus.

Man kann seine Tätigkeit ermessen nach den Anklagen, die gegen ihn bei den sächsischen Regenten einliefen. Da klagte zum Beispiel ein Friedrich Wizleben, seine Untertanen aus Wendelstein, Wollmerstadt und Roßleben hätten Boten an Münzer gesandt und diesen befragt, ob sie einen Bund wider ihren Herrn schließen dürften, der sie hindere, den Münzerschen Gottesdienst zu besuchen. Münzer hatte diese Frage bejaht und ihnen wohl auch gezeigt, wie sie sich organisieren müßten. Ebenso betrieb er die Organisierung der zahlreichen und wehrhaften Mansfeldischen Bergarbeiter. An die Untertanen des Herzogs Georg von Sachsen zu Sangershausen erließ er einen Brief, in dem er sie mahnte, beim Evangelium, das heißt bei der demokratischen Sache, zu stehen und sich den Feinden des Evangeliums zu widersetzen.

Auch an die Orlamünder wendete er sich, wo Karlstadt eine ähnliche Stellung einnahm wie Münzer in Allstätt, und lud sie zu einem Bündnis ein. Aber Karlstadt und seine Leute gehörten der Richtung an, die von einem gewalttätigen Vorgehen nichts wissen wollte. In einer Antwort, „der von Orlemund schrifft an die zu Alstedt, wie man Christlich fechten soll" (gedruckt zu Wittenberg 1524), schrieb er: „Wir wollen nicht zu Messern und Spießen laufen, vielmehr soll man wider seine Feinde gewaffnet sein mit dem Harnisch des Glaubens. Daß Ihr schreibt, wir sollen uns zu Euch gesellen und mit Euch verbinden; so wir das täten, wären wir nicht mehr freie Christen, sondern an Menschen gebunden. Dies würde dem Evangelio ein rechtes Zetergeschrei bringen, da sollten die Tyrannen frohlocken und sprechen: Diese rühmen sich des ewigen Gottes, nun ver-

binden sie sich einer mit dem anderen, ihr Gott ist nicht stark genug, sie zu verfechten."*

Dieser Brief, der veröffentlicht wurde, nützte Karlstadt nichts; Luther warf ihn doch in einen Topf mit Münzer. Für diesen aber bedeutete der Brief eine Denunziation.

Am bedenklichsten aber war es, daß durch einen Verräter, Nicol Rugkert, den Fürsten das Bestehen eines Geheimbundes in Allstätt bekannt wurde, den Münzer gestiftet hatte, wie Melanchthon mitteilt: „Er machte ein Register, schrieb darein alle, so sich zu ihm verbunden und verpflichten, die unchristlichen Fürsten zu strafen und christlich Regiment einzusetzen." Der Bund hatte auch außerhalb Allstätts Anhänger, so „im Tal Mansfeld", in Sangershausen, ja selbst in Zwickau. Als Zweck der Organisation gab Münzer in seinem „Bekenntnis" an: „Ist die Verbindung wider die, so das Evangelium verfolgen, gewest." Was aber unter dem „Evangelium" zu verstehen sei, darüber sagte er, peinlich befragt, aus: „Ist ihr Artikel gewest und habens auf die Wege richten wollen: omnia sunt communia (alles ist gemeinsam), und sollte einem jeden nach seiner Notdurft ausgeteilt werden, nach Gelegenheit. Welcher Fürst, Graf oder Herr das nicht hätte tun wollen, dazu ernstlich erinnert, denen sollte man die Köpfe abschlagen oder (sie) hängen."

Wie weit die Ziele des Bundes damals schon den sächsischen Fürsten bekannt wurden, wissen wir nicht. Aber das, was sie davon erfuhren, genügte im Verein mit den anderen Anklagen, daß sie den gefährlichen Mann zu einem Verhör nach Weimar luden, um so mehr, da sie auch Luther gegen ihn hetzte.

In einem offenen Brief an die sächsischen Regenten (Ende Juli**) denunzierte „Bruder Sanftleben": „Ich hab diesen

* Abgedruckt bei Strobel, S. 77, 78.

** Die gewöhnliche Datierung vom 21. August ist falsch. Vergleiche Merx, S. 39, Note.

Brief an Eure fürstliche Gnaden allein aus der Ursach gegeben, daß ich vernommen und auch aus ihrer Schrift verstanden habe, als wollte derselbe Geist die Sache nicht im Wort lassen bleiben, sondern gedenke sich mit der Faust darein zu begeben und wolle sich mit Gewalt setzen wider die Obrigkeit und stracks daher eine leibliche Aufruhr anrichten. . . . Wiewohl ich mich nun versehe, Eure fürstliche Gnaden werden sich hierinnen besser wissen zu halten, denn ich raten kann, so gebührt mir doch untertäniger Fleiß, auch das Meine dazu zu tun und Eure fürstliche Gnaden untertänig zu bitten und zu ermahnen, hierinnen ein ernstlich Einsehen zu haben und aus Schuld und Pflicht ordentlicher Gewalt solchem Unfug zu wehren und dem Aufruhr zuvorzukommen. . . . Darum Eure fürstliche Gnaden hie nicht zu schlaffen noch zu säumen ist, denn Gott wird's fordern und Antwort haben wollen um solchen hinlässigen Brauch und Ernst des befohlnen Schwerts. So würde es auch vor den Leuten und der Welt nicht zu entschuldigen sein, daß Eure fürstliche Gnaden aufrührische und frevle Faust dulden und leiden sollen."*

Diese Stellen geben den Grundton des Briefes an. Sie sind charakteristisch für Luther wie für die damalige Situation. Der Rest des Briefes enthält eine Polemik gegen Münzer und ein nicht geringes Lob der eigenen Persönlichkeit, sowie endlich, wohl um der Denunziation den bösen Beigeschmack zu nehmen, den Hinweis darauf, daß er nicht die Unterdrückung des Allstättischen Geistes verlange, sondern nur die seiner Faust. Greife er nicht zur Gewalttat, dann lasse man ihn ruhig predigen. Münzer selbst hat bereits in seiner Antwort auf diesen Brief, der „Schutzrede", darauf hingewiesen, welche Heuchelei in diesen Ausführungen liegt. War es doch Luthers eifrigstes Bestreben gewesen, Münzer mundtot zu machen.

---

* Luthers sämtliche Werke, XIX, S. 237, 238.

Münzer war unerschrocken genug, der Vorladung nach Weimar zu folgen, am 1. August. Herzog Johann verhörte ihn, entließ ihn jedoch vorläufig noch ungekränkt: „Weil man befunden, daß er das Volk zum Bündnis ermahnt und dergleichen Unschicklichkeit mehr begangen habe, so wolle sich der Herzog mit dem Kurfürsten erst über die Maßnahmen, welche gegen ihn vorgenommen werden sollten, beraten, ‚und was Ihrer Kurfürstlichen Gnaden Gemüt sei, würde man ihm in kurzem anzeigen lassen'. Bis dahin solle er sich friedlich halten."*

Münzer wartete aber nicht ab, was der Kurfürst über ihn verhängte. Seine Stellung in Allstätt war unhaltbar geworden. Das Strafgericht der Fürsten drohte dem Städtchen und der Rat erklärte sich jetzt gegen ihn. Da entwich er (in der Nacht vom 7. zum 8. August). Er erzählt selbst in seiner „Schutzrede": „Da ich heimkam von der Verhörung zu Weimar, meinte ich zu predigen das ernste Wort Gottes, da kamen meine Ratsherren und wollten mich den höchsten Feinden des Evangelii überantworten. Da ich das vernahm, war meines Bleibens nimmer. Ich wischte von meinen Schuhen ihren Staub, denn ich sah mit meinen sichtigen Augen, daß sie viel mehr ihre Eide und Pflichten als Gottes Wort achteten."

Der schwächliche Renegat Melanchthon suchte auch hier, wie sonst, Münzer in den Verdacht der Feigheit zu bringen: „Thomas hat da seines großen Geistes vergessen und macht sich davon und verbarg sich ein halbes Jahr."

Wie wenig Feigheit mit Münzers Auszug aus Allstätt zu tun hatte, und wie wenig er gesonnen war, sich zu verbergen, zeigt, daß er sich von Allstätt unmittelbar nach einem neuen Kriegsschauplatz begab, nach Mühlhausen, wo wir ihn schon am 15. August finden. Und in diesem Punkte kann kein Irrtum Melanchthons vorliegen, sondern nur

* Merx, S. 41.

eine bewußte Lüge, denn 1525 mußte er sich noch sehr wohl des Schreckens erinnern, der im August 1524 Luther und seine Freunde ergriff, als sie erfuhren, Münzer habe sich nach Mühlhausen gewendet.

Luther schrieb sofort an die von Mühlhausen und forderte sie auf, Münzer zu vertreiben. Der Rat lade ihn vor und frage ihn, wer ihn gerufen, zu predigen: „Wenn er dann sagt, Gott und sein Geist habe ihn gesandt, wie die Apostel, so laßt ihn dasselbe beweisen mit Zeichen und Wundern, aber wehret ihm das Predigen, denn wo Gott die ordentliche Weise will ändern, so tut er allwege Wunderzeichen dabei.“*

Daß Luther so energisch gegen den kommunistischen Agitator zu Felde zog, hatte seinen guten Grund. Nicht nur mehrten sich die Anzeichen der drohenden Empörung, in Mühlhausen war Münzer auch gefährlicher als in Allstätt. Es war größer, enthielt etwa 6000 Einwohner und beherrschte ein Gebiet von etwa 220 Quadratkilometern.** Handwerk und Handel blühten. Namentlich Weberei und Tuchhandel waren dort stark entwickelt. „Es wurde besonders viel Tuch zu Mühlhausen gewebt und ein vorteilhafter Handel damit nach Rußland und anderen Ländern in jener Weltgegend getrieben.“ (Galletti, Geschichte Thüringens, IV, S. 91.) Mühlhausen war aber nicht bloß reich und stark, es war auch von den sächsischen Fürsten unabhängig, eine der wenigen freien Reichsstädte, die sich in Thüringen noch selbständig erhalten hatten. Fiel diese Stadt in die Hände der kommunistischen Schwärmer, dann gewannen sie einen Stützpunkt, der sie ziemlich gefährlich machte.

Die inneren Verhältnisse lagen für eine Volkserhebung nicht ungünstig. Die starke Ausdehnung der Wollenweberei

---

* Luthers sämtliche Werke, XIX, S. 236.

** Merx, S. 48.

als Exportgewerbe mußte einen fruchtbaren Boden für rebellische und kommunistische Strömungen erzeugen. Dazu kam, daß in Mühlhausen „ein drückendes Aristokratenregiment herrschte: in dieser freien Reichsstadt gab es nicht mehr als sechsundneunzig Männer, die in Wahrheit freie Bürger waren. Das waren die Herren des Rates, der sich selbst ergänzte und nur aus Patriziern.“*

In Mühlhausen waren daher nicht bloß die städtischen Proletarier, die Vorstädter und die Bauern der umliegenden Orte, die von der Stadt abhingen, rebellisch, sondern auch die zünftigen Handwerker, die anderswo zu den privilegierten Klassen gehörten. Kein Wunder, daß die Reformationsbewegung dort zu einer Reihe heftiger Erhebungen der Bürgerschaft gegen das Patrizierregiment führte. Der Leiter des Volkes in diesen Kämpfen war Heinrich Pfeiffer, ein Mönch, der, wie so viele andere zu jener Zeit, aus seinem Kloster getreten war. Pfeiffer war der Führer des oppositionellen Teiles der wohlhabenden Bürgerschaft, der zünftigen Handwerker und der Kaufleute, soweit diese nicht zu den Patriziern gehörten. Aber die Patrizier waren zu stark in Mühlhausen, als daß er die Bauern und Proletarier außer acht hätte lassen können. Er wendete sich auch an sie und rief sie auf zum Kampfe gegen die städtische Aristokratie.

Und noch eines anderen Bundesgenossen erfreute sich Pfeiffer: der sächsischen Fürsten, die schon längst nach dem Besitz der mächtigen Reichsstadt lüstern waren und denen innere Unruhen in ihr sehr zweckdienlich erschienen.** Derselbe Herzog Johann von Sachsen, der Pfeiffer später, nachdem er ihm unbequem geworden war, als Rebellen köpfen ließ, begünstigte zunächst dessen Rebellion.

* Zimmermann, Bauernkrieg, I, S. 191. Zimmermann stand eine Reihe wichtiger Forschungen aus dem Stadtarchiv zu Mühlhausen zu Gebote.

** Vergleiche Zimmermann, a. a. O., I, S. 194.

Trotz allen diesen Gegnern muß der Rat doch einen starken Anhang in der Stadt besessen haben, denn es gelang den Demokraten nicht, einen dauernden Erfolg zu erzielen. 1523 siegte Pfeiffer zum ersten Male mit seinem Anhang. Die Beute fiel nur der wohlhabenden Bürgerschaft zu; bloß diese erhielt Anteil am Stadtregiment; die Proletarier und die Kleinhandwerker in den Vorstädten und gar erst die Bauern gingen völlig leer aus.

Sollte dies einen Umschwung in der Stimmung der niederen Klassen hervorgerufen haben? Sicher ist es, daß es dem Rate bald gelang, Pfeiffer zu vertreiben, und vergebens verwendete sich Herzog Johann von Sachsen für seine Rückkehr. Dennoch finden wir ihn bald wieder in Mühlhausen, in heftigem Kampfe mit dem Rate, wobei das Glück sich bald auf die eine Seite, bald auf die andere neigte.

Mitten in diesem Kampfe traf Münzer dort ein. Der Rat war damals zu ohnmächtig, um Luthers Aufforderung nachzukommen, so gerne er gewollt hätte. „Ist auch ein ehrbar Rat so wenig mit ihm als mit Pfeiffer zufrieden gewest, aber der Pöbel hat ihn mit Gewalt behalten. Da er eben mit seinem Gesellen, dem Pfeiffer, eine Meuterei über die andere gestiftet und angerichtet hat.“*

Gerade um diese Zeit finden wir, daß die Partei Pfeiffers eine Schwenkung nach links vornimmt. Sie erhebt Forderungen auch für die Bauern und Vorstädter, und erringt nun den Sieg, am 27. August 1524. Ob und inwieweit Münzer an diesem Umschwung beteiligt war, kann nicht festgestellt werden.

* Johann Becherer, Newe Thüringische Chronica, Mühlhausen 1601, S. 473. Diese thüringische Chronik beginnt mit Moses: „Wenn man von der Thüringer ersten Urankunft etwas zu wissen begehret, hat man keine ältere Nachrichtung, denn die uns der allerälteste und gewisseste Scribent Moses gibt.“ Von Japhets Sohn Mesach stammen die Meißner, von Thiras die Thüringer.

Aber wie wahrscheinlich schon 1523, trat auch jetzt wieder eine Spaltung unter den Siegern ein. Waren damals die Vorstädter und Bauern nicht befriedigt worden, so bekamen jetzt die Bürger, die Handwerker und Kaufleute Furcht vor den Bauern und den Proletariern, die seit Münzers Ankunft sicher an Zuversicht nicht verloren hatten. Die Bürger schlugen sich auf die Seite des Rates, und schon am 25. September erlitten Pfeiffer und Münzer eine Niederlage. Münzer wurde vertrieben, bald darauf auch Pfeiffer.

Er wandte sich nach Süddeutschland, gleich so vielen anderen in Sachsen politisch Geächteten, wie zum Beispiel Karlstadt. Der letztere war auf Betreiben Luthers ausgewiesen worden, da diesen auf einer Agitationsreise, die er gegen Karlstadt unternommen, die Orlamünder sehr schlecht aufgenommen hatten. Aber auch jetzt bedeutete der Rückzug Münzers nicht den Rücktritt von der Bewegung zu wenigstens zeitweiser Ruhe, sondern nur das Aufsuchen eines neuen Feldes der Tätigkeit. Er mußte über die Dinge, welche sich in Süddeutschland vorbereiteten, wohl unterrichtet sein. Denn Deutschland — wenigstens Süd- und Mitteldeutschland — war damals von einem Netz mehr oder weniger geheimer revolutionärer Gesellschaften überzogen, die in steter Verbindung miteinander standen. Namentlich die kommunistischen Sekten lieferten zahlreiche wandernde Agitatoren, die, wie in England zur Zeit John Balls, so auch jetzt in Süd- und Mitteldeutschland die verschiedenen Bündnisse in Fühlung miteinander erhielten. Wir wissen bereits, daß seit den Anfängen der Waldenser die „Vertrauensleute" der Kommunisten, die „Apostel", die „armen Priester", oder wie sie sonst heißen mochten, in der Regel in steter Wanderung mit nur kurzen Unterbrechungen begriffen waren. Die Entwicklung des Wanderns der Handwerksgesellen war ein weiteres Mittel, den interlokalen Zusammenhang für diese Schichten zu einem engeren zu gestalten als für jede andere Schicht der Gesellschaft. „Alle wandernden Handwerker, die

der Gemeinde angehörten, so Meister als Gesellen, wurden Apostel.“ *

Als Münzer sich nach Süddeutschland wandte, mußte er also wohl unterrichtet sein über die dortigen Verhältnisse; er mußte wissen, daß dort allenthalben der Aufstand drohte, er wußte jedenfalls auch schon davon, daß (Ende August) sich bereits die Bauern in Stühlingen tatsächlich erhoben hatten und die Erhebung an der Schweizer Grenze rasch um sich griff. Grund genug für Münzer, sich dorthin zu wenden, sobald ihm in den sächsischen Ländern jede Wirksamkeit für so lange unmöglich gemacht worden war, als die bestehenden Machtverhältnisse dauerten.

Nur vorübergehend hielt er sich in Nürnberg auf, nicht um einen Aufruhr zu entfachen — wie viele Leute glaubten — und er hätte Anhang genug in diesem alten beghardischen Zentrum gefunden, der Reichsstadt, deren Patriziat so mißtrauisch und selbstherrlich war, daß es selbst die zünftigen Organisationen der Handwerker verbot.** Er blieb nur, um eine Schrift dort heimlich drucken zu lassen. Zu einem Aufstand schien ihm die Gelegenheit nicht günstig.

Seinen Nürnberger Aufenthalt charakterisiert Münzer am besten selbst in einem Briefe an einen Christoph N. in Eisleben.*** Wie traurig seine Verhältnisse damals waren, zeigt folgende Stelle daraus: „So Ihr's vermögt, helft mir mit einer Zehrung, es sei, was es wolle. Aber wenn Ihr Euch dran ärgern solltet, will ich keinen Heller haben.“ Bereichert hatte sich also Münzer in Allstätt und Mühlhausen nicht. Er schreibt weiter in dem Briefe: „Ich hab meine Lehr lassen zu Nürnberg drucken und sie wollten beim römischen Reich Dank verdienen, sie zu unterdrücken, ich bin ent-

* C. A. Cornelius, Geschichte des Münsterschen Aufruhrs, Leipzig 1860, II, S. 41.

** Schönlank, Soziale Kämpfe vor dreihundert Jahren, S. 5 ff.

*** Abgedruckt in Luthers sämtlichen Werken unter dessen Schriften gegen Münzer und die aufrührerischen Bauern, XIX, S. 245.

schuldigt. . . . Ich wollte wohl ein feines Spiel mit denen von N. (Nürnberg) angerichtet haben, wenn ich Lust hatte, Aufruhr zu machen, wie mir die lügenhafte Welt schuld gibt, aber ich will alle meine Widersacher mit Worten so feig machen, daß sie es nicht werden verleugnen. Viele vom N. (Nürnberger) Volke rieten mir, zu predigen, da antwortete ich, ich wäre um deswillen nicht gekommen, sondern um mich durch den Druck zu verantworten. Da das die Herren erfuhren, klangen ihnen die Ohren. Denn gute Tage tun ihnen wohl, der Handwerksleute Schweiß schmeckt ihnen süß, süß, gedeiht aber zur bitteren Galle. Es wird da kein Bedenken oder Spiegelfechten helfen, die Wahrheit muß herfür, es hilft sie nichts das Gedichte annehmen des Evangelii; die Leute sind hungrig, sie wollen essen."

Damit schließt der Brief.

Den Erfolg seines Nürnberger Aufenthalts schildert uns kurz ein alter Berichterstatter, Johann Müllner (zitiert bei Strobel, S. 64): „Ein Buchdrucker zu Nürnberg hat sich unterstanden, ein Büchlein von Thomas Münzer zu drucken. Dem hat der Rat alle Exemplarien nehmen und seinen Gesellen, der es ohne des Meisters Vorwissen getan, in das Lochgefängnis einziehen lassen."

Um noch ein übriges zu tun, haben Luther und sein Anhang die Schrift systematisch totgeschwiegen und sie nie erwähnt, geschweige denn darauf geantwortet, obwohl, oder vielmehr weil sie die schärfsten Angriffe und Anklagen gegen Luther enthielt — gegen Luther und gegen die Fürsten. Diese letzte Schrift Münzers ist seine leidenschaftlichste und revolutionärste.

Wenn die Nürnberger und Luther mit seinen Leuten glaubten, durch die Konfiskation und das Totschweigen etwas gewonnen zu haben, so irrten sie sich, wie sich bis auf den heutigen Tag noch zahlreiche Staatsmänner irrten und irren, die in gleicher Weise Politik treiben. Es gelang dem hochwohlweisen Rat keineswegs, aller Exemplare hab-

haft zu werden. Nicht nur fand die Schrift noch vor dem Bauernkrieg Verbreitung; trotz des Vernichtungskriegs gegen alle aufrührerischen Schriften, der nach dem Bauernkrieg wütete, haben sich Exemplare des konfiszierten Libells bis heute erhalten. Es ist die „hoch verursachte Schutzrede“.* Mit feiner Verspottung der damaligen Servilität der Schriftgelehrten ist sie gewidmet: „Dem Durchlauchtigsten Erstgeborenen Fürsten und allmächtigen Herrn Jesu Christo, dem gütigen König aller Könige, dem tapferen Herzog aller Gläubigen, meinem gnädigsten Herrn und getreuen Beschirmer und seiner betrübten einzigen Braut, der armen Christenheit.“

Nach einer Reihe von Ausfällen gegen Luther, den „Dr. Lubibrii“, und die Schriftgelehrten, kommt er darauf zu sprechen, daß er die Fürsten in Allstätt aufgefordert habe, das Schwert zu ergreifen zur Verteidigung des Evangeliums. Er habe dies mit der Bibel gerechtfertigt. „Gleichwohl kommt der Gevatter Leisetritt, ach der kirre Geselle, und sagt, ich wolle Aufruhr machen, wie er denn aus meinem Sendbrief an die Berggesellen erlesen. Eines sagt er und das Allerbescheidenste verschweigt er: wie ich klärlich vor den Fürsten ausbreitete, daß eine ganze Gemeinde Gewalt des Schwertes habe, wie auch den Schlüssel zur Auflösung, und sagte vom Text Danielis 7, Apocalyp. 6 und Romano. 13, 1. Reg. 8, daß die Fürsten keine Herren, sondern Diener des Schwertes (der öffentlichen Gewalt) seien. Sie sollen's nicht machen, wie es ihnen wohl gefällt, Deutero. 17, sie sollen recht tun. Darum muß auch nach altem gutem Brauch das Volk daneben sein, wenn einer recht gerichtet wird nach dem Gesetz Gottes, Num. 15. Ei warum: Wenn die Obrigkeit das Urteil wollte verkehren (Esaia 10), so sollen die

* Hoch verursachte Schutzrede und antwort wider das Gaistlose Sanfft lebende Fleysch zu Wittenberg, welches mit verkärter weyße, durch den Diepstal der heiligen schrift die erbermdliche Christenheit also gantz jämmerlich besudelt hat. Thomas Müntzer Alstedter.

umstehenden Christen das verneinen und nicht leiden, denn Gott will Rechenschaft haben vom unschuldigen Blut, Psalm 78. Es ist der allergrößte Greuel auf Erden, daß niemand der dürftigen Not sich will annehmen; die Großen machen's wie sie wollen. . . . Sieh zu, die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sind unsere Herren und Fürsten, sie nehmen alle Kreaturen zum Eigentum. Die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, alles muß ihr sein (Esaia 5). Darüber lassen sie dann Gottes Gebot ausgehen unter die Armen und sprechen: Gott hat geboten, du sollst nicht stehlen; sie selbst aber folgen dem nicht. Daher sie nun alle Menschen beschweren, den armen Ackersmann, Handwerksmann und alles, was da lebt, schinden und schaben (Micha 3). So er sich dann vergreift am Allergeringsten, muß er hängen. Da sagt dann der Dr. Lügner Amen. Die Herren machen das selber, daß ihnen der arme Mann Feind wird; die Ursache des Aufruhrs wollen sie nicht weg tun, wie kann es auf die Länge gut werden. So ich das sage, muß ich aufrührisch sein. Wohlhin!"*

Münzer polemisiert nun weiter gegen Luther, dem er unter anderem seinen Neid darüber vorwirft, daß Münzer ihm mit dem „Deutschen Amt" zuvorgekommen. (Wir haben die Stelle zitiert 2. Bd. S. 85.) Er weist Luther nach, daß dieser heuchle, wenn er behaupte, daß er bloß Münzers Taten bekämpfe, dagegen seinen Predigten nichts in den Weg lege. „Jungfrau Martin", „die keusche babylonische Frau" verdamme Münzer nicht, sie denunziere ihn bloß. Er höhnt Luther, der sich auf sein Martyrium so viel zugute tut: „Es nimmt mich sehr wunder, wie es der ausgeschämte Mönch tragen kann, daß er also greulich verfolgt wird bei dem guten Malvasier und bei dem Hurenkästlein." Nicht minder ver-

* Dieser ganze Passus ist bei Zimmermann als Zitat aus dem „anderen Unterschied Danielis" gebracht, a. a. O., I, S. 185.

ächtlich wie das Posieren als Märtyrer bei Wohlleben und Würden sei die Speichelleckerei Luthers und seine Achselträgerei. „Die armen Mönch und Pfaffen und Kaufleut können sich nicht wehren, darum hast du sie wohl zu schelten. Aber die gottlosen Regenten soll niemand richten, ob sie schon Christum mit Füßen treten." Dabei aber treibe er Demagogie, um es auch mit den Bauern nicht zu verderben. Lächerlich sei sein Prahlen mit seiner Tapferkeit. Weder in Leipzig noch in Worms habe er etwas riskiert. (Wir haben die Worms betreffende Stelle oben zitiert, 2. Bd. S. 16.) Den Rest bildet, außer der Mitteilung über Münzers Auszug aus Allstätt (zitiert 2. Bd. S. 78), eine saftige Schimpferei auf Luther, in einem Stil, den auch dieser selbst liebte: „Schlaf sanft, liebes Fleisch. Ich rieche dich lieber gebraten in deinem Trotz durch Gottes Grimm im Hafen oder Topf beim Feuer, denn in deinem eigenen Söslein gekocht, sollte dich der Teufel fressen. Du bist ein eselisch Fleisch, du würdest langsam gar werden und ein zähes Gericht werden deinen Milchmäulern."

Nachdem Münzer diesen Partherpfeil gegen seinen Gegner abgeschossen, verließ er Nürnberg und wandte sich nach der Schweizergrenze, wo er den Winter verbrachte. Genaueres ist über seinen dortigen Aufenthalt nicht bekannt. Nach Cochläus hätte er seine damaligen Reisen bis Hall in Tirol ausgedehnt, einem Bergwerksdistrikt, der später ein Wiedertäuferzentrum wurde. Vielfach nahm man an, er sei der Verfasser der berühmten zwölf Artikel, in denen die aufgestandenen Bauern ihre Forderungen formulierten, ja man behauptete sogar, er habe die süddeutsche Insurrektion veranlaßt. Die beiden letzteren Angaben sind sicher grundlos. Wahrscheinlich auch die des Cochläus.

Münzer selbst sagt uns in seinem „Bekenntnis" über seinen Aufenthalt an der Schweizer Grenze nur folgendes, und das dürfte alle wesentlichen Momente seiner damaligen Tätigkeit enthalten: „Im Klettgau und Hegau bei Basel

habe er etliche Artikel, wie man herrschen soll, aus dem Evangelio angeben; daraus haben andere andere Artikel gemacht. Sie hätten ihn gerne zu sich genommen, er habe ihnen aber dafür gedankt. Die Empörung habe er dort nicht gemacht, sondern sie seien bereits aufgestanden gewest. Ökolampadius und Hugowaldus haben ihn dort aufgefordert, zum Volk zu predigen, da habe er dann gepredigt."

Münzer hat also die zwölf Artikel nicht verfaßt, wohl aber hat er auf ihre Entstehung Einfluß genommen. Er betrachtete seinen Aufenthalt nur als einen vorübergehenden, aber er blieb nicht untätig, sondern wirkte agitatorisch, „predigte dem Volke", wie er sagte, oder wie Bullinger sich ausdrückt: „er pflanzte seinen vergifteten Samen des Bauernaufruhrs."

Hier an der Schweizer Grenze hatte er aber auch Gelegenheit, mit den Führern der Schweizer Wiedertäufer zusammenzutreffen. Das Verhältnis Münzers zu ihnen ist jedoch zwar sehr charakteristisch für diese, dagegen von geringer Bedeutung für das Verständnis des thüringischen Kommunisten und seines Wirkens. Eine Darstellung dieses Verhältnisses würde das Eingehen auf die Anfänge der Wiedertäufer überhaupt bedingen. Um den Fortgang der Darstellung nicht ungebührlich zu unterbrechen, sehen wir hier davon ab, um im nächsten Abschnitt darauf zurückzukommen.

3. Der Verlauf der Erhebung und Münzers Untergang.

Zu Beginn des Jahres 1525, vielleicht schon im Januar, verließ Münzer Schwaben, um nach Thüringen zurückzugehen. Er ging nicht aufs Geratewohl. Er wußte, daß der Ausbruch der Bewegung bevorstehe.

Wie in England 1381 der Bauernaufstand auf allen Punkten an demselben Tage losgebrochen war, so galt auch

jetzt unter den aufrührerischen Bauern allenthalben der gleiche Tag -- der 2. April — als der Tag des allgemeinen Losschlagens, wenn auch der Aufstand in manchen Gegenden durch Ungeduld der Beteiligten oder unter dem Zwang der Verhältnisse früher schon losbrach. Wir dürfen also nicht daran zweifeln, daß eine weitverzweigte Verschwörung hinter der Empörung stand, diese organisierte und ihren Ausbruch leitete.

Heute, wo ein Geheimbund, und wenn er noch so wenige Mitglieder umfaßte, wohl den Massen der Bevölkerung, auf die er sich stützen will, verborgen bliebe, in der Regel aber nicht den Regierungen, gibt es wohl keinen ernsthaften revolutionären Politiker mehr, der eine große, den ganzen Bereich der Nation umfassende Erhebung durch eine Verschwörung bewerkstelligen wollte. Im vierzehnten und auch noch im sechzehnten Jahrhundert lag die Sache günstiger. Noch war die politische Staatspolizei nicht entwickelt — wenigstens nicht nördlich der Alpen —, auch war das Postwesen mit seinen Anhängseln noch nicht Staatssache geworden; die Briefe waren daher noch nicht „so sicher, wie die Bibel auf dem Altar", alle Mitteilungen nach entfernteren Gegenden wurden durch Boten besorgt, und die „Feldpost" der Revolutionäre arbeitete ebenso prompt, oft noch prompter als die der Herrschenden, dank namentlich den wandernden Gesellen und „Aposteln", auf deren Rolle in dieser Beziehung wir schon hingewiesen.

So blieb zum Beispiel auch während des Bauernkrieges Münzer von Mühlhausen aus in lebhaftem Verkehr mit Schwaben. Bullinger erzählt in seinem Buche über die Wiedertäufer: „Und als er gleichwohl hier oben in dieser Gegend (dem Klettgau) nicht mehr war, sondern sich wiederum herab nach Thüringen getan und zu Mühlhausen wohnte, schrieb er doch Briefe an seine Vertrauten herauf, mit denen er immerdar unruhige Leute anzündete und hetzte wider ihre Herrn und Obern. Und nicht lang vor dem Ausbruch des

bäurischen Aufruhrs, der in der Landgrafschaft und darum sich erhob, schickte er einen Boten herauf mit Briefen und auch mit Zetteln, in welche er hatte lassen verzeichnen die Kreise und Größe der Kugeln des Geschützes, das zu Mühlhausen zu dem Aufruhr schon gegossen war: stärkte damit und tröstete die Unruhigen."*

Am meisten aber wurde damals der Erfolg einer Verschwörung begünstigt dadurch, daß jedes Mitglied der unteren Klassen in einem kleinen Kreise lebte, von dem es gesellschaftlich, meist auch ökonomisch, höchst abhängig war, der all sein Tun und Treiben kannte und mit dem es aufs innigste verwuchs. Die Markgenossenschaft und die Dorfgemeinde, die Zunft und die Gesellenschaft erzeugten da eine Disziplin, eine Solidarität, aber auch eine Abschließung von anderen Kreisen, die der Bewahrung von Geheimnissen, sowie dem Erstehen und Bestehen von Geheimbünden höchst förderlich war. Die Zeit, in der Zunftgeheimnisse jahrhundertelang bewahrt werden konnten, ohne ausgeplaudert zu werden, war auch die Zeit, in der die Geheimbünde gediehen. Nicht nur sektiererische Lehren wurden auf dem Wege der Geheimbündelei verbreitet — erinnern wir uns der „Grubenheimer" —, sondern auch politische Aktionen in Stadt und Land wurden dadurch bewirkt. Manche dieser geheimen Gesellschaften haben große Bedeutung erlangt, so zum Beispiel der „Bundschuh" und der „Arme Konrad", die den Bauernkrieg einleiteten.

Zur Zeit der Reformation endlich wurde die Verschwörung noch besonders erleichtert durch das kolossale Mißtrauen der Herrschenden untereinander. Erschwerte schon die Zerrissenheit Deutschlands ein planmäßiges Zusammen-

* „Der Widertäufferen vrsprung, fürgang, Secten, wäsen, fürnemen vnd gemeine jrer leer Artickel, auch jre grind vnd worüm sy sich absunderind vnd ein eigne Kirchen anrichtind, mit widerlegung etc. Abgeteilt in VI Bücher vnd beschriben durch Heinerychen Bullingern, Dienern der Kirchen zu Zürich," Zürich 1561.

wirken der Obrigkeiten verschiedener Lokalitäten, so wurde diese Schwierigkeit noch gesteigert während der Reformation, wo nicht nur die unteren Klassen revoltierten, sondern auch ein großer Teil der oberen auf die Revolution spekulierte, wo die geistlichen Herren den weltlichen, die katholischen den evangelischen nicht über den Weg trauten, und umgekehrt. Es mußte ihnen erst das Wasser an die Kehle gehen, ehe sie sich zu einer „reaktionären Masse" vereinigten.

So wird es erklärlich, daß der Aufstand, dessen Anzeichen schon im Herbst 1524 an verschiedenen Punkten zutage traten und der im Winter eifrig vorbereitet wurde, die herrschenden Klassen überraschte, so daß die Empörer zu Beginn fast allenthalben im Vorteil waren.

So früh Münzer aufgebrochen war, er stieß unterwegs bereits auf insurgierte Bauern. Einmal wäre ihm das um ein Haar schlecht bekommen. Im Fuldischen wurde er mit einem Haufen Bauernrebellen gefangen genommen. Der Allstätter Schösser Hans Zeyß, der über Münzer stets gut unterrichtet war, schrieb damals (22. Februar) an Spalatin: „Ich füg' Euch zu wissen, daß Thomas Münzer zu Fulda gewesen, daselbst im Turm einige Zeit gelegen, und der Abt hat zu Arnstädt auf des von Schwarzburg Wirtschaft gesagt, — hätte er gewußt, daß es Thomas Münzer gewesen, er wollte ihn nicht ledig gegeben haben."

Kurz darauf, 12. März, finden wir Münzer wieder in Mühlhausen, wohin Pfeiffer schon früher (im Dezember) gekommen war. Binnen wenigen Tagen sind sie durch einen glücklichen Aufstand Herren der Stadt (am 17. März), fast an demselben Tage, an dem sich, mehr als drei Jahrhunderte später, 1848 das Volk von Berlin und 1871 das von Paris siegreich erhob. Der eben erwähnte Hans Zeyß schrieb darüber an Spalatin, mit merkwürdiger Hervorhebung Pfeiffers auf Kosten Münzers, aber mit richtiger Kennzeichnung der Elemente, durch die der Kampf gewonnen ward: „Ich hätte Euch einen ganzen Tag zu berichten, der

grausamen Uneinigkeit und Aufruhr, die ein Prediger, der Pfeiffer genannt, und Münzer in Mühlhausen anrichten. In Summa, Herr Omnes (Herr Alle, das Volk) hat dem Rat das Regiment genommen; der darf nichts wider ihren Willen strafen, regieren, schreiben noch handeln.

„Nachdem der Pfeiffer mit Münzer vom Rat vertrieben, und da sie zu Nürnberg gewest und ausgewest, ist Pfeiffer wiederkommen und hat sich in der von Mühlhausen Dörfern beworben und beklagt, wie er mit Gewalt vertrieben worden sei, allein um der Wahrheit und um deswillen, daß er sie frei vom Rat und der Obrigkeit und von aller Beschwerung habe predigen und machen wollen. Und er hat dieselbigen Bauern mit ihren Gewehren versammelt und ist gegen Mühlhausen in die Vorstadt gezogen, dort aufgetreten und hat mit Gewalt gepredigt. Da das der Rat zu Mühlhausen gewahr worden ist, daß Pfeiffer mit Gewalt zu ihnen eindringe, haben sie in der Stadt ihre Ordnungen und Haufen gemacht und sind aus der Stadt Pfeiffer entgegengezogen, ihn wieder zu vertreiben. Als der Kampf angehen sollte, da haben die gemeinen Bürger, die doch dem Rat beständig sein sollten, sich gegen den Rat geschlagen und solche Untreue gespielt, davon nicht zu sagen ist. Und ihr Hauptmann hat gesehen, wie das gemeine Volk vom Rat gefallen sei und mit großer Mühe und Arbeit das Spiel und den Lärmen gestillt, doch nicht anders, denn daß diese (Pfeiffer und Münzer) Prediger bleiben und der Rat sich hat müssen zwingen lassen, nichts zu tun oder zu schaffen ohne der Gemeinde Wissen und Wollen. Damit ist dem Rat das Schwert genommen und es geht in Mühlhausen seltsam zu."

In der Tat sehr seltsam: eine kommunistische Gemeinde wurde dort eingerichtet.

„Dies war der Anfang des neuen christlichen Regiments," schreibt Melanchthon. „Danach stießen sie die Mönche aus, nahmen die Klöster und Stiftgüter ein: da haben die Jo-

hanniter einen Hof gehabt und große Rent; denselben Hof nahm Thomas ein.... Er lehrte auch, daß alle Güter gemein sollten sein, wie in Actis Apostolorum geschrieben steht, daß sie die Güter zusammengetan haben. Damit macht er den Pöbel so mutwillig, daß sie nicht mehr arbeiten wollten, sondern wo einem Korn oder Tuch vonnöten war, ging er zu einem Reichen, wo er wollt', und fordert's aus christlichen Rechten. Denn Christus wollt, man sollte teilen mit den Dürftigen. Wo denn ein Reicher nicht willig gab, was man fordert, nahm man es ihm mit Gewalt. Dies geschah von vielen, auch täten es die, so bei Thomas wohnten im Johanniterhof."

Und Becherer erzählt: „In diesem Regiment war Münzer Diktator und Oberster und hat alles nach seinem Gefallen gerichtet.... Insonderheit drang er auf Gemeinschaft der Güter, woraus denn erfolget, daß die Leute ihr Handwerk und tägliche Arbeit liegen ließen, meinten, ehe sie der Edelleute, Fürsten und Herrn, Stifter und Klöster Güter hätten verzehrt, unterdes würde Gott mehr bescheren; lernten also rauben und stehlen; und dies Wesen trieb Münzer etliche Monate lang."*

Die schlimmen Wirkungen, die das kommunistische Regiment angeblich auf Handel und Wandel geübt, brauchen wir wohl nicht eingehend zu beleuchten; sie sind nichts als das herkömmliche Gerede des Bürgertums und seiner Anwälte über den Kommunismus und haben gar keine tatsächliche Grundlage. Das ergibt sich schon daraus, daß das Regiment der revolutionären Kommune von Mühlhausen nicht viel über zwei Monate dauerte (fast genau so lange wie das der Pariser Kommune von 1871 — ersteres vom 17. März bis zum 25. Mai, letzteres vom 18. März bis zum 28. Mai); Münzer selbst verließ Mühlhausen schon vor dem 12. Mai. In diesen paar Wochen

* Becherer, a. a. O., S. 479.

soll der Kommunismus fühlbare Einwirkungen auf die Produktion geäußert haben, mitten in der wildesten Kriegsnot, die jeden wehrhaften Arbeiter unter die Waffen rief!

Melanchthon freilich erzählt uns, der Kommunismus in Mühlhausen habe ein Jahr lang gedauert! Man stelle sich vor, ein moderner Schriftsteller hätte im Herbst 1871 ein Buch über die Pariser Kommune geschrieben, in dem er deren Dauer auf ein Jahr ansetzte! Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Unverfrorenheit des „sanften und schüchternen" Melanchthon oder über die Gedankenlosigkeit seines Publikums.

Und aus solchen „zeitgenössischen Quellen" ist bisher von bürgerlicher Seite die Geschichte der kommunistischen Bewegungen in der Regel zusammengelesen worden.

Indes sind diese Fälschungen bei einiger Sorgfalt leicht zu entdecken. Weit verwirrender hat die gänzlich unrichtige Darstellung der Rolle gewirkt, die Münzer in Mühlhausen spielte. Becherer wie Melanchthon stellten ihn als Diktator hin, dessen Wille in der Stadt unumschränkt gebot. In gleicher Weise äußerte sich gelegentlich Luther. Er schrieb in einem Briefe:* „Müntzer Mulhusi Rex et Imperator est," „Münzer ist Mühlhausens Herr und König."

In Wirklichkeit war Münzers Lage nichts weniger als erfreulich. Er hatte nicht durch die eigene Kraft seiner Anhänger gesiegt, sondern durch einen Kompromiß mit der Pfeifferschen Richtung, die nicht kommunistisch, sondern ausgesprochen bürgerlich war. Er kam nicht an die Spitze der Regierung, des Rates, sondern blieb einfacher Prediger. Aber auch seine Predigt war in Mühlhausen nicht ausschlaggebend. Die Politik der Stadt entsprach keineswegs seiner Politik. In den wichtigsten Angelegenheiten begegnete er Pfeiffers Widerstand, und dieser hatte die Mehrheit hinter sich.

---

* Zitiert bei Strobel, S. 88.

Mühlhausen war kein Tabor. Dieses kann man als eine kommunistische Kolonie bezeichnen. Es war eine Neugründung, in der die Kommunisten zusammenströmten, um dort die alleinige Bevölkerung zu bilden. Ganz anders lagen die Verhältnisse in der alten Reichsstadt. Die Kommunisten fanden dort ihre vornehmliche Stütze nur im Proletariat und daneben noch in manchen Kreisen der kleinen selbständigen, vorstädtischen Handwerker und der umwohnenden Bauern. Diese Bevölkerungsschichten waren damals viel zu schwach, um den verschiedenen Schichten des Bürgertums ihren Willen aufzwingen zu können. Durch ein glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände und deren geschickte und energische Ausnutzung waren die Kommunisten in Mühlhausen dahin gelangt, eine entscheidende Rolle spielen zu können, wohl als das Zünglein an der Wage zwischen den beiden kämpfenden Parteien. Aber mehr konnten sie von der Richtung, die mit ihrer Hilfe obenauf gelangt war, nicht erlangen als Duldung. Wir dürfen uns den Zustand in Mühlhausen nicht so vorstellen, als wäre die ganze Stadt kommunistisch organisiert worden; die „Brüder" erlangten jedenfalls nicht mehr, als daß ihnen gestattet wurde, ihre geheime Organisation in eine offene zu verwandeln und eine „Kommune" innerhalb der Stadtgemeinde zu bilden. Den Sitz dieser Kommune bildete wahrscheinlich der Johanniterhof.

Wie wenig zahlreich Münzers Anhang in Mühlhausen war, sieht man daraus, daß, als er von dort auszog, um den Bauern zu helfen, nur 300 Mann ihm folgten.*

Daß die Münzersche Kommune, „so bei Thomas wohnten im Johanniterhof", in den wenigen Wochen ihres Bestehens ihre Einnahmen nicht bloß aus der Arbeit ihrer Mitglieder

* Melanchthon spricht von 300 „Buben". Bei einem früheren Auszug, am 26. April, folgten ihm nach Becherer „ungefähr 400 Mann, mehrenteils fremdes Gesindlein. . . . Bei diesem Haufen und Zuge sind wenige Bürger und kein Ratsherr von Mühlhausen gewest (a. a. O., S. 480).

zog, sondern und vornehmlich aus der Beute, die in Kirchen, Klöstern und Schlössern gemacht wurde, dürfen wir Melanchthon wohl glauben. Ähnlich hatten es die Taboriten gehalten, und in den damaligen Zeitläufen waren die Kirchengüter res nullius, niemandes Eigentum, das an sich riß, wer die Macht dazu hatte. Meistens die Fürsten. Hier und da auch ein paar arme Teufel.

Daß Münzer und Pfeiffer in grundsätzlichem Gegensatz zueinander standen, darauf haben wir schon hingewiesen. Aber daraus folgten auch Gegensätze taktischer Natur.

Pfeiffer, als echter Kleinbürger der vorkapitalistischen Zeit, fühlte sich bloß als Vertreter lokaler Interessen. Münzer war, wie die Kommunisten jener Zeit überhaupt, interlokal. Pfeiffer betrachtete die Erhebung in Mühlhausen als eine reine Mühlhauser Angelegenheit. Für Münzer war sie nur ein Glied in einer großen Kette revolutionärer Erhebungen, deren Zusammenwirken der Tyrannei und Ausbeutung den Garaus machen sollte. Was ehedem Tabor für Böhmen gewesen, sollte jetzt die feste Stadt Mühlhausen für Thüringen werden, der Stützpunkt der ganzen Rebellion, die innigste Fühlung mit der fränkischen und schwäbischen zu halten habe.

Pfeiffer — und wenn wir hier von Pfeiffer und Münzer reden, so meinen wir nicht die beiden Personen allein, sondern auch die Richtungen, deren vornehmste Vertreter sie waren — Pfeiffer war wohl gleich bei der Hand bei einigen Plünderungszügen in benachbarte Gebiete, jedoch nur in katholische, aber weiter als an kleine Stadtfehden dachte er nicht. Münzer dagegen war sich wohl bewußt, daß der Sieg in Mühlhausen nicht den Abschluß der revolutionären Kämpfe bedeute, sondern die Einleitung des Entscheidungskampfes. Es galt also, sich zu rüsten und zu organisieren, die Massen wehrhaft zu machen und die Erhebungen der verschiedenen Gebiete zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen.

Mit der Wehrhaftigkeit der Bauern stand es in Thüringen besonders schlimm. Vielleicht nirgends in Deutschland war das Bauernvolk so ungeübt in den Waffen und ohne alle Rüstung, wie gerade dort. Sie zu bewaffnen und in den Waffen zu üben, dazu brauchte man Zeit.

„Münzer wollte sich nicht übereilen; er wollte den rechten Augenblick erwarten, warten, bis der Aufstand durch die Zeit und Gewohnheit Stärke gewänne und eine vollkommenere Organisation; bis die waffengeübten, handfesten Bergknappen bei ihm wären, die Oberschwaben und andere Haufen die ersten Schlachtsiege über die Fürsten gewonnen hätten. Er wollte sie alle zum Rückhalt haben und dann erst von seinem Mühlhausen sich erheben mit Gideons Schwert. Er kannte ihn wohl, den größten Teil seiner Thüringer. Das waren keine Schwaben, die von Jugend an der Fahne gefolgt, im Kriege heraufgewachsen waren, keine Franken, wie Herrn Florians schwarze Schar, keine Schützen, wie die in den Alpen und im Elsaßerland: der Erdscholle mühsam und kümmerlich den Unterhalt abzuringen, war ihr Tagwerk, Hacke und Spaten die einzigen ihnen gewohnten Waffen." Zimmermann, II, S. 424.

Was er tun konnte, tat Münzer. Namentlich sorgte er für grobes Geschütz. Er ließ im Barfüßer Kloster Kanonen gießen. Welchen Wert er darauf legte, vielleicht mehr als moralisches, denn als taktisches Machtmittel, sieht man daraus, daß er bis nach Schwaben die Mitteilung davon schickte, wie wir gesehen haben. Diese Tatsache allein zeigt uns aber bereits, wie eifrig er die Verbindung mit den süddeutschen Insurgenten pflegte,

Noch eifriger betrieb er die Anspornung und Zusammenfassung der Aufrührer in Thüringen. Er entfaltete geradezu eine fieberhafte Tätigkeit in Wort und Schrift. Nach allen Seiten sandte er Briefe zur Ermahnung und Ermutigung. Einen davon druckt Seidemann als Beilage zu seinem Buche ab (Beilage 38, S. 143). Er sei hier mitgeteilt:

„Den christlichen Brüdern von Schmalkalden, itzt zu Eisenach im Lager.

„Die reine rechtschaffene Furcht Gottes zuvor, Allerliebste. Euch sei zu wissen, daß wir mit allem Vermögen und allen Kräften Euch zu Hilfe und Schirm kommen wollen. Es haben aber neulich unsere Brüder Ernst von Honstein, Günther von Schwarzburg Hilfe begehrt, welche wir ihnen auch zugesagt und jetzt zu vollziehen geneigt sind. So Ihr darüber geängstigt würdet, wollen wir und der ganze Haufe von der Gegend in Euer Lager kommen. Aber tragt eine kurze Zeit Geduld mit unseren Brüdern, die zu mustern wir über die Maßen zu schaffen haben, denn es viel ein grobes Volk ist, wann ein jeder austrachten kann. Ihr seid in vielen Sachen Eures Beschwerens inne worden, den Unseren aber vermögen wir nicht mit allem Gemüt dasselbige zu erkennen geben. Allein wie sie Gott mit Gewalt treibt, müssen wir ihnen handeln. Ich wollt sonderlich von Gott begehren, umzugehn und Euch zu raten und helfen, und desselbigen mit Beschwerung lieber pflegen, denn mit Unwitzigen vorgehn zu müssen. Jedoch will Gott die närrischen Dinge erwählen und die klugen verwerfen. Darum ist's auch was Schwaches, daß Ihr Euch also sehr fürchtet, und Ihr mögt es doch wohl an der Wand greifen, wie Euch Gott beisteh. Habt den allerbesten Mut und singet mit uns: Ich will mich vor Hunderten und Tausenden nicht fürchten und deren Volk, wiewohl sie mich umlagert haben. Gott gebe Euch den Geist der Stärke, das wird er nimmermehr unterlassen, durch Jesum Christum, der Euch Allerliebsten bewahre alle. Amen. Gegeben zu Mühlhausen, Im Tag Jubilate (7. Mai) Anno 1525. Thomas Münzer mit der ganzen Gemeinde Gottes zu Mühlhausen und von vielen Ortern."

Der Brief ist bezeichnend, nicht bloß für Münzers Beziehungen zu den Insurgenten außerhalb Mühlhausens, sondern auch für seine Stellung innerhalb dieser Stadt. Man

sieht, wie wenig zufrieden er mit den „Brüdern" dort ist, den „Unwitzigen", dem „groben Volke", das ihm „über die Maßen zu schaffen" machte, die „ihres Beschwerens noch nicht völlig inne worden".

Wichtiger als die unzuverlässigen Mühlhausener und als die schlecht bewehrten Bauern erschienen ihm die Bergarbeiter. Diese waren der wehrhafteste und trotzigste Teil des Volkes in Sachsen, und auf sie richtete sich denn auch sofort Münzers Aufmerksamkeit. Er setzte sich mit den Bergwerken am Erzgebirge in Verbindung, vor allem aber trachtete er danach, die ihm nächsten Bergarbeiter, die Mansfelder, zur Erhebung zu bringen, unter denen er ja noch von seiner Allstätter Zeit her gute Verbindungen hatte.

Ein Brief, den er damals an seine Bundesbrüder im Mansfeldischen richtete, den Balthasar und Barthel usw., die Agitation unter den Bergarbeitern in Fluß zu bringen, ist abgedruckt in Luthers Werken als eine von „drey greulichen aufrührischen Schrifften Thomä Müntzers" (XIX, S. 289 ff.). Er ist später mehrfach veröffentlicht worden, so von Strobel, S. 93, und Zimmermann, II, S. 297. Er lautet: „Die reine Furcht Gottes zuvor. Lieben Brüder, wie lange schlaft Ihr? Wie lange seid Ihr Gott seines Willens nicht geständig, darum, daß er Euch nach Eurem Ansehen verlassen hat? Wie oft habe ich Euch gesagt, daß es das muß sein. Gott kann sich nicht länger offenbaren. Ihr müßt stehen; tut Ihr's nicht, so ist das Opfer, ein herzbetrübtes Herzeleid, umsonst. Ihr müsset danach wieder in Leiden kommen. Das sage ich Euch, wollt Ihr nicht um Gottes willen leiden, so müßt Ihr des Teufels Märtyrer sein. Darum hütet Euch. Seid nicht verzagt, nicht nachlässig; schmeichelt nicht länger den verkehrten Phantasten, den gottlosen Bösewichtern. Fahet an und streitet den Streit des Herrn. Es ist hohe Zeit. Haltet Eure Brüder all dazu, daß sie göttliches Zeugnis nicht verspotten; sonst

müssen sie alle verderben. Das ganze Deutsch-, Französisch- und Welschland ist erregt. Der Meister will ein Spiel machen, die Bösewichter müssen dran. Zu Fulda haben sie in der Osterwoche vier Stiftskirchen verwüstet. Die Bauern im Klettgau, im Hegau und Schwarzwald sind auf, als dreißigtausend stark, und wird der Haufe je länger je größer. Allein das ist meine Sorge, daß die närrischen Menschen sich verwilligen in einen falschen Vertrag, darum, daß sie den Schaden noch nicht erkennen. Wo Euer nur drei sind, die in Gott gelassen, allein seinen Namen und seine Ehre suchen, werdet Ihr Hunderttausende nicht fürchten. Nur dran, dran, dran! Es ist Zeit. Die Bösewichter sind verzagt wie die Hunde. Reget die Brüder an, daß sie zu Fried kommen und ihr Gezeugnis halten. Es ist über die Maßen hoch, hoch vonnöten: dran, dran, dran! Lasset Euch nicht erbarmen, ob Euch der Esau gute Worte vorschlägt. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Sie werden Euch so freundlich bitten, greinen, flehen wie die Kinder. Laßt es Euch nicht erbarmen, wie Gott durch Mosen befohlen hat, 5. Buch Mosis, 7. Uns, uns hat er auch offenbaret dasselbe. Reget an in Dörfern und Städten, und sonderlich die Berggesellen mit anderen guten Burschen. Wir müssen nicht länger schlafen. Siehe, da ich die Worte schrieb, kam mir Botschaft von Salza, wie das Volk den Amtmann des Herzog Georgens vom Schloß langen wollen, um deswillen, daß er drei habe wollen heimlich umbringen. Die Bauern vom Eichsfeld sind über ihre Junker fröhlich worden; kurz, sie wollen keine Gnade haben. Es ist des Wesens viel, Euch zum Ebenbilde. Ihr müsset dran, dran, es ist Zeit! Balthaser und Barthel! Krumpf, Velten und Bischof, gehet feine an. Diesen Brief lasset den Berggesellen werden. Mein Drucker wird kommen in kurzen Tagen. Ich habe die Botschaft erhalten; ich kann es jetzt nicht anders machen. Selbst wollte ich den Brüdern Unterricht geben, daß ihnen das Herz viel größer sollte werden,

denn alle Schlösser und Rüstung der gottlosen Bösewichter auf Erden. Dran, dran, dran! weil das Feuer heiß ist. Lasset Euer Schwert nicht kalt werden von Blut; schmiedet Pinckepanck auf dem Amboß Nimrods, werft ihm den Turm zu Boden. Es ist nicht möglich, dieweil sie leben, daß Ihr der menschlichen Furcht sollt loswerden. Man kann Euch von Gott nicht sagen, dieweil sie über Euch regieren. Dran, dran, dran! dieweil Ihr Tag habt, Gott geht Euch für, folget. Die Geschichte stehet beschrieben Matthäi 25. Darum lasset Euch nicht abschrecken. Gott ist mit Euch, wie geschrieben stehet 2. Chron. 2. Dies sagt Gott: Ihr sollt Euch nicht fürchten, Ihr sollt diese große Menge nicht scheuen. Es ist nicht Euer, sondern des Herrn Streit; Ihr seid's nicht, die Ihr streitet. Stellet Euch fürwahr männlich. Ihr werdet sehen die Hilfe des Herrn über Euch. Da Josaphat diese Worte hörte, da fiel er nieder. Also tut auch durch Gott, der Euch stärke ohne Furcht der Menschen im rechten Glauben. Amen.

„Gegeben Mühlhausen im Jahre 1525. Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottlosen."

Münzers Brief wurde gut aufgenommen, ein großer Haufe rottete sich im Mansfeldischen zusammen (Strobel, S. 96), und es kam zu Unruhen. Bis in die Bergwerksdistrikte von Meißen zeigte sich der im Mansfeldischen gegebene Anstoß wirksam. „Noch ehe die sinnlosen Aufrührer den blutigen Tag bei Frankenhausen sich heraufführten," sagt Hering, „hatten mehrere Bergleute aus der in Aufruhr begriffenen Grafschaft Mansfeld sich auf unsere Berge geflüchtet, entweder weil sie daheim etwas Gutes sich nicht versahen, oder weil sie eine bedeutende Rolle durch die neue Weisheit in ferner Gegend zu spielen hofften."*

Es gelang ihnen, Einfluß zu gewinnen und einen Aufstandsversuch in der Gegend von Zwickau zu fördern, wo

* Geschichte des sächsischen Hochlandes, S. 203.

die Schwärmer unter Storch und Münzer selbst bereits früher Einfluß gewonnen und den Boden vorbereitet hatten.

Es kam auch wirklich im April im Erzgebirge zu einer Erhebung von Bauern und Bergleuten. Erst nach der Schlacht bei Frankenhausen brach die Bewegung dort, wie überall in Sachsen, zusammen.

Aber im allgemeinen hatten die Bestrebungen Münzers, ein Zusammenwirken der revolutionären Bewegungen der verschiedenen Gegenden Sachsens herbeizuführen, nur geringen Erfolg.

Der bäuerliche und kleinstädtische Partikularismus war zu mächtig. Die Gleichheit des ökonomischen Druckes allerorten, die Aufwühlung der ganzen Nation durch die Reformationsbewegung und — last but not least — die unermüdliche interlokale Tätigkeit der kommunistischen „Apostel" hatten gerade hingereicht, die Erhebung der Bauern und ihrer Verbündeten in ihrem Anfang zu einer nationalen, den Bereich des größten Teils der Nation umfassenden zu machen, so daß sie allenthalben ungefähr zu gleicher Zeit losbrach. In ihrem Fortgang aber, als es galt, die Früchte der anfänglichen Siege zu sichern und einzuheimsen, trat der lokale Partikularismus immer deutlicher hervor. Er war eben zu tief in den Verhältnissen begründet, als daß er für mehr denn eine kurze Spanne Zeit hätte auch nur notdürftig überwunden werden können.

Zu diesem Partikularismus gesellte sich eine verhängnisvolle Einfalt der Bauern. Diese unerfahrenen Leute glaubten, ein Fürstenwort gelte, wenn nicht mehr, so doch zum mindesten nicht weniger als das Wort irgend eines ehrlichen Mannes. Sie hatten keine Ahnung von der neueren Staatskunst, die Ehrlosigkeit und Verlogenheit zu den vornehmsten Fürstentugenden machte, jener Staatskunst, die wir bereits mehr als hundert Jahre vorher den Knaben Richard gegenüber den englischen Bauern mit solcher Virtuosität haben praktizieren sehen.

Statt zusammenzuwirken, gingen jeder Gau, jede Stadt, die sich den Aufrührern angeschlossen hatten, auf eigene Faust vor, und ein paar leere Versprechungen ihrer Herren, wodurch ihnen die Bewilligung ihrer Forderungen in Aussicht gestellt wurde, genügten in der Regel, die Insurgenten zum Auseinanderlaufen und zum Niederlegen ihrer Waffen zu bewegen. So fanden die Fürsten Zeit, Truppen heranzuziehen, sich zu vereinigen und einen Bauernhaufen nach dem anderen mit leichter Mühe niederzuwerfen, indes sie allen zusammen gegenüber schweren Stand gehabt hätten. Während auf Seite der Bauern die Planlosigkeit wuchs, vermehrte die Gefahr bei den Fürsten immer mehr ihren Zusammenhalt und ihr planmäßiges Zusammenwirken.

Bald war kein Zweifel mehr, auf welcher Seite der Sieg schließlich bleiben werde. Anfangs war das keineswegs so zweifellos gewesen. Noch am 14. April hatte sich der Kurfürst Friedrich von Sachsen ebenso pessimistisch wie nachsichtig über den Aufstand geäußert. Er schrieb am Karfreitag seinem Bruder, dem Herzog Johann von Sachsen: „Es ist das ein großer Handel, daß man mit Gewalt handeln soll. Vielleicht hat man denen armen Leuten zu solchem Aufruhr Ursach gegeben, und sonderlich mit Verbietung des Wortes Gottes. So werden die Armen in viel Wegen von uns geistlicher und weltlicher Obrigkeit beschwert. Gott wende seinen Zorn von uns. Will es Gott also haben, so wird es also hinausgehn, daß der gemeine Mann regieren soll."

Unter dem Eindruck einer ähnlichen Auffassung steht die erste Schrift, in der Luther Stellung zu der bäuerlichen Erhebung nimmt, seiner „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben". Er beginnt mit dem Ausdruck der Hoffnung, es werde noch alles gut werden, wenn es den Bauern mit ihren zwölf Artikeln ernst sei, sie nicht darüber hinausgehen wollten. Er akzeptiert diese also als Grundlage einer Verständigung.

Zunächst wendet er sich an die Fürsten und Herren: „Erstlich mögen wir niemand auf Erden danken solches Unrats und Aufruhrs, denn euch, Fürsten und Herrn, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen. . . . Das Schwert sitzt euch auf dem Halse; noch meint ihr, ihr sitzt so fest im Sattel, man werde euch nicht mögen aufheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehn. . . . Wohlan, weil ihr denn Ursach seid solches Gottes Zorns, wird's ohne Zweifel auch über euch ausgehn, wo ihr euch nicht mit der Zeit bessert. Die Zeichen am Himmel und Wunder auf Erden gelten euch, liebe Herrn, kein Gutes deuten sie euch, kein Gutes wird auch euch geschehn. . . . Denn das sollt ihr wissen, lieben Herrn, Gott schafft's also, daß man nicht kann noch will eure Wüterei die Länge dulden. Ihr müsset anders werden und Gottes Wort weisen. Tut ihr's nicht durch freundliche willige Weise, so müsset ihr's tun durch gewaltige und verderbliche Unweise. . . . Es sind nicht Bauern, liebe Herrn, die sich wider euch setzen, Gott ist's selber, der setzt sich wider euch, heimzusuchen eure Wüterei." Aber, fährt Luther fort, es sei Gott davor, daß er, Luther, sich auf Seite der Bauern schlage. Er bitte die Fürsten in ihrem eigenen Interesse, den Bauern Konzessionen zu machen. Auf Grundlage der zwölf Artikel könne man unterhandeln. Einige unter diesen seien recht und billig. So der erste Artikel, der das Recht verlangt, das Evangelium zu hören und die Pfarrherrn selbst zu wählen. „Die andern Artikel, so leibliche Beschwerungen anzeigen als mit dem Leibfall, Aufsätzen und dergleichen, sind ja auch billig und recht. Denn Obrigkeit nicht darum eingesetzt ist, daß sie ihren Nutzen und Mutwillen an den Untertanen suche, sondern Nutzen und das Beste verschaffe bei den Untertanen. Nun ist's ja nicht länger erträglich, so zu schatzen und schinden. Was hülfe es, wenn eines Bauern Acker so viel Gulden als

Halmen und Körner trüge, da die Obrigkeit nur desto mehr nähme und ihre Pracht damit immer größer machte und das Gut verschleuderte mit Kleidern, Fressen, Saufen, Bauen und dergleichen, als wäre es Spreu. Man müßte die Pracht einschränken und die Ausgaben stopfen, daß ein armer Mann auch was behalten könnte."

Nun wendet sich Luther an die Bauernschaft und gibt ihr zu, die Fürsten seien es wert, „daß Gott sie vom Stuhl stürze". Aber sie sollten die Sache recht anpacken, „sonst würden sie, auch wenn sie zeitlich gewännen und alle Fürsten erschlügen, an ihrer Seele Schaden leiden". Er ermahnt die Bauern, „liebe Herrn und Brüder", sie sollten vom Schwerte lassen und sich nicht wider die Obrigkeit auflehnen, denn zum Aufruhr hätten sie nur Recht, wenn Gott es ihnen heiße durch Zeichen und Wunder. „Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz, ist des Christen Recht, das, und kein anders."

Die Schrift schließt mit „Vermahnung beydes an die Oberkeit und Bauerschaft". Beide Teile haben unrecht, sind heidnisch und nicht christlich. Beiden droht Gottes Verderben. Ihre Seelen werden der Hölle anheimfallen, Deutschland wird vernichtet werden. „Darum wäre nun mein treuer Rat, daß man aus dem Adel etliche Grafen und Herrn, aus den Städten etliche Ratsherrn erwählete und die Sache ließe freundlicher Weise handeln und stillen, daß ihr Herrn euren steifen Mut herunterließet, welchen ihr doch müßt zuletzt lassen, ihr wollet oder wollet nicht, und wichet ein wenig von eurer Tyrannei und Unterdrückung, daß der arme Mann auch Luft und Raum gewänne zu leben. Wiederum sich die Bauern auch weisen ließen und etliche Artikel, die zu viel und zu hoch greifen, übergeben und fahren ließen, auf daß also die Sache, ob sie nicht mag in christlicher Weise gehandelt werden, daß sie doch nach menschlichen Rechten und Vertragen gestillet würde. . . . Wohlan, ich habe, als mir mein Gewissen Zeugnis gibt, euch allen christ-

lich und brüderlich treu genug geraten. Gott gebe, daß es helfe, Amen."

Wären diejenigen im Recht, die annehmen, Luthers übermächtige Persönlichkeit habe die Reformation gemacht, dann hätte auch diese Schrift dem Bauernkrieg eine andere Wendung geben müssen. Tatsächlich blieb sie völlig wirkungslos. Bei seinem ersten Versuch, nicht mit dem Strome zu schwimmen, zeigte sich Luther ohnmächtig.

Aber er war nicht der Mann, eine Position zu verteidigen, der kein Erfolg winkte. Und er brauchte nicht lange zu überlegen, auf welche Seite er sich zu schlagen habe. Mit seinem friedliebenden Herrn, dem Kurfürsten Friedrich, ging's bergab. Dieser starb am 5. Mai. An seine Stelle trat sein Bruder Johann, der von Friede und Versöhnung nichts wissen wollte.

Und allenthalben erhoben sich die Fürsten mit Macht, die Erhebung der Bauern in ihrem Blute zu ersticken. In der letzten Aprilwoche hatte der Heerführer des Schwäbischen Bundes, Truchseß von Waldburg, den Aufstand in Schwaben zum größten Teil niedergeschlagen. Um dieselbe Zeit war es dem Landgrafen Philipp gelungen, der Aufstände in Hessen Herr zu werden. Gegen die Insurgenten von Franken und Thüringen zogen zahlreiche kriegsgeübte Truppen heran.

Dazu kam noch ein persönlicher Grund für Luther, sich gegen die Bauern zu wenden. In der zweiten Hälfte des April hatte er eine Agitationstour durch Thüringen unternommen, um das Volk zur Ruhe zurückzuführen, aber überall die Entdeckung gemacht, daß er, der sich als Abgott der Bevölkerung wähnte, jeden Einfluß auf sie verloren habe. Mit jener leidenschaftlichen Wut, die ihn stets gekennzeichnet hat, wendete er sich nun gegen die Rebellen.* Hatte er sie kürz-

* Protestantische Historiker, zum Beispiel Ranke, möchten uns gern glauben machen, die eben erwähnte Schrift Luthers über die zwölf Artikel sei schon vor dem Ausbruch der Empörung erschienen, als die Mehrzahl der Bauern sich noch nicht erhoben hatte, im März 1525.

lich noch als liebe „Herrn und Brüder“ angesprochen, so waren sie jetzt nur noch Räuber, Mörder und tolle Hunde, die man totschlagen müsse. Hatte er eben noch anerkannt, daß die Unerträglichkeit des Druckes durch die Obrigkeit die Bauern gezwungen habe, sich zu erheben, so erklärt er nun, die Obrigkeit sei im Recht,* in seiner Schrift: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern“, die am 6. Mai erschien, einen Tag nach dem Tode Friedrichs.

Die Bauern haben dreingeschlagen, heißt es da, „kurzum, eitel Teufels Werk treiben sie, und insonderheit ist's der Erzteufel, der zu Mühlhausen regiert und nichts denn Raub, Mord und Blutvergießen anricht, wie denn Christus, Johannis 8, von ihm sagt, daß er sei ein Mörder von Anbeginn“. Angesichts dieses Vorgehens müsse er jetzt anders schreiben als im „vorigen Büchlein“. Der Aufruhr sei schlimmer als Mord: „Darum soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, und ge-

---

Was ihn erbittert habe, seien ihre Gewalttätigkeiten im April gewesen. Diese hätten seinen Frontwechsel veranlaßt. Tatsächlich ist die Schrift nach dem 16. April (dem Tag von Weinsberg) erschienen, wahrscheinlich um den 20. April herum. (Vergleiche Janssen, II, S. 490; Lamprecht, V, 1, S. 345.)

* Noch weiter ging der biedere Martin einige Wochen später nach der Niederschlagung des thüringischen Aufstandes in einer Schrift zur Verteidigung seines Manifestes gegen die Bauern, dem „Sendbrief an Kaspar Müller, Mansfeldischen Kanzler, von dem harten Büchlein wider die Bauern“. Nachdem er erklärt, wer sein Büchlein tadle, „solle sich vorsehen, er ist aufrührisch im Herzen“, schreibt er den Bauernaufstand dem Umstand zu, daß es — den Bauern zu gut ging! In dem Kriege sei Gottes Wille geschehen, „damit die Bauern lernten, wie ihnen zu wohl gewest ist und sie gute Tage in Frieden nicht wollten erleiden, daß sie hinfürder Gott lernten danken, wenn sie eine Kuh müßten geben, auf daß sie der anderen mit Frieden genießen könnten. . . . Es war keine Furcht noch Scheu mehr im Volk, ein jeglicher tät schier, was er wollte. Niemand wollt nichts geben und doch prassen, saufen, kleiden und müßig gehn, als wären sie allzumal Herrn. Der Esel will Schläge haben und der Pöbel will mit Gewalt regiert sein.“ (Luthers Werke, XIX, S. 270, 272.)

denken, daß nichts Giftigers, Schädlichers und Teufliſchers ſein kann, denn ein aufrühriſcher Menſch. Gleich als wenn man einen tollen Hund totſchlagen muß; ſchlägſt du nicht, ſo ſchlägt er dich und ein ganzes Land mit ihm. . . . Darum iſt hie nicht zu ſchlaffen. Es gilt auch nicht hie Geduld und Barmherzigkeit; es iſt des Schwerts und Zorns Zeit hin und nicht der Gnaden Zeit." „Wer für die Obrigkeit fällt, iſt ein rechter Märtyrer für Gott . . . was auf der Bauern Seite umkommt, ein ewiger Höllenbrand. . . . Solche wunderliche Zeiten ſind jetzt, daß ein Fürſt den Himmel mit Blutvergießen beſſer verdienen kann, denn andere mit Beten. . . . Steche, ſchlage, würge, wer da kann. Bleibſt du darüber tot, wohl dir, ſeliglicheren Tod kannſt du nimmermehr überkommen. Denn du ſtirbſt im Gehorſam göttlichen Worts und Befehls, Römer 13, und im Dienſt der Liebe (!!), deinen Nächſten zu retten aus der Höllen und des Teufels Banden." *

Gleiche „Liebesdienſte" erwies Luther den Bauern in gleichzeitigen Privatbriefen.**

---

* Luthers Werke, XIX, S. 264 bis 267.

** So ſchrieb er an Dr. Rühl, mansfeldiſchen Rat, am 30. Mai, man ſolle die Bauern ohne Federleſens umbringen: „Daß man den Bauern will Barmherzigkeit wünſchen, ſind Unſchuldige drunter, die wird Gott wohl erretten und bewahren, wie er Loth und Jeremiä tät. Tut er's nicht, ſind ſie gewiß nicht unſchuldig. . . . Der weiſe Mann ſagt cibus onus et virga asino (Futter, Laſt und Prügel gebühren dem Eſel), in einen Bauer gehört Haberſtroh. Sie hören nicht das Wort und ſind unſinnig; ſo müſſen ſie die Birgam, die Büchſen hören, und geſchieht ihnen recht. Bitten ſollen wir für ſie, daß ſie gehorchen: wo nicht, ſo gilt's hie nicht viel Erbarmens. Laßt nur die Büchſen unter ſie ſauſen, ſie machen's ſonſt tauſendmal ärger. . . . Wohlan, wer Münzer geſehn hat, der mag ſagen, er habe den Teufel leibhaftig geſehn in ſeinem höchſten Grimm. O Herr Gott, wo ſolcher Geiſt in den Bauern auch iſt, wie hohe Zeit iſt's, daß ſie erwürgt werden wie tolle Hunde." In allen Schriften Luthers aus jener Zeit ſieht man deutlich, daß Münzer ihm als der Gefährlichſte unter den Aufrührern erſchien. In Thüringen war er es auch.

Noch später rühmte sich Luther, er habe „im Aufruhr alle Bauern erschlagen, denn ich habe sie heißen totschlagen; all ihr Blut ist auf meinem Hals". Indes bewog ihn da sein Größenwahn, sich eine größere Blutschuld aufzuladen, als ihm zukam. So kennzeichnend seine Haltung im Bauernkrieg für ihn und das Verhältnis zwischen bürgerlicher und bäuerlich-proletarischer Ketzerei ist — weshalb wir näher darauf eingegangen sind —, so wenig ist sie auf dessen Ausgang von Einfluß gewesen. So vergeblich sein Mahnen zur Friedfertigkeit gewesen war, so überflüssig jetzt sein Aufhetzen der Fürsten zu unbarmherziger Metzelei. Das besorgten die Herren auch ohne ihn mit gebührendem Blutdurst; die Gegner Luthers in gleicher Weise wie seine Anhänger, und beide Teile in brüderlicher Vereinigung. Den Ausgebeuteten gegenüber hörte der Kampf um die Beute zwischen den Ausbeutern auf. Katholiken und Evangelische wirkten zusammen, das arme Volk niederzuschlagen.

Zu Anfang Mai vereinigte der gut „evangelische" Landgraf Philipp von Hessen seine Scharen mit denen des erzkatholischen Georg von Sachsen und einiger kleinerer Fürsten, wozu später noch der neue sächsische Kurfürst Johann kam, um dem thüringischen Aufstand ein Ende zu machen. Als dessen Zentrum zeigte sich Frankenhausen, ein durch seine Salinen berühmter Ort mit einer zahlreichen Bevölkerung von Salzarbeitern,* nur wenige Meilen vom Mansfeldischen Bergwerk entfernt. Dort sammelte sich die Hauptmacht der Aufständischen und nicht etwa bei dem festen, mit Geschützen wohl versehenen Mühlhausen oder einem südlicheren Punkt, etwa Erfurt oder Eisenach, die auch in den Händen der Aufständischen waren und von denen aus es leichter gewesen wäre, mit dem Aufstand in Franken Fühlung zu halten.

* G. Sartorius, Versuch einer Geschichte des deutschen Bauernkriegs, S. 319, Berlin 1795.

Wie den Aufständischen, erschien auch den Fürsten das Lager vor Frankenhausen als das wichtigste. Um dorthin zu gelangen, unternahm Philipp von Hessen eine ganz unerhörte Bewegung. Er rückte über Eisenach und Langensalza heran, ließ Mühlhausen links und Erfurt rechts liegen und marschierte zwischen diesen beiden wohlbesetzten Städten hindurch geradeswegs auf Frankenhausen zu. Bezeugt dies die Bedeutung von Frankenhausen, so beweist die Tatsache, daß er diese Bewegung machen konnte, ohne von den Mühlhausenern und Erfurtern im geringsten bedroht oder auch nur belästigt zu werden, welcher Mangel an Zusammenhalt und an Zusammenwirken und welche Planlosigkeit bei den Aufständischen herrschte.

Die Bedeutung von Frankenhausen können wir uns aber nur erklären durch die Nähe des Mansfeldischen Bergwerks mit seinen zahlreichen wehrhaften Knappen. Gelang es, den Aufstand dahin zu tragen, dann stand den fürstlichen Heeren ein harter Strauß bevor.

Münzer erkannte ebenfalls sehr wohl die Bedeutung von Frankenhausen, und er bot sein möglichstes auf, von allen Seiten alle verfügbaren Kräfte dorthin zu lenken. Auch an die Erfurter schrieb er, aber diese rührten sich nicht. Nicht einmal die Mülhausener konnte er bewegen, denen vor Frankenhausen zu Hilfe zu ziehen. Was gingen die Kleinbürger der freien Reichsstadt die Bauern dort an? Der wegen seiner Energie vielgerühmte Pfeiffer blieb tatlos sitzen. Münzer zog allein mit seinem Anhang aus, 300 Mann. Kaum, daß ihm die Mühlhausener acht „Karrenbüchsen" liehen.

Nicht besser ging es ihm mit den Bergleuten von Mansfeld. Leider fehlen uns über die Vorgänge im Mansfeldischen alle näheren Nachrichten. In Spangenbergs Mansfeldischer Chronik (Kapitel 362*) finden wir bloß folgende Notiz, die

* Die von uns benutzte zweite Auflage führt den Titel „Sächsische Chronica" (Frankfurt a. M. 1535), ist aber tatsächlich auch nur eine Mansfeldische Chronik.

Bieringen in seiner „Beschreibung des Mansfeldischen Bergwerks", S. 16, noch kürzer wiedergibt: „Die Bauern standen auch in der Grafschaft Mansfeld auf. Graf Albrecht zu Mansfeld ließ es ihm sauer werden, legte allen möglichen Fleiß an und gab den Bergleuten die besten Worte, daß er sie in der Grafschaft behielt, damit sie sich nicht zu den aufrührerischen Bauern ins Feld begäben."

Das scheint ihm auch gelungen zu sein. Die Besorgnis, die Münzer in seinem oben mitgeteilten Brief an die „Berggesellen" ausgesprochen, „die närrischen Menschen" könnten sich „in einen falschen Vertrag verwilligen", war nicht unbegründet. Die Masse der Bergarbeiter beruhigte sich, sobald ihre Forderungen bewilligt waren, und kümmerte sich nicht weiter um die aufständischen Bauern. Einzelne Zuzügler oder kleine Scharen aber wurden von Graf Albrechts Reitern überfallen, die alle Straßen besetzt hielten.

Eine Möglichkeit blieb noch: den Aufstand ins Mansfeldische selbst zu tragen und so die Bergarbeiter mit sich fortzureißen. Aber auch diese Möglichkeit wurde nicht benutzt. Die Bauern vor Frankenhausen waren einfältig genug, sich mit Albrecht von Mansfeld in Unterhandlungen einzulassen, die der schlaue Patron von Tag zu Tag hinauszuschieben wußte, bis die Heere der Fürsten vor Frankenhausen standen.

Für den 12. Mai hatte Albrecht mit den Bauern eine Zusammenkunft verabredet. Aber er kam nicht, schützte wichtige Geschäfte vor und entbot die Bauern auf den nächsten Sonntag, den 14. Mai. „Indes schickt es Gott," erzählt Luther, „daß Thomas Münzer aus Mühlhausen gen Frankenhausen kommt."* Dieser veranlaßte den sofortigen Abbruch der Verhandlungen mit dem Grafen, dessen Hinterlist er durchschaute, und bot alles auf, einen Kampf zwischen

* Erschreckliche Geschichte und Gerichte Gottes über Thomas Münzer. Luthers Werke, XIX, S. 288.

ihm und den Bauern zu provozieren, ehe noch die Fürsten kamen. Als solche Provokationen betrachten wir die maßlos groben Briefe, die er damals an die Mansfelde schrieb, Briefe, die nur als Provokationen verständlich sind. Zimmermann betrachtet sie als Produkte der Verzweiflung, die sich selbst zu belügen strebt, von halbem Wahnsinn. Aber Münzers Anordnungen deuten auf sehr klaren Verstand hin.

An Albrecht schrieb er: „Furcht und Zittern sei einem jeden, der übel tut. Römer 2, 9. Daß Du die Epistel Pauli also übel mißbrauchst, erbarmet mich. Du willst die böswichtige Obrigkeit dadurch bestätigen in aller Masse, wie der Papst Petrum und Paulum zu Stockmeistern gemacht. Meinst Du, daß Gott der Herr sein unverständig Volk nicht erregen könne, ‚die Tyrannen abzusetzen in seinem Grimm' (Oseä, am 13. und 8.)? Hat nicht die Mutter Christi aus dem Heiligen Geist geredet von Dir und Deinesgleichen, weissagend (Lukas 1): ‚Die Gewaltigen hat er vom Stuhl gestoßen und die Niedrigen (die Du verachtest) erhoben.'

„Hast Du in Deiner lutherischen Grütz und Deiner Wittenbergischen Suppen nicht mögen finden, was Ezechiel an seinem 37. Kapitel weissagt? Auch hast Du in Deinem Martinischen Bauerndreck nicht mögen schmecken, wie derselbige Prophet weiter sagt am 39. Unterschied, wie Gott alle Vögel des Himmels fordert, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten und die unvernünftigen Tiere sollen saufen das Blut der großen Hansen, wie in der heimlichen Offenbarung am 18. und 19. beschrieben. Meinst Du, daß Gott nicht mehr an seinem Volk denn an Euch Tyrannen gelegen? Du willst unter dem Namen Christi ein Heide sein und Dich mit Paulo zudecken. Man wird Dir aber die Bahn vorlaufen, da wisse Dich danach zu halten.

„Willst Du erkennen, Danielis 7, wie Gott die Gewalt der Gemeinde gegeben hat und vor uns erscheinen und Deinen Glauben brechen, wollen wir Dir das gerne geständig sein und Dich für einen gemeinen Bruder ansehn;

wo aber nicht, werden wir uns an Deine lahme, schale Fratze nichts kehren und wider Dich fechten, wie wider einen Erbfeind des Christenglaubens. Da wisse Dich danach zu halten.

„Gegeben zu Frankenhausen, Freitags nach Jubilate (12. Mai). Anno 1525.

Thomas Münzer mit dem Schwert Gideons."

Einen noch „viel groberen und frecheren Brief", wie Strobel sich ausdrückt (S. 99), schrieb Münzer an demselben Tage an den Grafen Ernst zu Mansfeld, der die Burg Heldrungen in der Nähe von Frankenhausen besetzt hielt. Dieser feste Stützpunkt der Mansfelde sollte zunächst genommen werden. Er ruft dem Grafen zu: „Du elender, dürftiger Madensack.... Du sollst und mußt Deinen Glauben brechen, wie 1. Petri 3 befohlen. Du sollst in wahrhaftiger Weise gut sicher Geleit haben, Deinen Glauben an den Tag zu bringen, das hat Dir eine ganze Gemeinde im Ringe zugesagt, und sollst Dich auch entschuldigen Deiner offenbarlichen Tyrannei, auch ansagen, wer Dich so dürftiglich gemacht, daß Du allen Christen zum Nachteil unter einem christlichen Namen willst ein solcher heidnischer Bösewicht sein. Würdest Du ausbleiben und Dich aufgelegter Sache nicht entledigen, so will ich ausschreien vor aller Welt, daß alle Brüder ihr Blut getrost sollen wagen; da sollst Du verfolgt und ausgerottet werden. Wirst Du Dich nicht demütigen vor den Kleinen, so sage ich Dir, der ewige lebendige Gott hat es geheißen, Dich von dem Stuhle mit der Gewalt, die uns gegeben, zu stoßen; denn Du bist der Christenheit nichts nutz, Du bist ein schädlicher Staupbesen der Freunde Gottes. Gott hat es von Dir und Deinesgleichen gesagt, Dein Nest soll ausgerissen und zerschmettert werden. Wir wollen Deine Antwort noch heut haben, oder Dich im Namen Gottes der Heerscharen heimsuchen. Wir werden unverzüglich tun, was uns Gott befohlen hat; tu auch Du Dein Bestes; ich fahre daher."

Die Mansfelde erwiesen indes Münzer nicht den Gefallen, sich provozieren zu lassen. Münzer aber fühlte sich zu schwach, oder die Bauern waren zu unwillig, zum Angriff überzugehen.

Und bald war es zu spät dazu. Am 12. Mai war Münzer nach Frankenhausen gekommen, am 14. langten der Landgraf Philipp von Hessen und Herzog Heinrich von Braunschweig an, am 15. traf Herzog Georg von Sachsen mit seinem Heere ein.

Nun war das Schicksal derer von Frankenhausen besiegelt, damit aber auch das Ende des thüringischen Aufstandes. Auf der einen Seite standen 8000 schlecht bewaffnete, undisziplinierte Bauern, fast ohne Geschütz. Auf der anderen Seite waren ungefähr ebensoviel wohl gerüstete und geübte Krieger mit zahlreichem Geschütz.

Die Darstellung der Schlacht von Frankenhausen wird gewöhnlich nach der Erzählung Melanchthons wiedergegeben. Danach hätte zuerst Münzer eine schöne Rede an die Bauern, dann der Landgraf Philipp noch eine schönere Rede an seine Truppen gehalten, worauf diese angriffen. „Die armen Leute aber stunden da und sangen: Nun bitten wir den Heiligen Geist, gleich als wären sie wahnsinnig, schickten sich weder zur Wehr, noch zur Flucht, viele auch trösteten sich der großen Zusag Thomä, daß Gott Hilfe vom Himmel erzeigen würde, dieweil Thomas gesagt hätte, er wollt alle Schüsse in den Ärmel fassen.“ Als sich das Wunder nicht einstellen wollte, vielmehr die Soldaten einhieben, wendeten sich die betörten Bauern zur Flucht und wurden massenhaft niedergemetzelt. Eine sonderbare Schlacht!

Sollten Münzer und die Bauern wirklich solche ganz einzig dastehende Narren gewesen sein?

Betrachten wir zunächst die Reden. Die Münzers ist ganz und gar nicht im Münzerschen Stile gehalten, ist von einem hohlen Pathos, das ihm keineswegs eigen war. Noch sonderbarer aber erscheint bei näherem Zusehen die Rede des

Landgrafen: sie ist eine Antwort auf die Rede Münzers, als hätte er dieser beigewohnt, und widerlegt deren Anklagen Punkt für Punkt! Man vergleiche zum Beispiel:

Münzer:

„Was tun aber unsere Fürsten? Sie nehmen sich des Regiments nicht an, hören die armen Leute nicht, sprechen nicht Recht, halten die Straßen nicht rein, wehren nicht Mord und Raub, strafen keinen Frevel noch Mutwillen“ usw.

Landgraf:

„Denn es ist ja erdichtet und erlogen, daß wir nicht gemeinen Landfrieden halten, daß wir nicht die Gerichte bestellen, Mord und Räuberei nicht wehren. Denn wir nach unserem Vermögen beflissen sind, friedlich Regiment zu erhalten.“

Und so weiter. Je mehr man sich beide Reden ansieht, desto klarer wird es, daß sie nicht in Wirklichkeit gehalten, sondern von dem gelehrten Schulmeister erfunden wurden, nach dem Beispiel der Reden der Staatsmänner und Feldherren, die uns Thukydides und Livius berichten. Es sind rhetorische Übungen, zu bestimmten Zwecken erfunden. Die Vorlesung des Landgrafen über Sitte und Recht, über die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Steuern usw., mit dem rührenden Schlusse: es handle sich darum, die Sicherheit von Weib und Kind zu erkämpfen — eine derartige Rede konnte auf die zuchtlosen, aus allen Ländern zusammengelesenen Landsknechte nicht den geringsten Eindruck machen. Aber sie mußte das Ansehen des Landgrafen erhöhen in den Augen der gebildeten Spießbürger, für die Melanchthon schrieb. Für diese, und nicht für die Soldateska ist die Rede berechnet.

Auf der anderen Seite ist die Rede Münzers ganz dazu komponiert, ihn lächerlich erscheinen zu lassen. „Lasset euch nicht erschrecken das schwache Fleisch,“ läßt Melanchthon Münzer am Schlusse seiner Rede sagen, „und greift die Feinde kühnlich an; ihr dürft die Geschütze nicht fürchten, denn ihr sollt sehen, daß ich alle Büchsensteine im Ärmel fassen will, die sie gegen uns schießen“ usw.

So absurd in praktischen Dingen hat sich Münzer in seinen Schriften nie geäußert; sein Mystizismus bestand nur im Glauben daran, daß Gott mit ihm direkt verkehre, daß seine Lehre dem Geiste Gottes entspringe. Daß er Wunder wirken könne, hat Münzer nie und nimmer behauptet. Wir stehen daher nicht an, diese Rede für eine kecke Erfindung Melanchthons zu erklären.

Und sie ist auch eine plumpe Erfindung. So plump, daß schon vor hundert Jahren Strobel zur Überzeugung kam, nicht Münzer, „sondern Melanchthon ist ganz sicher der Verfasser" der Rede (S. 112). Trotzdem wird sie heute noch, zum Beispiel von Janssen, zur Charakterisierung Münzers benutzt.

Auch Zimmermann sagt in einer Note (II, S. 435): „Daß die Rede ... ein Machwerk Melanchthons ist, ist offen klar; es ist nicht ein Hauch Münzerscher Art darin." Aber er wie Strobel nehmen an, die Rede sei wirklich gehalten, von Melanchthon bloß entstellt wiedergegeben worden.

Uns erscheint nicht einmal das wahrscheinlich. Zum Redenhalten war wenig Zeit, wenn die Schlacht in der Weise vor sich ging, wie es in der Schrift geschildert wird: „Ain nützlicher Dialogus odder gesprechbüchlein zwischen einem Müntzerischen schwermer vnd einem Evangelischen frummen Bavern, die straff der aufruhrischen Schwermer zu Frankenhausen geschlagen belangende. Wittenberg 1525." Da sagt der Schwärmer: „Nun wohlan, ist das auch ehrlich von den Fürsten und Herren, daß sie uns drei Stunden Bedenkzeit gaben und doch nicht eine Viertelstunde Glauben hielten, sondern sobald sie den Grafen von Stolberg mit etlichen vom Adel von uns zu sich brachten, da ließen sie das Geschütz in uns gehen und griffen uns alsbald an."

Das heißt, die Fürsten unterhandelten mit den Bauern, verlangten ihre Unterwerfung und gaben ihnen drei Stun-

den Bedenkzeit. Inzwischen veranlaßten sie die Adeligen, die sich im Bauernheer befanden, zu ihnen überzugehen, und sofort, lange bevor der Waffenstillstand abgelaufen war, überfielen sie die ahnungslosen Bauern und metzelten sie nieder.

Daß die „Schlacht" tatsächlich nur ein treuloser Überfall während des Waffenstillstandes gewesen war, geht auch aus dem Brief hervor, den am 19. Mai die Mühlhausener an die Oberfranken schrieben. Darin heißt es, daß die Fürsten bei Frankenhausen „im Stillstand und guten Frieden" den christlichen Haufen überfallen hätten.

Das war nicht sehr ehrenhaft, und wir begreifen es, daß Melanchthon sich bemühte, eine andere Version zu erfinden. Aber während diese völlig unsinnig ist, entspricht die Darstellung des Dialogus ganz dem Verfahren, das die Fürsten den Bauern gegenüber damals überhaupt anwendeten. Trotz ihrer Übermacht griffen sie noch zu Verrat und Wortbruch, um der Bauern Herr zu werden. Dadurch und nicht durch die blödsinnige Erwartung der letzteren, Münzer werde wirklich die Büchsenkugeln in seinen Rockärmeln auffangen, ist es gekommen, daß auf der Seite der Aufständischen der weitaus größte Teil niedergemetzelt wurde — 5000 bis 6000 von 8000! — indes die fürstlichen Truppen einen kaum nennenswerten Verlust erlitten.

Nach dem gewonnenen Siege rückten die Truppen in Frankenhausen ein, und es wurde nun, wie der Landgraf Philipp am nächsten Tage selbst schrieb, „was darinnen von Mannspersonen befunden, alles erstochen, die Stadt geplündert".

Münzer war mit einem Teile des geschlagenen Haufens in die Stadt geflüchtet, und da ihm die feindlichen Reiter auf den Fersen waren, hatte er sich in eines der ersten Häuser beim Tore gestürzt, sein Haupt verbunden, um sich unkenntlich zu machen, und in ein Bett gelegt, als sei er krank. Doch seine List mißlang. Ein Kriegsknecht, der zu

ihm kam, erkannte ihn an dem Inhalt der Tasche, die bei ihm lag. Sofort wurde er gefaßt und vor den Landgrafen von Hessen und Herzog Georg gebracht. „Da er vor die Fürsten kam, fragten sie, warum er die armen Leute also verführt habe? Antwortet er trotziglich, er habe recht getan, daß er vorgehabt hätte, die Fürsten zu strafen." Fürwahr eine kühne Antwort. Melanchthon, der uns dies berichtet, vergißt hier für einen Moment, daß er Münzer stets als ausnehmend feig hinstellen will.

Die Fürsten ließen ihn sofort auf die Folter spannen und weideten sich an seinen Qualen, dann schenkten sie ihn als „Beutepfennig" dem Grafen Ernst von Mansfeld. „War er zuvor ‚übel gemartert worden', so wurde jetzt im Turme zu Heldrungen nach einigen Tagen ‚greulich mit ihm umgegangen'." (Zimmermann.)

Damals wurden ihm jene Bekenntnisse entrissen, deren Protokoll wir bereits wiederholt zitiert haben. Er widerrief nichts, und verriet von seinem Geheimbund nur Dinge, die niemand schaden konnten. Von den Mitgliedern, die er nannte, ist keines unter den Hingerichteten angeführt. Wahrscheinlich gab er nur solche an, die schon gefallen waren.

Die Schlacht von Frankenhausen brach das Rückgrat der Bewegung in Thüringen. Den Fürsten blieb nichts mehr zu tun übrig, als blutige Rache zu nehmen. Und das haben sie redlich besorgt.

Die Bergleute zu Mansfeld ließ man einstweilen noch ungeschoren. Man war froh, daß sie Frieden hielten. Erst im nächsten Jahre, erzählt uns Spangenberg, begann man „die Bergleute etwas hart zu versetzen mit Arbeit, worüber sie sich hart beschwerten, ohne Linderung erlangen zu können". Im Gegenteil, es wurde Kriegsvolk zu ihnen gesandt, das sie „beruhigte". Alle Versammlungs- und Redefreiheit wurde für sie aufgehoben.

Schlimmer noch mußte Mühlhausen dafür büßen, daß es im entscheidenden Moment die Sache des Aufstandes im

Stiche gelassen hatte. Von Frankenhausen rückten die vereinigten Fürsten sofort nach Mühlhausen. Vergeblich wandte sich die Stadt um Hilfe an die fränkischen Aufständischen. Was sie selbst denen vor Frankenhausen angetan, widerfuhr ihr nun von den Franken. Unter den eben noch rebellischen Kleinbürgern der Reichsstadt verbreitete sich rasch Mutlosigkeit, als am 19. Mai die Belagerung der Stadt begann. Pfeiffer sah, daß alles verloren sei, und entwich am 24. mit 400 Mann heimlich, um sich nach Oberfranken durchzuschlagen. Aber die Reiter der Fürsten ereilten ihn und nahmen ihn mit 92 der Seinen gefangen.

Mühlhausen ergab sich am 25. gegen die schriftliche Zusage der Gnade. Diese bestand in der Hinrichtung einer Reihe von Bürgern und in der Brandschatzung der Stadt, die ihre Unabhängigkeit verlor. Was die sächsischen Fürsten von der Rebellion in Mühlhausen erhofft, das erreichten sie, die Herrschaft über die Stadt. Die Rebellen, die ihnen dazu verholfen, wurden enthauptet, sowohl Pfeiffer wie Münzer, der ebenfalls nach Mühlhausen gebracht worden war.

Pfeiffer starb trotzig und reuelos. Darüber sind alle Berichterstatter einig. Von Münzer dagegen behauptet Melanchthon natürlich, er sei „sehr kleinmütig gewest in derselben letzten Not". Als Beweis dafür erzählt er, Münzer habe vor lauter Angst kein Wort hervorgebracht, so daß er den Glauben nicht habe beten können, Herzog Heinrich von Braunschweig habe ihm denselben vorbeten müssen. Gleich darauf aber läßt unser Gewährsmann den vor Furcht Sprachlosen eine jener schönen Reden halten, die der klassisch gebildete Schulmeister liebt.

Die anderen Berichterstatter jener Zeit erwähnen nichts von seiner „Kleinmütigkeit". (Vergleiche Zimmermann, II, S. 444.) Nur ein Zeugnis gibt es, neben dem ganz wertlosen Melanchthons, das auf Verzagtheit Münzers in seinen letzten Tagen schließen läßt: Seinen Brief an den Rat und

die Gemeinde von Mühlhausen, geschrieben am 17. Mai in seinem Gefängnis zu Heldrungen. Er ermahnt sie darin, die Obrigkeit nicht zu erbittern; sein Tod sei verdient und geeignet, den „Unverständigen" die Augen zu öffnen! Er bittet, sie möchten seinem armen Weibe beistehen. Noch einmal folgt die Ermahnung, die Obrigkeit nicht durch Eigennutz zu erbittern, wie sie getan, der Empörung nicht weiter anzuhängen und um Gnade bei den Fürsten zu bitten.

Kein Zweifel, aus diesem Briefe spricht Kleinmut. Wir können uns Zimmermann nicht anschließen, der ihn günstiger auslegt.

Aber ist der Brief auch echt? Er rührt nicht von Münzers Hand her. Dieser sagt selbst darin, er diktiere ihn einem gewissen Christoph Lau. Warum diktiert er ihn, warum schreibt er ihn nicht selbst? Und wer hatte ein Interesse daran, daß ein solcher Brief von Münzer nach Mühlhausen komme? Niemand anders als die Fürsten. Am 17. ist der Brief verfaßt, am 19. beginnt die Belagerung Mühlhausens. Der Brief mußte diese erleichtern, mußte Verzagtheit unter den Belagerten hervorrufen. Liegt da die Annahme nicht nahe, daß Münzers Name von den Fürsten zu einer jener Kriegslisten gebraucht wurde, wie sie damals gewöhnlich waren?

Zum mindesten ist dieser nicht von Münzers Hand selbst geschriebene Brief hoch verdächtig und nicht geeignet, Melanchthon zu bekräftigen.

Wir dürfen also wohl sagen, daß über Münzers Ende Genaues nicht bekannt, die Behauptungen von seiner Kleinmütigkeit unerwiesen sind.

Für unser Urteil über Münzer und seine Sache ist es natürlich ganz unerheblich, ob er seine Nerven bis zum letzten Moment in seiner Gewalt hatte oder nicht. Die Frage ist von größerem Interesse nur deswegen, weil sie Münzers Gegner charakterisiert.

Wohl beweist physischer Mut ebensowenig wie physische Kraft oder physische Schönheit irgend etwas für die moralische Trefflichkeit des Trägers dieser Eigenschaften, aber wir sind einmal so organisiert, daß uns der Feigling von vornherein nicht sympathisch ist, wie auch oft noch der Häßliche und der Schwächling. Wir begreifen daher sehr wohl das Bestreben Melanchthons, unmittelbar nach dem Kampfe den so gefürchteten Gegner seiner Sache durch die Beschuldigung der Feigheit herabzusetzen.

Aber bis heute wird diese Beschuldigung hartnäckig wiederholt, obwohl ihr jede greifbare Unterlage fehlt, ja sie wird mitunter noch übertrieben.

Das Famoseste hat wohl Herr Seidemann geleistet, der von Münzers Benehmen nach der Schlacht von Frankenhausen schreibt: „Er hatte sich, vielleicht unter den ersten, vom Schlachtberg geflüchtet." Dieses „vielleicht" ist kostbar! Ebensogut könnte man natürlich sagen: „vielleicht unter den letzten", denn es fehlt jede Andeutung darüber, in welchem Zeitpunkt der Schlacht Münzer vor den andrängenden Feinden wich. Indes ist anzuerkennen, daß unser lutherischer Basilio einen mäßigen Gebrauch von seinem „vielleicht" machte. Er hätte ja ebensogut schreiben können: „vielleicht vor allen anderen".

Diese verbissene Voreingenommenheit und Feindseligkeit gegen den kommunistischen Rebellen ist ein erfreuliches Zeichen. Wie lange es auch her ist, daß Münzer sein Leben für seine Sache ließ, diese selbst, die Sache des Proletariats, sie lebt und ist gefürchtet, mehr noch als zu Münzers Zeiten. Die Verleumdungen, die das Pfaffen- und Professorentum heute noch einträchtig über den großen Gegner der fürstlichen und bürgerlichen Reformation verbreitet, wären zwecklos, wenn sie bloß den toten Mann treffen sollten und nicht vielmehr die lebendige kommunistische Bewegung.

Aber die wütenden Angriffe, welche die Anwälte der herrschenden Klassen seit Luther und Melanchthon bis auf

unsere Tage gegen Münzer mehr als gegen jeden anderen Kommunisten und Revolutionär seiner Zeit (die Wiedertäufer in Münster fallen etwas später) richten, sind gerade das mächtigste Mittel geworden, das Andenken an ihn im Volke wachzuhalten und ihm dessen Sympathien ungeschmälert zu bewahren.

Münzer war und ist heute noch im Volksbewußtsein die glänzendste Verkörperung des rebellischen, ketzerischen Kommunismus.

Zweiter Abschnitt.

Die Wiedertäufer.

Erstes Kapitel.

Die friedlichen Wiedertäufer.

1. Die Wiedertäufer vor dem Bauernkrieg.

Das eine Zentrum der kommunistischen Bewegung in der Zeit der deutschen Reformation lag in Sachsen. Ein anderes Zentrum bestand in der Schweiz, jenem eigenartigen Konglomerat bäuerlicher und städtischer Republiken, die sich um die Zentralmasse der Alpen zu vereinigter Abwehr gemeinsamer Gegner zusammengedrängt haben.

Schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatten sich die Bergländer Uri, Schwyz und Unterwalden erhoben gegen Ausbeutung und Unterdrückung durch Grundherren, namentlich geistliche, und durch das aufstrebende Haus Habsburg. Dank ihrer Wehrhaftigkeit und der Unzugänglichkeit ihres Gebiets gelang ihnen der Freiheitskampf. Den siegreichen Kantonen schlossen sich im vierzehnten Jahrhundert benachbarte Städte an, die von dem aufstrebenden Fürstentum ebenso bedroht wurden wie die süddeutschen und rheinischen, welche damals den gleichen Kampf gegen den gleichen Gegner führten. Aber die Städte der schweizerischen Eidgenossenschaft erzielten, dank ihrer Allianz mit den Urkantonen, bessere Erfolge als ihre Genossen nördlich des jugendlichen Rheins. Im Kampfe Ludwigs des Bayern gegen Papsttum und Habsburger standen die Schweizer auf Ludwigs Seite. Die katholische Reaktion unter Karl IV., welche die deutschen Städte so schwer traf, schädigte die Freiheit der Eidgenossen nicht. Im fünfzehnten Jahrhundert waren sie stark genug, zum Angriff übergehen zu können, namentlich gegen den „Erbfeind", die Habsburger, und durch Eroberung und Kauf ihr Gebiet erheblich zu vergrößern.

Sie wurden völlig unabhängig vom Deutschen Reiche; aber auch der päpstlichen Ausbeutung wußten sie Schranken zu setzen.

Dieses neue, unabhängige Gemeinwesen sollte jedoch in jener Zeit nicht zu einem Einheitsstaat werden. Was es zusammenhielt, war die Erkenntnis, daß jeder seiner Bestandteile für sich allein ohnmächtig sei gegenüber den übermächtigen fürstlichen Nachbarn. Das war aber auch so ziemlich die ganze Interessengemeinschaft zwischen den einzelnen Kantonen. Und daneben bestanden scharfe Interessengegensätze zwischen den ökonomisch rückständigen bäuerlichen Urkantonen und den reichen, ökonomisch weit vorgeschrittenen Städten.

Dieser Interessengegensatz trat deutlich zutage während der Reformation. Die Urkantone hatten kein Interesse daran. Die päpstliche Ausbeutung, in der Eidgenossenschaft bereits erheblich reduziert, drückte diese armen Gegenden überhaupt wenig. Dagegen hatten sie zur Zeit der Reformation alle Ursache, mit den katholischen Mächten, mit Frankreich, Mailand, Venedig, dem Papst, auch den Habsburgern, auf gutem Fuße zu stehen, denn das waren die Hauptkonsumenten der einzigen wertvollen Ware, welche die Schweizer Bauern und kleinen Adligen damals auf den Markt zu bringen hatten: ihrer wehrhaften Söhne. Das „Reislaufen", der Söldnerdienst, bildete die Hauptquelle zur Geldgewinnung für die ländliche Bevölkerung der Schweiz, namentlich in den Bergkantonen. Ein Anschluß an die Reformation bedeutete den Bruch mit den katholischen Mächten, drohte mit dem Versiegen der reichlichen Geldquellen. Daher hielt das biedere Landvolk fest am Glauben der Väter.

Anders stand es in den Städten. Das städtische Bürgertum hatte am auswärtigen Söldnerdienst kein Interesse; im Gegenteil, er war ihm unangenehm, da er die Macht des ihm feindlichen Adels stärkte und die Wehrhaftigkeit

und Selbständigkeit der unteren Klassen, die es ausbeutete, vermehrte. Denn die Schweizer Söldner waren meist nicht heimatlose Lumpenproletarier, sondern Bauernsöhne, die nach beendetem Kriegsdienst heimzogen.

Wohl aber hatten die Städte alle Ursache zur Feindschaft gegen die katholische Sache. War auch in der Schweiz die päpstliche Ausbeutung mehr eingeschränkt als in Deutschland, so hielt doch das habgierige Papsttum an seinen Rechten in den reichen Städten viel zäher fest als in den armen Berggegenden. Aber ebenso wichtig wie der Gegensatz gegen das Papsttum wurde der gegen die katholischen Fürsten, in erster Linie die Habsburger. Die deutsche Reformation war eine Erhebung nicht bloß gegen den Papst, sondern auch gegen den Kaiser, das heißt das Haus Habsburg, und als solche wurde sie auch in der Schweiz aufgefaßt.

Für die Urschweizer freilich hatte das Haus Habsburg längst aufgehört, der „Erbfeind" zu sein. Sie standen schon zu fest, als daß dieses Fürstengeschlecht sie noch hätte bedrohen können; sie hatten durch Gegnerschaft gegen dasselbe nichts zu gewinnen, sondern nur an Sold- und Bestechungsgeldern zu verlieren. Ganz anders die Städte der Nordschweiz, die an habsburgische Besitzungen grenzten und, von diesen bedroht, nach ihnen lüstern, in steter Gegnerschaft zu den Habsburgern standen. Namentlich Zürich war am Kampfe gegen die Habsburger auf das lebhafteste interessiert. Es wurde auch der Vorkämpfer der Reformation in der Schweiz, während die Urkantone für den Katholizismus eintraten: Die Nachkommen Tells verbündeten sich zu diesem Zwecke mit dem Habsburger Ferdinand.

Wie im Deutschen Reiche, brachte auch in der Schweiz die Reformationsbewegung eine kommunistische Bewegung an die Oberfläche. Aber die Verhältnisse der Eidgenossenschaft waren ganz anderer Natur als die Sachsens, und demnach auch der Charakter des schweizerischen Kommunismus sehr verschieden von dem des sächsischen.

Der letztere war jünger, wesentlich beeinflußt von den taboritischen Traditionen. Auf die Schweiz hatten diese kaum erheblichen Einfluß geübt. Wohl aber war sie seit langem den Einwirkungen der Waldenser und der Begharden ausgesetzt gewesen; der Waldenser, die von Südfrankreich und Norditalien kamen, und der Begharden, die von den Niederlanden aus das Rheintal entlang sich ausbreiteten, über Köln und Straßburg nach Basel gelangten.

War aber das Taboritentum, das in siegreichem Kampfe emporkam, gewalttätig, so neigten die Waldenser und Begharden, die übermächtigen Gegnern in hoffnungsloser Schwäche gegenüberstanden, seit jeher zur Friedfertigkeit. Schon dieser Unterschied mußte darauf hinwirken, daß die Kommunisten in der Schweiz anders fühlten, dachten und handelten als die in Sachsen. Indes viel einschneidender noch als durch importierte Lehren wird der Charakter der sozialen Bewegung eines Landes bestimmt durch dessen eigenartige gesellschaftliche und politische Verhältnisse. Und diese waren in der Schweiz in vielem sehr verschieden von denen Sachsens. Was letzteres Land auszeichnete, war der Bergbau, namentlich auf Silber. Er förderte das Aufkommen der fürstlichen Gewalt, schuf aber auch in den Bergarbeitern ein kraftvolles, trotziges, in großen Massen zusammenwohnendes Proletariat, förderte die Warenproduktion in der Landwirtschaft, damit aber auch den Landhunger der Grundherren, und spitzte alle sozialen Gegensätze jener Zeit aufs schärfste zu.

Ganz anders in der Schweiz. Da ist kein Bergbau, daher auch kein wehrhaftes Massenproletariat. Die Landwirtschaft ist, wenigstens zum großen Teil noch, sehr urwüchsig, der Bodenkommunismus noch stark, von einem absoluten Fürstentum keine Spur. Vielmehr finden wir bäuerliche und städtische Republiken, eine bäuerliche und bürgerliche Demokratie, die, solange sie sich noch schwach und bedroht fühlt, dem Kommunismus sympathisch gegenübersteht, dessen nächste Feinde auch ihre Feinde sind.

Alles das mußte darauf hinwirken, die friedfertigen Tendenzen des Waldenser- und Begharden tums in der Schweiz zu verstärken. Es bewirkte aber auch, da die Klassengegensätze noch nicht so schroff zugespitzt waren wie in Sachsen, daß die Bewegung weniger eine proletarische wurde als dort. Die Zahl der Kommunisten aus den höheren Klassen in Sachsen zur Zeit der Münzerschen Bewegung war eine verschwindende. Das ist wohl mit einer der Gründe, warum Münzer so riesenhoch emporragte aus der namenlosen Masse, die ihn trug und furchtbar machte, die aber keine Vorkämpfer lieferte, welche imstande gewesen wären, ihre Persönlichkeit und die Erinnerung daran literarisch zu fixieren.

Ganz anders die schweizerischen und die von ihnen beeinflußten Kommunisten. Es wimmelt unter ihnen von gesellschaftlich hervorragenden und gebildeten Leuten. Unser Blick bleibt da nicht an einem einzigen haften. Wir werden eher verwirrt durch die Fülle interessanter Charakterköpfe, die uns entgegentreten. Die schweizerische Bewegung ist schwächlicher und historisch weniger bedeutend als die sächsische, aber literarisch interessanter und intellektuell höher stehend.

So viel zu ihrer allgemeinen Charakterisierung.

Von Waldensern und Begharden finden sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zahlreiche Spuren in der Schweiz — Blutspuren, Hinrichtungen von Anhängern dieser Sekten. Es waren meist Leute aus den unteren Klassen: Handwerker, Proletarier, Bauern, die den Kommunismus als Geheimlehre in geheimen Zusammenkünften predigten. Neben dieser proletarischen Bewegung scheint sich zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts eine Art Salonkommunismus in humanistischen Kreisen gebildet zu haben.

Wurde Zürich das Wittenberg der Eidgenossenschaft, so spielte Basel dort dieselbe Rolle wie Erfurt in Sachsen. Es wurde für die Schweiz der Hauptsitz des Humanismus. Ein Kreis von freidenkenden Gelehrten und Künstlern fand

sich in Basel zusammen, dessen Zentrum seit 1513 Erasmus von Rotterdam bildete, der Busenfreund Thomas Mores und der berühmteste unter den nordischen Humanisten, der mit zeitweiligen Unterbrechungen, Reisen nach den Niederlanden, namentlich Löwen usw., in Basel bis zu seinem Tode (1536) blieb. In diesem Kreise wurden die mannigfaltigsten neuen Ideen diskutiert, wahrscheinlich auch manche der späteren Wiedertäufer. Unter anderem weist ein Brief des Ökolampadius darauf hin. Wir haben diesen Basler Gelehrten bereits kennen gelernt; er war mit Münzer 1524 bei dessen Aufenthalt an der Schweizer Grenze in Verbindung getreten und hatte ihn aufgefordert, dem Volke zu predigen. Später leugnete der vorsichtige Herr Professor freilich jeden derartigen Verkehr mit dem gefährlichen Mann. Er habe Münzer kaum gekannt und seinen Namen erst erfahren, nachdem er ihn zu sich geladen. Aber Ökolampadius hat auch mit anderen gefährlichen Leuten verkehrt, so mit dem Magister Hans Denck, der später einer der hervorragendsten Theoretiker der Wiedertäufer wurde. Ökolampadius, bei dem Denck Vorlesungen gehört hatte, verschaffte ihm 1523 die Stelle eines Rektors an der Sebalduskschule in Nürnberg. Aber Dencks Ansichten erregten Anstoß, er kam in Konflikt mit der Obrigkeit und mußte Nürnberg verlassen, wie wir noch sehen werden. Ökolampadius wurde beschuldigt, Dencks Anschauungen genährt zu haben. Dagegen verwahrte sich der Basler Gelehrte in einem Briefe vom 25. April 1525 an den Nürnberger Patrizier Willibald Pirkheimer: „Denck hat von mir kein Gift aufgenommen, wenn er überhaupt eines aufnahm. . . . Aber vor einem Jahrzehnt (also 1515) soll von einigen sehr gelehrten Männern viel darüber (die Ketzerei, der Denck anhing) im engsten Kreise gesprochen worden sein, von denen er sie vielleicht erfuhr.“*

* Zitiert bei Keller, Die Reformation, S. 330.

Unter den „gelehrten Männern", die sich damals in Basel sammelten, finden wir viele spätere Häupter der Wiedertäufer: 1521 und 1522 war dort der Züricher Patriziersohn Konrad Grebel bereits „ein ausgezeichneter Patron des Evangeliums". Dr. Balthasar Hubmeier aus Waldshut verkehrte dort viel; ferner gehörten zu jenem Kreise noch der Schwabe Wilhelm Reublin, Pfarrer in St. Alban zu Basel, Ulrich Hugwald, der Basler Professor, der, wie wir gesehen haben, mit Ökolampadius Münzer zum Agitieren aufgefordert hatte. Wir finden dort Ludwig Hätzer, den Buchhändler Andreas auf der Stülzen, Simon Stumpf und andere; lauter spätere Agitatoren der Wiedertäufer.

In der langen Liste, die uns Keller gibt, dem wir diese Namen entnehmen, erscheinen uns noch ein Niederländer bemerkenswert, Rode, der später im Norden wirkte und Jürgen Wullenweber für die Wiedertäufer einnahm, und der Ritter de Coct, ein Vertreter der südfranzösischen „Brüder". Mit dem Süden wie mit dem Norden standen die Basler im engsten Verkehr.

Neben diesen Indizien, auf die uns Keller hingewiesen, möchten wir noch die Tatsache anführen, daß die kommunistische Utopie des Thomas Morus gerade in Basel damals die größte Aufmerksamkeit gefunden hat.

Die erste Auflage der lateinisch abgefaßten „Utopia" erschien 1516 in Löwen, unter der Obhut des Erasmus, Mores Freund, der in jenem Jahre dort weilte. 1518 wurde eine zweite Auflage nötig, sie erschien in Basel bei dem berühmten Drucker Froben.

Aus einem Briefe des Beatus Rhenanus an Pirkheimer* ersehen wir, wie eifrig damals in Basel die „Utopia" diskutiert wurde.

---

* Mitgeteilt in meinem „Thomas More und seine Utopie". Stuttgart 1888, S. 265.

1524 aber erschien die erste deutsche Übersetzung, und überhaupt die erste Übersetzung der „Utopia", ebenfalls in Basel, besorgt von Klaudius Cantiuncula.*

Sehr bedeutsam wäre es, wenn Kellers Hypothese, aufgestellt in seinem bereits mehrfach zitierten Buche über „die Reformation und die älteren Reformparteien", sich als richtig erweisen würde, daß es in Basel die Buchdrucker waren, welche die Hauptträger der waldensischen und beghardischen Überlieferungen bildeten und dieselben den Gelehrten übermittelten.

Gerade zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war Basel der wichtigste Ort im deutschen Sprachgebiet für den Buchdruck geworden. Neben der weltberühmten Offizin des Froben, den wir schon genannt, entstanden dort die Druckereien von Amander, Petri, Gengenbach, Cratander, Capito usw. Die Buchdrucker spielten in Basel eine hervorragende Rolle. Und sie standen im engsten Verkehr mit den Künstlern und Gelehrten jener Stadt. Keller weist auf den Ausspruch Lorcks hin (in dessen „Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst"): „Selten haben Wissenschaft, Kunst und Technik brüderlicher zusammengewirkt als dort." Keller hat aber auch eine Reihe von Beziehungen von Buchdruckern, besonders in Basel, zu Waldensern und Begharden herausgefunden. Namentlich ist die Tatsache zu erwähnen, daß sämtliche deutschen Bibelübersetzungen, die vor der lutherischen im Drucke erschienen, einander gleich sind. Sie stimmen alle überein mit einer deutschen Übersetzung aus dem vierzehnten Jahrhundert, die, wie Keller überzeugend nachweist, waldensischen Ursprungs war. Dieselbe Übersetzung war bei den Wiedertäufern und deren Nachfolgern, den Mennoniten, bis ins siebzehnte Jahrhundert im Gebrauch (im wesentlichen, mit mundartlichen Änderungen).

---

* Am Schlusse des Buches steht: „Gedruckt zu Basel durch Joannem Bebelium im MDXXIIII. Jar." (A. a. O., S. 256.)

Daß die Buchdrucker ausschließlich die waldensische Übersetzung reproduzierten, läßt allerdings darauf schließen, daß die waldensischen Überlieferungen unter ihnen sehr verbreitet und sehr lebendig waren.

Das ist auch nicht unwahrscheinlich. In der besonderen Klassenlage der Buchdrucker jener Zeit können wir allerdings eine Erklärung für die kommunistischen Sympathien nicht finden, auf die ihre waldensischen Tendenzen hinweisen. Mehr noch als die gewöhnlichen Handwerker bildeten sie, die den Künstlern und Gelehrten so nahe standen, zum Teil aus diesen Kreisen sich rekrutierten, eine privilegierte Klasse, die an der allgemeinen Gleichmachung kein Interesse hatte. Höchstens könnte man sagen, daß die Buchdrucker als gebildete Lohnarbeiter, also als gebildete Ausgebeutete, eher kommunistische Ideologen liefern konnten als die anderen gebildeten Klassen jener Zeit, die Geistlichen, die Professoren, die Juristen, deren Berufstätigkeit und Interessen viel enger mit der Aufrechthaltung der bestehenden Klassenunterschiede verknüpft waren. Aber die kommunistischen Sympathien der Buchdrucker werden leichter erklärlich, wenn man den umgekehrten Weg einschlägt: eher als die Brücke von der Buchdruckerei zum Kommunismus findet man die Brücke vom Kommunismus zur Buchdruckerei.

Wir haben schon des öfteren Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, welches Interesse die Kommunisten an einer guten Volksbildung nahmen. Von den Waldensern an läßt sich dies Interesse verfolgen. Es führte dazu, daß die Kommunisten eifrig nach dem neuen Mittel griffen, die Schrift zu vervielfältigen und unter die Massen zu bringen.

Wir wissen, wie die Brüder vom gemeinsamen Leben sich hauptsächlich auf das Abschreiben und Verbreiten von Büchern verlegten. Als die Buchdruckerkunst aufkam, gehörten sie zu den ersten, die sich ihrer bemächtigten und Buchdruckereien gründeten; die erste zu Marienthal bei Geisenheim im Rheingau (vielleicht schon 1468, jedenfalls vor 1474), denen bald

zahlreiche andere folgten. Einer der ersten ausgezeichneten Pariser Buchdrucker, Jodocus Badius Ascensius, war Schüler einer Brüderschule.*

Wie eifrig die böhmischen Brüder den Buchdruck betrieben, haben wir bereits erwähnt. (1. Bd. S. 372.)

Münzer scheint in seinen Wanderjahren auch „Buchdruckern als gelehrter Gehilfe sich angeschlossen zu haben". (Seidemann.) Zu Allstätt hielt er sich einen eigenen Drucker, und unter den Nürnberger Buchdruckergesellen hatte er Anhänger.

Der schon erwähnte gelehrte Wiedertäufer Hans Denck war mit Vorliebe in Buchdruckereien tätig, zuerst in Basel in der Offizin des Cratander und dann in der des Curio; 1525, nach seiner Vertreibung aus Nürnberg, in St. Gallen.

Bezeichnend ist die Klage, die ein katholischer Mönch, der Augustiner Ordensprovinzial Konrad Treger, darüber anstimmte, daß er lange Zeit keinen Buchdrucker finden konnte, der seine gegen die „böhmische Ketzerei" gerichtete Schrift hätte drucken wollen (1524). Er klagte, die Anhänger dieser Ketzerei hätten es so weit gebracht, „das wenig trucker gefunden werdent, die das, (was) inen zuwider, trucken wöllent oder dörffent". (Ludw. Keller, Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen, Berlin 1897, S. 35.)

Daß die Kommunisten an der Buchdruckerei das größte Interesse nahmen und ihr zahlreiche Arbeiter lieferten, daran ist gar nicht zu zweifeln. Wir wagen es nicht, darüber mehr mit Bestimmtheit zu sagen.

Das Dunkel völlig zu erhellen, welches über den Anfängen der Wiedertäufer oder, besser gesagt, über ihrem Zusammenhang mit den früheren kommunistischen Sekten schwebt, ist bisher noch nicht möglich. Greifbar tritt die neue Sekte erst in Zürich ans Tageslicht, zur Zeit der Reformation Zwinglis.

---

* Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, II, S. 189.

Die lutherische Reformation begann mit der Bekämpfung eines der wirksamsten Mittel, Geld aus Deutschland nach Italien zu bringen: des Ablasses. Zwingli begann seine reformierende Tätigkeit (zuerst 1506 bis 1516 als Pfarrer in Glarus, 1516 bis 1519 als Leutpriester in Einsiedeln, dann als Pfarrer in Zürich) mit einer Bekämpfung des Mittels, das päpstliches Geld in die Schweiz brachte, des Söldnerwesens. Luther begann als Theolog, Zwingli als Politiker. Nicht katholischen Dogmen, sondern den benachbarten großen katholischen Dynastien, den Valois und Habsburgern, galten seine ersten Angriffe. Noch 1519 war Zwingli bei der Kurie so gut angeschrieben, daß, als er an der Pest erkrankte, der päpstliche Legat sich beeilte, ihm seinen eigenen Leibarzt zu schicken. Erst als die Wogen der deutschen Reformation bis nach der Schweiz hinüberschlugen und auch diese in Bewegung setzten, wurde dort der Kampf gegen die katholischen Weltmächte zu einem Kampfe gegen den Katholizismus (1522). Sobald aber die Züricher sich einmal auf diese Bahn begeben hatten, schritten sie rasch und ohne besondere Schwierigkeiten darauf fort.

„Erst 1523," sagt Vögelin, „bricht plötzlich die kirchliche Reform herein. Ohne große Vorbereitung entwickelt Zwingli in den Schlußreden der ersten, im Januar 1523 in Zürich abgehaltenen Disputation ein vollständiges Programm seiner ganzen Reform, hierin Luther ganz ungleich, welcher in seinen 95 berühmten Thesen eigentlich nur 95 mal das gleiche, nämlich die Rechtfertigung durch den Glauben, wiederholt, weil dies das einzige war, was ihm auf dem Herzen lag. Luther ist schrittweise zur Reform gedrängt worden durch den Widerstand der katholischen Hierarchie. In Zwinglis klarem Geiste hat sich das vollständige Gebäude der Reformation bereits im Jahre 1523 gestaltet und ist in den 65 „Schlußreden" (Thesen) ausgeführt, welche nicht an äußerer Wirkung, wohl aber an wissenschaftlicher Bedeutung den lutherischen Thesen weit überlegen sind.

„Nun weisen die nächsten drei Jahre eine Reihe von Triumphen auf; Schlag auf Schlag folgen: die Loslösung vom bisherigen kirchlichen Verband, zunächst von Konstanz, dann von Rom, Aufhebung der Klöster, des geistlichen Standes, Säkularisierung der ganzen geistlichen Gewalt, Abschaffung der Bilder und der Messe. Dies alles bildet ein in sich zusammenhängendes geschlossenes Ganzes, und man kann sagen, im Jahre 1525 ist die Reform in Zürich siegreich vollendet zu Stadt und Land.“*

Die Abschaffung der Bilder aus den Kirchen führte zur Vernichtung manchen Kunstwerkes in Zürich und später in Basel. Der Vandalismus, den man heute den Sozialdemokraten nachsagt, wurde damals von den gut bürgerlichen Reformern geübt, ohne die Mißbilligung selbst eines Erasmus zu finden. Im Gegenteil, er amüsierte ihn. Als die Basler ihre Kirchenbilder in zwölf großen Haufen verbrannten, schrieb Erasmus an Pirkheimer, er wundere sich, daß die bärtigen Heiligen sich das ruhig hätten gefallen lassen. Von der heiligen Jungfrau wundere es ihn nicht, sie sei ja wegen ihrer Sanftmut bekannt.

Mit Entrüstung weist Janssen darauf hin, wie profitabel für die bürgerlichen Gewalten der Bildersturm war: „Im Kirchenschatz einer einzigen Kirche (des Großmünster), den der (Züricher) Rat am 2. Oktober 1525 wegnehmen ließ, befanden sich unter anderem vier silberne Brustbilder der Märtyrer Zürichs, vier kostbare Kreuze, vier schwere, reiche Monstranzen, ein Marienbild von sechzig Pfund reinen Goldes“ usw. usw. „Die goldenen Kunstschätze waren über einen Zentner schwer, die silbernen mehrere Zentner; alle wurden zerschlagen und in die Münze geschickt.“ (Geschichte des deutschen Volkes, III, S. 82, 83.) Janssen merkt in seiner sittlichen Entrüstung gar nicht, wie famos er da

* Sal. Vögelin, Ulrich Zwingli, Rede, gehalten 1884 bei der Zwingli-Gedenkfeier, S. 3 und 4. Zürich 1884.

den Grad der Ausbeutung illustriert, die es der katholischen Kirche ermöglichte, solche Schätze aufzuspeichern, neben der nicht geringen Menge dessen, was sie konsumierte.

Im Kampf gegen diese Ausbeutung wurde Luther an Klarheit und Konsequenz von Zwingli weit übertroffen. Trotzdem nahm die Zwinglianische Reformbewegung in einem Punkte denselben Weg wie die Lutheranische. Wie diese, beruhte auch jene in ihren Anfängen auf dem Zusammenwirken aller mit den bestehenden kirchlichen Verhältnissen unzufriedenen Klassen. Aber hier wie dort kommt nach dem gemeinsamen Kampfe die Entzweiung: jede der vereinigten Richtungen und Klassen sucht den Sieg in ihrem Interesse und ihrem Sinn auszunützen; der Führer der Bewegung, der Reformator, der von allen diesen Parteien bisher getragen worden, muß sich jetzt für eine derselben und gegen deren Gegner entscheiden, muß sich gegen einen Teil seiner bisherigen Helfer wenden. Das ist eine Eigentümlichkeit aller revolutionären Bewegungen, die durch das Zusammenwirken verschiedener Klassen mit entgegengesetzten Interessen zustande kommen. Wiclif hatte darin das gleiche Schicksal wie Luther, und Hus wäre es ähnlich gegangen, wenn er das Aufkommen des Taboritentums erlebt hätte. Was Luther besonders kennzeichnete, war nur die Raschheit, mit der er den Umschwung vollzog, der Mangel an jeder sachlichen Motivierung desselben und die Berserkerwut, mit der er seine „lieben Brüder" von gestern anfiel.

Als in Zürich der Konflikt mit der herrschenden Kirche begann, hielten auch die dortigen kommunistischen Sektierer es nicht mehr für notwendig, ihr Geheimnis streng zu wahren. Schon im Frühjahr 1522 kamen die Behörden darauf, daß in Zürich eine „Ketzerschule" existiere, eine Organisation, in der der Buchhändler Andreas auf der Stülzen als Lehrer tätig war, der dem Basler Kreise angehört hatte. Unter den Mitgliedern finden wir den Züricher Bürger Klaus Hottinger, den Weber Lorenz Hochrütiner,

den Bäcker Heinrich Aberli und den Schneider Hans Okenfuß, alles spätere Wiedertäufer. 1522 wurde die Gesellschaft noch nicht verfolgt. Im Gegenteil, wir finden Hottinger und seine Leute im freundschaftlichsten Verkehr mit Zwingli. Die Züricher Ketzerschule stand im engsten Verkehr mit der von St. Gallen, deren Mitglieder meist Weber waren. Sie hielten ihre Versammlungen im Zunfthaus der Weber ab. Auch in anderen Städten der Schweiz gab es solche Ketzerschulen.*

Im Spätherbst 1522 kam Konrad Grebel von Basel nach Zürich zurück und schloß sich sofort der „Ketzerschule" an. Von Haus aus unabhängig und reich, hatte er in Wien und Paris studiert, sich den Ruf eines Gelehrten erworben, aber auch in wildem Studentenleben seinem Körper bedenklich zugesetzt. Der Konflikt, in den er darüber mit seinen Eltern geriet, wurde verschärft durch eine heimliche Ehe, die er wider deren Willen schloß. Seine materielle Stellung litt sehr darunter.

Als er jetzt nach Zürich heimkehrte, schloß er sich mit Enthusiasmus der kirchlichen Bewegung an; er wurde einer der „Brüder", blieb aber in bestem Einvernehmen mit Zwingli.

Ihm folgten zahlreiche Genossen aus dem Basler Kreise, denen sich jetzt in Zürich ein freieres Feld zu eröffnen schien. Wilhelm Reublin verließ seine Pfarre in Basel und erhielt eine solche in Wietikon. Simon Stumpf wurde Pfarrer in Höngg bei Zürich. Ludwig Hätzer, einen gelehrten jungen Priester aus dem Thurgau, der auch in Basel gewesen, finden wir 1523 ebenfalls in Zürich.

Zu den Genossen, die von außen zuströmten, gesellten sich zahlreiche Proselyten aus der Stadt selbst. Unter ihnen der Hervorragendste Felix Manz, ein Mann von philologischer

* Ludwig Keller, Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen, S. 24, 26, vergleiche S. 48.

Bildung, der neben Grebel bald in erster Linie unter den „Spiritualen", wie die Züricher „Brüder" anfangs hießen, stehen sollte. Bei Felix' Mutter, der „Manzin", die ein Haus in der Neustadt besaß, versammelte sich gewöhnlich die Gemeinde.

Diese wuchs und begann sich zu fühlen. Zwingli liebäugelte mit ihr. Nun galt es, ihn vorwärts zu treiben auf der Bahn sozialer Reformen. Darüber kam es zum Konflikt, der sich nach und nach immer mehr zuspitzte.

Die Brüder verlangten Aufhebung der Zinsen und Zehnten, der Kirchensteuern. Zwingli hatte sich ihnen gegenüber wiederholt dafür ausgesprochen. Aber jetzt wurde ihm vor dieser Bundesgenossenschaft bange. Der Große Rat erklärte sich am 22. Juni 1523 entschieden gegen die Antastung des Kirchenzehnten, und der Reformator verstand den Wink. Drei Tage später hielt er im Großmünster eine Predigt, in der er sich auf den Standpunkt des Rates stellte. Damit zeigte er bereits, daß er nicht gesonnen sei, noch weiter mit den Brüdern zu gehen.

Indes gaben diese den Kampf nicht auf. Sie forderten Zwingli auf, die Kirche unabhängig vom Staate zu organisieren. Die Antwort darauf war im Herbst die Einführung der Staatskirche, wodurch die Entscheidung in allen kirchlichen Fragen dem Großen Rat, also den herrschenden Klassen, zugewiesen wurde.

„Zwingli hat," schreibt darüber Vögelin, „in vollständiger Übereinstimmung mit dem weltlichen Regiment, eine Staatskirche mit einem Glaubenszwang aufgerichtet, der strenger und drückender war als die Zustände in der katholischen Kirche. Es ist notorisch, daß man im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts glauben konnte oder nicht glauben konnte, was man wollte; wenn man sich nur dazu hergab, die katholischen Gebräuche leidlich mitzumachen und den Priestern ihre Sporteln zu zahlen, so fragte niemand nach der inneren Überzeugung. Die reformierte Kirche

stellte das umgekehrte, weniger unsittliche, aber unverständigere Prinzip auf: Du mußt im Herzen meiner Überzeugung sein."*

Diese Einrichtung war ein Schlag ins Gesicht der „Spiritualen". Nicht dazu hatten sie den Kampf gegen die päpstliche Herrschaft begonnen, damit aus der Kirche ein willenloses Herrschaftsmittel in den Händen der Besitzenden werde. Der Kampf zwischen ihnen und Zwingli wurde jetzt ein erbitterter. Aber während die Spiritualen nur mit Worten stritten, verfügte Zwingli über die ganze Gewalt des Staates. Und er machte von ihr reichlichen Gebrauch. Schon zu Ende des Jahres 1523 kam es zu Verhaftungen und Ausweisungen von Brüdern. So wurde im Dezember dieses Jahres Simon Stumpf ausgewiesen.

Die Verfolgung schüchterte die Brüder nicht ein, sie vermehrte nur ihren Eifer und festigte ihren Zusammenhalt. Die Sekte wuchs rasch, in der Stadt und auf dem Lande. Die Ausgewiesenen trugen die Lehre in die benachbarten Kantone, wo sie bald Boden gewann. Gleichzeitig aber begannen sich die Brüder strenger abzusondern von der Masse der übrigen Bevölkerung. Als ihr unterscheidendes Merkmal trat immer schärfer die Verwerfung der Kindertaufe hervor.

In dieser Situation traf sie das Jahr 1525.

2. Die Lehren der Wiedertäufer.

Um 1525 hatten die Theoretiker der Wiedertäufer noch nicht gesprochen. Aber deren Ausführungen sollten vornehmlich auf die theologische Begründung und Ausspinnung ihrer Lehren gerichtet sein. Diese selbst traten in ihren Grundzügen zu Beginn des Bauernkriegs bereits mit genügender Deutlichkeit hervor.

---

* A. a. O., S. 8.

Über die „Ketzerschule", die Andreas auf der Stülzen in Zürich schon 1522 gehalten, hatte der Rat eine Untersuchung eingeleitet. In dem Verhör sagten mehrere Teilnehmer der Versammlungen aus, Andreas „habe sich auf Zwinglis eigene Predigt berufen, als er lehrte, eine Ehefrau, die sich ihrer Frömmigkeit überhebe, sei nicht besser als die von ihr gescholtene Dirne, wenn diese gegen Gott sich als Sünderin bekenne. Geiz und Wucher mit Pfründen, und sonst, überhaupt wenn Geistliche und Weltliche überflüssiges Gut zusammenlegen, um ‚den glatten balg dest baß und richlicher zuo erziechen und zuo erneren', habe der Stülzer dem Stehlen gleichgestellt, wo es aus Armut geschehe; wenn er auch nicht fordere, daß der Wucherer wie der Dieb an den Galgen geführt werde, so sei vor Gott und gemäß der evangelischen Lehre doch kein Unterschied zwischen beiden. Ja, der Reiche, der den Armen von Haus, Hof, Acker, Matten und dem Seinen vertreibe, sei böser als ein Dieb und ein Mörder vor Gott dem Herrn. Besonders sei Andreas gegen den Krieg als eine Sünde aufgetreten; denn wer trotz väterlichen Erbes und Gutes in den Soldkrieg ziehe und so Biederleute totschlage, sei vor Gott und nach der evangelischen Lehre dem Mörder gleich." (Egli, Die Züricher Wiedertäufer zur Reformationszeit. Nach den Quellen des Staatsarchivs dargestellt, S. 15, 16. Zürich 1878.)

Die Grundzüge der wiedertäuferischen Anschauungen standen also wohl vor dem Bauernkrieg schon fest. Es scheint uns hier der geeignetste Moment, sie auseinanderzusetzen, bevor wir in der Erzählung der äußeren Schicksale der Sekte weiterschreiten.

Was dem Beobachter der Wiedertäufer vor allem auffiel, war die große Verschiedenheit der Meinungen unter ihnen. Sebastian Franck, der sie genau kannte und sie sehr wohl verstand, da er ihnen in vielen Punkten sympathisch, wenn auch skeptisch und ängstlich gegenüberstand, sagt in seiner Chronik, die 1531 erschien, von ihnen: „Wiewohl alle Sekten

unter sich selbst zerspalten sind, so sind doch sonderlich die Täufer also untereinander uneinig und zerrissen, daß ich nichts Gewisses und Endliches von ihnen zu schreiben weiß." *

So sagt auch Bullinger in seiner Schrift gegen die Wiedertäufer, daß „etliche vermeinen, daß es nicht möglich sei, daß man ordentlich alle der Wiedertäufer Unterschiede, gegensätzliche Meinungen und schädliche, greuliche Sekten oder Rottungen erzählen möge: wie es denn wahr ist, daß ihrer wenig funden werden, die miteinander einhellig sind und nicht jeder sein besonderes Geheimnis, das ist Phantasie, haben." Darum will er auch nicht alle ihre Sekten und jeglichen „Lätzkopfs Spintisy" abmalen, sondern nur die wichtigsten Richtungen unter ihnen darstellen.**

Die Zerrissenheit und Mannigfaltigkeit ist keine besondere Eigentümlichkeit der Wiedertäufer. Wir haben sie schon bei den Waldensern, den Begharden und den Taboriten gefunden. Sie war zum Teil Folge ihrer großen Toleranz in Glaubenssachen, die bewirkte, daß zum Beispiel in Tabor die verschiedensten Sekten friedlich zusammenhausten, zum Teil Folge des Umstandes, daß diese Sekten es zu einer festen, öffentlichen Organisation nur selten gebracht haben. Der Begriff des Wiedertäufers blieb daher ein ebenso schwankender, wie etwa vor einigen Jahrzehnten in Rußland der eines „Nihilisten". Die Berichterstatter rechneten die verschiedensten Sekten zu ihnen. Andererseits ist es natürlich, daß sich jede revolutionäre, also kritische Bewegung nicht nur nach außen, sondern auch nach innen kritisch verhält. Dies macht sie in ihren Anfängen, solange sie nicht festen Boden unter den Füßen hat und noch tastend ihren Weg sucht, zu Spaltungen geneigt. Die Wiedertäufer sind aber — wenigstens in Deutschland — über dieses Stadium nicht hinausgekommen.

* Chronica, Zeytbuch vnd bibel von anbegyn biß inn diß gegenwärtig MDXXXI. jar, Fol. 445. Straßburg 1531.

** Wiedertäufer, S. 17.

Bullinger beschreibt die verschiedenen Richtungen der Wiedertäufer ausführlicher, aber auch gehässiger als Franck. Wir halten uns an diesen und teilen einige seiner Ausführungen mit.

Die einen, sagt er, feiern den Sonntag, andere nicht. Manche haben Regeln über eigenartige Kleidung und Speisen und sondern sich auch äußerlich von der Welt ab. Deren sind nur wenige. Andere bequemen sich den Verhältnissen an. Etliche lehren, sie könnten nicht sündigen, „der mehrere Teil predigt das Kreuz", machen einen „Abgott aus dem Leiden". Etliche predigen und leiden darob Martern. Andere halten dafür, es sei die Zeit gekommen, zu schweigen. Etliche leiden an Verzückungen und prophezeien. „Etliche halten große Stücke auf Gesichte und Träume, etliche gar nichts. Die halten sich an den Buchstaben der Schrift." Manche legen weder auf Predigten noch auf Bücher einen Wert.

„Etliche haben ein reguliert Schweigen und gehn mit viel Gesetzen und äußerlichen Dingen um . . . in Kleidern, Haarflechten, Essen, Reden. Diese nennt man die schweigenden Brüder." Die anderen halten diese Dinge alle frei. Etliche halten viel auf die Schrift, andere nur auf die unmittelbare Eingebung Gottes. Diese nehmen an, man könne auch ohne die Schrift gläubig und selig werden. „Fast alle halten die Kinder für rein und unschuldig Blut und die Erbsünde für keine verdammliche Sünde, weder an Kindern noch an Alten."

„Etliche tun schier nichts denn Beten und wollen allem Unglück mit ihrem regulierten Gebet entgegenkommen; gleich als tue man Gott einen besonders großen Dienst daran, wenn wir immer beten, das Maul müd machen und nicht vielmehr uns selbst. Diese wollen auch, man soll allem Übel nit anders denn mit Gebet widerstehn, und wollen den Ihren keine Waffen erlauben, damit sie stets gelassen stehn und keiner Rachsucht geziehn werden. Etliche haben andere Opinion und schier jeder eine besondere, also daß kaum zwei unter

ihnen durchaus eines Sinnes sind, denn was sie einander zu Lieb heucheln und zu Dienst glauben. Deshalb ihre Artikel alle zu schreiben unmöglich ist, so viel und mancherlei fürwitzige müßige Fragen bringen sie täglich auf die Bahn. . . .

„Viele halten, wir sollten solche Leute eher wünschen oder im Himmel suchen denn auf Erden haben, oder vielleicht in der Republik Platos."

Viele unter ihnen hegen chiliastische Vorstellungen. Sie nehmen an, „die Gottseligen, die in Christo entschlafen sind, werden friedlich auferstehn und mit Christo regieren tausend Jahr hie auf Erd. Etliche halten, auf ewig, und vermeinen, das Reich Christi werde hier auf Erden sein, wie die Propheten im Buchstaben lauten und Lactantius verstanden hätt und die Juden heut noch verstehn." Nicht wenige haben den jüngsten Tag schon kommen sehen und daraufhin ihr Hab und Gut vergeudet. Einige hassen die Bilder, andere geniert es nicht, selbst in Kirchen zu gehen und die Messen zu hören usw. usw.

Alle diese Unterschiede sind untergeordneter Art, betreffen Äußerlichkeiten oder entstammen gar nur Verschiedenheiten des Temperaments und der Veranlagung, wohin wir zum Beispiel die verschiedene Stellung zu Offenbarungen und Träumen rechnen. Daneben kommen in den bisher genannten Punkten noch einige taktische Fragen geringerer Bedeutung in Betracht.

Aber auch in wichtigen, prinzipiellen Fragen herrschte nicht vollständige Einigkeit unter den Wiedertäufern.

Da war vor allem die Grundfrage, die Eigentumsfrage.

„Etliche," sagt Franck, „halten sich selbst für die Heiligen und Reinen; die haben, von anderen abgesondert, alle Dinge gemein; keiner sagt, daß etwas sein ist, und ist alles Eigentum bei ihnen Sünd.

„Die anderen haben also all Ding gemein, daß sie einander keine Not sollen leiden lassen. Nicht daß einer dem

anderen in das Seine falle, sondern daß in der Not eines jeden Gut des anderen sein soll, und keiner nichts gegen den anderen verbergen, sondern ein offen Haus haben. Und daß der Geber willig und bereit, der Nehmer aber unwillig sein soll und, sofern er's umgehn kann, seinen Bruder spar und keine Überlast tue. Aber hierin ist große Heuchelei, Untreue und sehr viel Ananie, wie sie selbst wohl wissen.

„An etlichen Orten, als zu Austerlitz in Mähren, haben sie Ökonomos, Schaffner, und alle einen Küchensäckel, daraus man einem jeden geben soll, was ihm not ist. Ob es aber geschehe und recht ausgeteilet werde, darum frage ich sie. Diese tun die anderen Brüder in Bann, als die nicht auf dem rechten Wege sind, und ist des Bannens in ihren Gemeinden viel, also, daß schier eine jede Gemeinde die andere in Bann tut, wer sich nicht in allen Stücken unterschreibt. . . .

„Die anderen Täufer halten nichts auf die erst erzählte Gemein und Gemeinschaft, achten sie auch unnötig und etwas zuviel, daß sie (die anderen) sich die vollkommenen Christen nennen, mit Verachtung der anderen. Diese arbeiten, ein jeder für sich selbst, helfen, fragen, bieten einander (meines Bedünkens) die Händ gut heuchlerisch, obwohl ich die, die es recht meinen, hiemit nicht will getadelt haben."

Wir finden also bei den Wiedertäufern zwei Richtungen, wie unter den Taboriten und den böhmischen Brüdern (und in den Anfängen des Christentums), eine strengere, die mit dem vollkommenen Kommunismus Ernst machen will, die alles Privateigentum abschafft und alle aus dem gemeinsamen „Küchensäckel" ernährt. Und daneben die mildere, die das Privateigentum anerkennt und bloß verlangt, man solle es besitzen, „als besitze man es nicht". Das Auftreten dieser beiden Richtungen neben- oder nacheinander ist nicht ein zufälliger, sondern ein typischer Vorgang, der in der kommunistischen Bewegung mit Naturnotwendigkeit eintritt, solange sie über die urchristliche Grundlage nicht hinaus kann.

Mit der Eigentumsfrage hängt eng zusammen die Frage der Eheform. Auch darin waren sie nicht einig, ebensowenig wie ihre eben genannten Vorgänger.

Etliche lehren, sagt Franck, man soll nicht in einer Familie mit Andersgläubigen leben. Viele Ehen wurden dadurch zerstört. Andere unter ihnen lehren selbst dawider.

Etliche haben es für ihre Pflicht gehalten, Haus und Familie zu verlassen, nach dem Beispiel der Apostel. Sie berufen sich auf Petrus, der da sprach: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Er (Christus) aber sprach zu ihnen: Wahrlich ich sage euch, es ist niemand, der ein Haus verläßt, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder, um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfange in dieser Zeit, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben. (Lukas 18, 28 bis 30.) — Cornelius erzählt uns ein Beispiel davon, wie diese Aufforderung zur Auflösung der Familie unter Umständen wirkte: „In der Nacht erhob sich der Bauer Hans Ber zu Alten-Erlangen von seinem Lager und griff nach Kleid und Gerät. ‚Wo willst du hin?' fragte ihn sein Weib. Er antwortet: ‚Ich weiß es nicht. Gott weiß es wohl.' Sie beschwört ihn, zu bleiben: ‚Was habe ich dir Leides getan? Bleib hier und hilf mir meine kleinen Kinder ziehen.' ‚Liebe Frau,' erwiderte er, ‚laß mich mit zeitlichen Dingen unbeschwert. Gott segne dich, ich will von dannen, den Willen des Herrn zu erfahren.'" (Cornelius, Geschichte des Münsterischen Aufruhrs, II, S. 49.)

Nicht wenige unter ihnen, sagt Franck weiter, predigen gegen eine derartige Auflösung der Familie.

„Es hat sich auch eine Sekte unter ihnen aufgetan, die wollen, wie alle Dinge, auch die Weiber gemein haben. Aber die sind bald von den anderen Brüdern vertuscht (vertust) und ausgemustert worden. Etliche haben den Hut und den Hätzer beschuldigt als Fürnehmer dieser Sekte. Wohlan, sie haben drum, es ist wahr, ihr Urteil erstanden."

Den Thurgauer Ludwig Hätzer haben wir bereits kennen gelernt. Dieser gehörte nicht nur in Ehefragen zu den kühnsten Denkern seiner Partei. Er war einer von den Täufern, welche die Göttlichkeit Christi leugneten, Christus nur als Lehrer und Vorbild, nicht als „Abgott" gelten ließen. 1529 wurde er zu Konstanz hingerichtet wegen „Ehebruchs". Ob und wie weit dabei seine Lehre mit beteiligt war, wissen wir nicht. „Er war hoch mit dem Geist Gottes verständigt," berichtet von ihm ein mährisches „Chronikl" der Wiedertäufer, „wie seine Schriften melden. Er hat einen Reim zu Kostnitz (Konstanz) angeschrieben von der Gottheit, der lautet also:

„Ich bin allein der ewig Gott,
Der ohne Hilf alles erschaffen hat,
Fragst du, wieviel doch meiner sein?
Ich bin's allein, meiner sein nit drei,
Sag' auch dabei ohn' allen Won,
Weiß glatt auch von keiner Person.
Ich bin auch weder dies noch das,
Wem ich's nit sag', der weiß nit was."*

Hans Hut aus Franken war ein Buchkrämer, ein eifriger Anhänger Münzers (der selbst weit davon entfernt war, Weibergemeinschaft zu predigen). Nach der Niederwerfung des thüringischen Bauernaufstandes schloß er sich den süddeutschen Wiedertäufern an.

Die Tendenzen, deren er und Hätzer beschuldigt werden, erinnern an die der Adamiten in Böhmen und der Brüder und Schwestern des freien Geistes. Da ist es merkwürdig, daß Bullinger von einer Sekte der „freien Brüder" unter den Täufern spricht, die nicht nur im Namen, sondern auch in den Ideen eine große Verwandtschaft mit den Brüdern vom freien Geist aufweist. Ob diese Übereinstimmung auf Überlieferung beruht, oder ob da wieder einmal gleiche Ver-

* J. Beck, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Österreich-Ungarn, Wien 1883, S. 34.

hältnisse ganz selbständig, ohne jeden Zusammenhang mit ihren Vorgängern, die gleichen Erscheinungen zutage gefördert haben, können wir nicht entscheiden.

„Die freien Brüder," sagt Bullinger, „welche fast von den anderen Täufern allen die groben, wüsten Brüder genannt und verbannt und verworfen werden, machen die achte Sekte im Täuferorden: Deren wurden auch von Anfang der Täuferei nicht wenig hier und da, besonders im (Züricher) Oberland, funden. Die Täufer verstanden die christliche Freiheit fleischlich. Denn sie wollten von allen Gesetzen frei sein, dieweil doch Christus sie ledig und frei gemacht hätte. Darum vermeinten sie auch, sie wären von Rechts wegen weder Zins noch Zehnten, auch die Pflichten der Knechtschaft oder Leibeigenschaft fürderhin zu zahlen und zu leisten nicht schuldig. Etliche aber, die etwas bescheidener sein wollten, lehrten, ob man gleich die Dinge von Rechts wegen nicht schuldig wäre, sollte man es dennoch den Heiden bezahlen, damit sie keine Klage hätten und die Lehre nicht lästerten. Doch sollte keine Leibeigenschaft unter den Christen mehr sein. Etliche dieser freien Brüder, verzweifelt öde Buben, beredeten leichtfertige Weiber, daß es ihnen nicht möglich wäre, selig zu werden, sie schlügen denn ihre Ehr in die Schanz. Und mißbrauchten hierzu, nicht ohne Gotteslästerung, des Herrn Wort: So jemand nicht verscherzte und verlöre alles, das er lieb hätte, möcht er nicht selig werden. Item, man müsse um Christi willen allerlei Schmach und Schand leiden. Dieweil auch Christus geredet habe, die Publikanen (Zöllner) und Huren werden im Himmelreich den Gerechten vorgehen, so sollen die Weiber zu Huren werden und ihre Ehr verscherzen, so werden sie im Himmel größer sein denn die frommen Weiber. Andere machten es etwas subtiler. Denn so wie sie lehrten, alle Dinge gemein haben, also auch die Weiber. So sprachen etliche, nachdem sie wiedertauft wären, wären sie wiedergeboren und könnten nicht sündigen; das Fleisch könnte und

möchte allein sündigen. Und es geschah unter manchem (sömlichen) falschen Schein und erlogenem Fürgeben des öden Gedichts große Schand und Üppigkeit. Da durften sie über das alles sagen, es wäre des Vaters (Gottes) Wille. Und hier sind unter vielen üppigen Buben entstanden die geistlichen Ehen. Denn die Weiber wurden beredet, sie versündigten sich schwer mit ihren Ehemännern, die noch nicht wiedergetäuft, also Heiden wären; mit ihnen aber, den Täufern, sündigten sie nicht, da zwischen ihnen eine geistliche Ehe bestehe."*

Es ist uns leider nicht gelungen, andere gleichzeitige Zeugnisse über die freien Brüder aufzufinden. Bullingers Streitschrift ist keine unbefangene und zuverlässige Quelle. Aber in den wesentlichen Punkten dürfen wir seine Darstellung der freien Brüder doch für richtig halten, gerade in jenen Punkten, in denen sie sich mit den Brüdern und Schwestern vom freien Geist berühren, nämlich in der „freien Liebe", dem „kommunistischen Anarchismus", ihrer Sündlosigkeit, da alles, was sie täten, Gottes Wille sei.

Wie gegenüber Eigentum und Ehe, waren die Wiedertäufer auch in ihrem Verhalten gegenüber dem Staate, der öffentlichen Gewalt, nicht völlig einig. Darin stimmten sie allerdings überein, daß sie mit dem Staate so wenig als möglich zu tun haben wollten. Sie wollten von ihm nichts wissen, aber sie verwarfen die gewaltsame Auflehnung gegen ihn und predigten die Pflicht des leidenden Gehorsams. Man wollte die „Staatsknechtschaft", um modern zu sprechen, loswerden dadurch, daß man den Staat ignorierte.

Sie lehren, berichtet Franck, man solle Gewalt leiden, Genommenes nicht fordern. Ein Christ solle kein Amt bekleiden, „er möge weder leibeigene noch sonstige Knechte haben, auch niemals Krieg führen und die Faust zücken". Gott räche sich selbst.

---

* Wiedertäufer, Fol. 32.

Etliche unter ihnen verlangen, man solle nie schwören. „Auch daß ein Christ keine Obrigkeit möge sein, die ein Halsgericht besitzt und über das Blut urteilt oder die Krieg führt.“ Andere billigen wenigstens die Notwehr. „Jedoch lehren sie alle einhellig, der Obrigkeit in allen Dingen, so nicht wider Gott sind, gehorsam zu sein, nicht allein Zins und Steuer, sondern den Mantel zu dem Rock und was man nicht entbehren will zu geben. Sie sagen, sie seien auch bereit, Gewalt zu leiden und auch den Tyrannen gehorsam zu sein. . . . Dieses haben mir zur Antwort geben, so viel ich darum hab angeredt, sie seien da, um Christi willen zu leiden mit Geduld, nicht zu fechten mit Ungeduld. Denn das Evangelium lehr und woll nicht mit der Faust, wie die Bauern im Sinne hatten, sondern mit Leiden und Sterben verteidigt und bestätigt werden. . . . Deshalb hätt es meines Erachtens nicht so große Not, daß man einen Aufruhr von ihnen besorgt. Der Teufel, der gern Mord sieht und eine Lust hat, im Blute zu baden, flößt vielen einen törichten Eifer ein, die armen Leute zu tyrannisieren. . . . Nun, weil kein Aufruhr vorhanden ist, soll man niemanden unter ihnen bloßen Argwohns wegen also martern. Ich besorgte von keinem Volke weniger einen Aufruhr, wenn ich Papst, der Kaiser oder der Türke selbst wäre, denn von diesem.“

Das war der entscheidende Punkt, der Münzer, und die Mehrheit der deutschen Kommunisten vor dem Bauernkrieg überhaupt, von ihnen trennte, so sehr sie den Züricher Brüdern in anderen Punkten nahe standen.

Es ist noch ein Brief erhalten, den die uns bereits bekannten Grebel, Manz, Andreas auf der Stülzen, Hans Okenfuß, Heinrich Aberli und andere an Münzer richteten, am 5. September 1524. Sie erklärten, sie seien mit ihm in vielem einverstanden, „und daß Du mitsamt Karlstadt bei uns für die reinsten Verkünder und Prediger des reinsten göttlichen Wortes geachtet sind“. Sie freuen sich, „daß wir

einen funden haben, der eines gemeinen christlichen Verstandes mit uns sei", seine „Büchlinen" haben „uns Armgeistige über die Maßen gelehrt und gestärkt"; aber er ist ihnen nicht radikal genug in seiner Lehre und sie ermahnen ihn, „Du wolleſt Dich ernstlich befleißen, nur göttliche Worte unerschrocken zu predigen, nur göttliche Bräuche aufzurichten ... und alle Anschläge, Worte, Bräuche und Gutdünken aller Menschen, auch Deine selbst, verwerfen, hassen und verfluchen". Sie wenden sich gegen seine deutsche Messe, die ihnen noch zu weit von der apostolischen Einfachheit entfernt ist. Auch daß er in der Kirche Tafeln (Bilder?) aufgerichtet hat, mißfällt ihnen. Sie wenden sich aber auch gegen seine Gewalttätigkeit. Wer nicht glauben will und dem Wort Gottes widerstrebt, „den ... soll man nicht töten, sondern für einen Heiden und Zöllner achten und sein lassen. Man soll auch das Evangelium und seine Bekenner nicht schirmen mit dem Schwert, oder sie sich selbst, was, wie wir durch unseren Bruder vernommen haben, Deine Meinung ist. Rechte, gläubige Christen sind Schafe unter den Wölfen, Schafe der Schlachtung; sie müssen in Angst und Not, in Trübsal und Verfolgung, in Leiden und Sterben getauft werden, darin erprobt werden und dürfen das Vaterland der ewigen Ruh nicht leiblicher, sondern geistlicher Erwürgung erlangen. Sie gebrauchen auch weder weltliches Schwert noch Krieg, denn bei ihnen ist das Töten ganz abgetan."

Dem Brief ist eine Nachschrift beigegeben: Eben haben die Brüder erfahren von Luthers „Brief und schändlich Büchlein", in dem er die Fürsten auffordert, der Münzerschen Agitation ein Ende zu machen. „Des Huiufen Bruder schreibt, Du habeſt wider die Fürsten gepredigt, daß man sie mit der Faust angreifen sollte. Ist es wahr ... so ermahn ich Dich bei dem gemeinen Heil unser aller, Du wolleſt davon abstehen und allem Gutdünken jetzt und hernach, so wirst Du gar rein werden, der Du uns sonst in anderen Artikeln (also abgesehen von der Messe, den

„Tafeln“ und dem gewaltsamen Weg) besser gefällst denn keiner in diesen deutschen und auch anderen Ländern. So Du dem Luther und den Herzogen in die Hände kommst, laß die gemeldeten Artikel fallen und bei den anderen steh wie ein Held.“*

Ob Münzer den Brief erhielt und welche Antwort er darauf erteilte, wissen wir nicht. Bald nach dessen Abfassung finden wir ihn an der Schweizer Grenze im Verkehr mit den Schweizer Wiedertäufern. Über die Art dieses Verkehrs bestehen nur Vermutungen; aber daß es im Punkte des gewaltsamen Weges zu keiner Verständigung kam, lehren die Ereignisse, die sich nach Münzers Rückkehr nach Thüringen abspielten.

Die Ablehnung des gewaltsamen Weges war für die Wiedertäufer der entscheidende Glaubensartikel — ebenso wie vorher bei den böhmischen Brüdern. Das sieht man daraus, daß sie trotz ihrer sonstigen Toleranz und trotzdem sie die verschiedensten Richtungen unter sich duldeten, doch stets dagegen protestierten, daß Münzer einer der Ihrigen gewesen sei. Auch Münzers Anhänger hielten sie von sich fern. Franck berichtet: „Münzer soll noch (1531) einen großen Anhang heimlicher Jünger in Thüringen haben, die sind nicht Täufer, er hat auch selbst nicht wiedergetauft, wie ich glaubwürdig berichtet bin.“

Das letztere wäre freilich für sich allein kein Beweis dafür, daß Münzer nicht zu den Täufern gehörte. Gleich diesen hat auch Münzer sich gegen die Kindertaufe geäußert. In seiner „Protestation“ schrieb er: Zu den Zeiten der Apostel hat man darüber gewacht, daß der Widersacher nicht den Weizen mit dem Unkraut mischen könne. „Darum hat man allein die erwachsenen Leute nach langer Unterrichtung zu Kirchenschülern aufgenommen.... Ach, was soll ich sagen,

* Der Brief ist im Originalwortlaut abgedruckt bei Cornelius, a. a. O., II, S. 240 ff., Beilage 1. Das Original ist in der Bürgerbibliothek zu St. Gallen.

es hat sich nie und nirgends mit einem einzigen (Wort?) geäußert oder gezeigt, in allen Büchern der Kirchenlehrer von ihres Schreibens Anfang, was die rechte Taufe sei. Ich bitte alle buchstabischen Gelehrten, daß sie mir anzeigen, wo es in dem heiligen Buchstaben steht, daß ein einziges unmündiges Kindlein getauft sei von Christo und seinen Boten, oder aufgesetzt sei, zu beweisen, unsere Kinder also wie jetzund zu taufen."

Mit der Praxis der Wiedertaufe haben aber die Züricher erst Ende Januar oder Anfang Februar 1525 begonnen, zu einer Zeit, wo Münzer wahrscheinlich schon aufgebrochen war, um an dem großen Revolutionskampf teilzunehmen, und wo ihm derartiger sektiererischer Kleinkram höchst bedeutungslos erscheinen mußte.

Die Idee der Wiedertaufe beziehungsweise Spättaufe ist keine neue. Schon im zwölften Jahrhundert griffen Häretiker wie Petrus de Brugs und Heinrich von Toulouse „die Taufe der Kinder an; nur der Erwachsene, des Glaubens Fähige solle getauft werden".* Namentlich stark äußerte sich die Idee der Wiedertaufe später in den Anfängen der böhmischen Brüder. „Es wäre besser, nach Art der alten Kirche, nur Erwachsene zu taufen, die durch ihre Werke ihren Glauben bereits betätigen können," meinte Peter Chelčický. Er verwarf die Kindertaufe nicht unbedingt, zog aber die Taufe an Erwachsenen vor. Als sich die Gemeinde der böhmischen Brüder 1407 in Lhota konstituierte, war ihre erste Handlung die Wiedertaufe, die an den Anwesenden vollzogen wurde. Die Spättaufe erhielt sich bei ihnen bis zum Aufkommen der Wiedertäufer. Damals waren die böhmischen Brüder bereits verbürgerlicht; sie wollten mit den Wiedertäufern nicht verwechselt werden, die denselben Charakter trugen, den die Jünger Chelčickys anfangs getragen hatten.

* Ignaz von Döllinger, Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters, I, S. 84, 101 und öfter. München 1890.

Die Taufe an Erwachsenen ward jetzt ein gefährliches Symbol, und darum erwuchs von nun an in der böhmischen Sekte eine immer stärkere Abneigung dagegen. Endlich schaffte sie eine Synode zu Jungbunzlau 1534, im Jahre des Münsterschen Aufstandes, völlig ab.* Es war also kein neues Prinzip, dessen Annahme den Züricher Brüdern ihren Namen gab. Die Gegnerschaft gegen die Kindertaufe war die logische Folge der Gegnerschaft gegen die Staatskirche.

Solange die katholische Kirche im christlichen Abendland wirklich katholisch gewesen war (katholikos, griechisch = allgemein), bedeutete dort die Taufe die Aufnahme in die Gesellschaft überhaupt. Die Taufe am Neugeborenen war da nichts Widersinniges. Ganz anders wurde es, sobald sich Oppositionsparteien, ketzerische Parteien bildeten, die den Anspruch der katholischen Kirche bestritten, daß sie die ganze Gesellschaft umfasse. Bildeten sich neben ihr andere kirchliche Gemeinschaften, dann lag die Forderung nahe, daß der einzelne nicht willenlos durch den Zufall der Geburt einer bestimmten Kirche zugeteilt werden, sondern daß ihm die Entscheidung darüber frei bleiben solle, bis er fähig sei, selbständig zu denken.

Aber nicht alle protestantischen Sekten zogen diese Konsequenz. Der Protestantismus der herrschenden Klassen bedeutete nichts als das Bestreben, die Kirche als Herrschaftsmittel zu erobern und dem Staat einzuverleiben. Die Kirche wurde ein Stück des Staates, die Staatskirche; die Staatsgewalt bestimmte in den Ländern, in denen es zu einer Reformation kam, welcher Kirche, welchem „Glauben" die Staatsbürger angehören sollten. Besonders kraß äußerte sich das später im monarchischen Deutschland, wo sich der Grundsatz bildete: cujus regio, ejus religio, wem das Land gehört, der bestimmt dessen Religion; wo die Landeskinder sofort und ohne Murren den Glauben wechseln mußten, wenn der

* Gindely, Geschichte der böhmischen Brüder, I, S. 36, 224.

Landesvater aus irgend einem Grunde den Glauben wechselte oder sie einem anderen andersgläubigen Landesvater vererbte, verschenkte, verschacherte oder sonstwie abtrat.

In den demokratischen protestantischen Gemeinwesen trieb das Staatskirchentum nicht so absurde Konsequenzen wie in den monarchischen; aber es trat dort früher zum Vorschein, zuerst in Zürich, wo Zwingli, wie wir gesehen haben, schon 1523 die Staatskirche einführte. Mit der Einführung der Staatskirche war aber die Taufe Erwachsener unvereinbar. Wie jeder Mensch von Geburt aus einem bestimmten Staat angehört, so gehörte er auch in den Ländern der Staatskirche von Geburt aus einer bestimmten Konfession an. Die Spättaufe bedeutete die Leugnung der Autorität des Staates, die Leugnung seiner Berechtigung, das Glaubensbekenntnis seiner Angehörigen zu bestimmen. Zwingli, als Lenker des Züricher Staates, konnte sie unmöglich anerkennen, wenn er auch früher, in seiner ideologischen Zeit, solange er noch in der Opposition stand, nach seinem eigenen Zeugnis für die Spättaufe gewesen war.

In seiner Schrift „Vom tauf, vom widertauf und vom Kindtauf" (1525) sagt Zwingli: „Denn der Irrtum hat auch mich vor einigen Jahren verführt, daß ich meint', es wäre viel besser, man taufte die Kindlein erst, wenn sie zu gutem Alter kommen wären." (Ausführlicher handelt darüber J. Loserth, Dr. Balthasar Hubmeier und die Anfänge der Wiedertaufe in Mähren, S. 78. Brünn 1893.)

Dagegen wurden die „Brüder" um so mehr gedrängt, die Berechtigung der Taufe an Erwachsenen zu behaupten und die Kindertaufe als ungültig und nichtig zu verwerfen, je mehr sie verfolgt wurden, je mehr sie sich als Minorität fühlten, die darauf verzichtete, den Staat zu erobern, die sich nur dadurch zur Geltung bringen konnte, daß sie sich von der Menge absonderte und als besondere Gemeinde der „Heiligen" und „Auserwählten" organisierte — zwei Beinamen, die sehr hochmütig klingen und die doch nur be-

zeugen, daß sie die Hoffnung aufgaben, jemals die Masse der Bevölkerung zu bilden.

So trat die Frage der Spättaufe oder, wie ihre Gegner sagten, der Wiedertaufe immer mehr in den Vordergrund. Sie bildete ebensowenig das eigentliche Kampfobjekt, wie es die Frage des Abendmahls unter beiderlei Gestalten bei den Hussiten gebildet hatte. Das sagt Zwingli selbst in einem Briefe an Vadian vom 28. Mai 1525. Er bezeichnet darin den Kampf gegen die Täufer als den schwersten, den er je zu führen gehabt. Alle früheren Kämpfe seien ein Kinderspiel dagegen gewesen. Jedoch sei der Widerstand notwendig, *da es sich nicht um die Taufe handle*, sondern um Aufruhr, Rottung und Verachtung der Obrigkeit. (Egli, Züricher Wiedertäufer, S. 34.)

Durch die Verhältnisse wurde, wie bei den Hussiten der Laienkelch, so hier die Wiedertaufe das Feldzeichen, um das sich die Brüder scharten, an dem sie sich erkannten. Von ihr haben sie den Namen erhalten, unter dem sie in der Geschichte bestehen. „Wiedertäufer" oder „Anabaptisten" (von den griechischen Worten Ana, einer Partikel, die den Begriff der Wiederholung in sich schließt, und Baptistes, der Täufer). Sie selbst protestierten gegen diese Benennung. Sie tauften nicht zweimal, sie erklärten vielmehr, die Kindertaufe sei überhaupt keine Taufe, sondern, wie Hubmeier sagte, nur ein Kinderbad. (In seiner Schrift: Vom Christenlichen Tauff der Gläubigen, 1525. Einen Auszug daraus gibt Loserth, a. a. O., S. 84 ff.)

3. Der Wiedertäufer Glück und Ende in der Schweiz.

Noch vor dem Ausbruch des deutschen Bauernkrieges fiel der entscheidende Schlag gegen die Züricher Wiedertäufer. Angefeuert von deren Predigern, namentlich von Reublin, hatten mehrere Eltern sich geweigert, ihre Neugeborenen taufen zu lassen. Vergeblich bemühten sich Pfaffen und Rats-

herren, sie zur Nachgiebigkeit zu überreden. Da erließ der Rat am 18. Januar 1525 das Gebot der Kindertaufe und setzte auf dessen Übertretung die Strafe der Landesverweisung. Drei Tage darauf begann die Ausführung des Ratsbeschlusses. Reublin, Hätzer, Andreas auf der Stülzen und Brödli, ein Graubündner, der in Zollikon als Prediger wirkte, aber von seiner Hände Arbeit sich ernährte, wurden ausgewiesen.

Die Antwort auf diesen Schlag war würdig und kühn. Die zurückgebliebenen Brüder versammelten sich, und in der Versammlung erhob sich Jürg Blaurock, der in Chur Mönch gewesen, und bat Konrad Grebel, daß dieser ihn taufe mit der rechten, wahren, christlichen Taufe. Nachdem Konrad ihn getauft, taufte nun Jürg alle anderen Anwesenden. Von da an war die Wiedertaufe oder Spättaufe das anerkannte Symbol der Aufnahme in den Bund der Brüder. Gleichzeitig begann man den Versuch, den Kommunismus praktisch durchzuführen. „Man war," erzählt ein Zeuge (Heini Frei, genannt Gigli), „der Meinung, daß alle Dinge sollten gemein sein und zusammengeschüttet werden, und was dann einem jeglichen fehle und anläge, solle er dann vom Haufen nehmen, so viel er zur Notdurft brauchen müßte. Und waren auch der Meinung, daß sie gern reiche Leute und große Geschlechter hineingezogen und gebracht hätten." (Egli, Züricher Wiedertäufer, S. 24, 97.)

Die Züricher Brüder hatten sich zur Wiedertaufe bekannt im vollen Bewußtsein dessen, was sie erwartete.

„Sogleich, als Zwingli von neuem, und nun dringender noch als früher, den Kampfruf erschallen ließ, schlug blendend und erschreckend die Flamme schwärmerischer Begeisterung empor. Plötzlich sah man eine Menge Leute, wie zur Reise fertig, gegürtet mit Stricken, durch Zürich ziehen. Auf Markt und Plätzen blieben sie stehen und predigten von der Besserung des Lebens, von der Bekehrung zur Unschuld und Gerechtigkeit und brüderlichen Liebe. Dazwischen riefen sie gegen

den alten Drachen und seine Häupter, das ist gegen Zwingli und seine Amtsgenossen, und weissagten den Untergang der Stadt binnen kurzem, wofern sie die Stimme des Herrn nicht hören wolle. ‚Wehe, wehe über Zürich!' tönte das Rufen bald klagend, bald drohend, wie eine Mahnung aus einer anderen Welt, überall durch die engen Straßen der volkreichen Hauptstadt.

„Der Rat ließ viele zur Haft bringen, unter ihnen auch Manz und Blaurock. Es folgten Verbote, Verhöre und Strafen, dann wieder Verhaftungen, Gespräche, verstärkte Strafen. Aber diese Leute hatten einen Geist, welcher der Zwinglischen Theologie spottet, und die Gewalt trieb, wie der Wind die Feuersbrunst, den Namen ihrer Kirche in die Weite." *

In der Tat, in der ganzen deutschen Schweiz ging bald ihr Same auf, aller Orten verbreitet durch die aus Zürich Ausgewiesenen.

Am erfolgreichsten waren sie an der deutschen Grenze, in Waldshut, Schaffhausen, St. Gallen.

Die Züricher Reformationsbewegung hatte, wie in anderen Städten der Schweiz und Süddeutschlands, so auch in diesen lebhaften Widerhall gefunden. Und wie in Zürich traten auch dort radikale, wiedertäuferische Elemente auf, die über die Zwinglische Reform hinauswollten. Diese waren erfolgreicher in den kleinen Städten als in der Großstadt — die Kleinstädte waren damals in der Mehrheit ihrer Bevölkerung immer plebejischer gesinnt als die Großstädte, wie wir schon bei den Hussiten gesehen haben. Schon vor 1525 war in Waldshut die Kindertaufe zwar noch gestattet, aber nicht mehr geboten. Schaffhausen ging nicht so weit wie Waldshut, verhielt sich aber zum mindesten nicht ablehnend gegen die Wiedertäufer. In St. Gallen hatte schon 1524 ein Weber, Lorenz Hochrütiner, ein Anhänger Grebels, der 1523 aus

* Cornelius, a. a. O., II, S. 29, 30.

Zürich ausgewiesen worden war, eine kleine Brüdergemeinde gegründet, die gedieh.

Die Züricher Massenausweisungen zu Beginn des Jahres 1525 brachten erhöhtes Leben in diese Orte. Grebel wandte sich nach Schaffhausen, Brödli fing in dem Schaffhauser Ort Hallau zu predigen an, Reublin endlich ging nach Waldshut.

Nur langsam machte die neue Lehre Fortschritte in Schaffhausen. Hallau dagegen wurde rasch erobert und ebenso Waldshut. Der Führer der Bewegung dort war Dr. Balthasar Hubmeier, der, wie wir wissen, mit dem Basler Kreise verkehrt hatte.

Diesen Mann müssen wir etwas näher betrachten. Um 1480 in Friedberg bei Augsburg geboren, hatte er sich der Gelehrtenlaufbahn zugewendet und war Professor an der Universität Ingolstadt geworden, die ihn 1515 zum Prorektor ernannte. Im nächsten Jahre folgte er einem Rufe als Domprediger nach Regensburg. Am hervorstechendsten wurde dort seine Agitation gegen die Juden, von denen die Handwerker behaupteten, daß sie den Rückgang der Stadt und des Handwerks verursachten. 1519 wurden die Juden ausgewiesen. Bald darauf, 1521, verließ auch Hubmeier selbst Regensburg. Was ihn von dort trieb, wissen wir nicht. Vielleicht seine Teilnahme an der Reformationsbewegung. Er begab sich nach Waldshut, welche Stadt damals im Besitz der Habsburger war. Hubmeier gewann als Prediger dort bald bedeutenden Einfluß, namentlich unter dem gemeinen Mann. Dieser Einfluß wuchs, als unter dem Einfluß der Züricher Reformationsbewegung in Waldshut eine demokratische antihabsburgische Bewegung aufkam; diese Bewegung, die schließlich am Vorabend des Bauernkriegs zur Lossagung der Stadt von der habsburgischen Herrschaft führte, ward von Hubmeier geführt, der dort dieselbe Rolle spielte wie Zwingli in Zürich, mit dem er in lebhaftestem Verkehr stand.

Aber, wie schon bemerkt, mit dieser Bewegung gediehen auch in Waldshut die „Brüder".

Als Zwingli den Kampf gegen diese aufnahm, mußte auch Hubmeier sich entscheiden. Aber in Waldshut war der gemeine Mann mächtiger als in Zürich, die rebellischen Bauern Süddeutschlands näher. Hubmeier trennte sich von Zürich und wendete sich mit seiner Gemeinde den Täufern zu, mit denen er schon vorher sympathisiert und in vielen Punkten übereingestimmt hatte.

Als Reublin nach Waldshut kam, ließ Hubmeier sich von ihm taufen (Ostern 1525). Mehr als 300 Einwohner der Stadt folgten seinem Beispiel.* Mit Hubmeier war ganz Waldshut gewonnen; diese rebellische Stadt, die den Habsburgern den Gehorsam gekündigt hatte, wurde „eine Burg der täuferischen Kirche, von wo Antrieb und Werbung nach allen Seiten ausging". (Cornelius.)

Gleichzeitig wuchs auch die St. Galler Gemeinde rasch an, namentlich nach einer Agitationstour, die Grebel von Schaffhausen dorthin unternahm. Die Gemeinde zählte bald 800 Genossen. Ganz Appenzell geriet in Aufregung.

Manz brachte die täuferische Lehre nach Graubünden, andere verbreiteten sie in Basel und Bern, und im Kanton Zürich selbst stockte die Agitation nicht, trotz aller Maßregeln der Behörden. Namentlich im Oberland, im Amt Grüningen, war sie eine Zeitlang sehr erfolgreich.

Man sieht, welchen Erfolg Ausweisungen haben, wenn die Partei, die sie schädigen sollen, in den Verhältnissen ihre Nahrung findet. Und das war damals der Fall. Die ausgewiesenen Agitatoren hätten keine solchen Erfolge erzielt, wenn nicht gleichzeitig der deutsche Bauernkrieg auch die

* An den Getauften vollzog Hubmeier auch die Fußwaschung. Ein boshafter Berichterstatter erzählt: „Und als er mit den jungen Weibern fertig war und an die alten Böcke kam, hat er gesagt, es solle nun ein anderer die Füße waschen." (Loserth, Hubmeier, S. 82.) Das können wir ihm nicht übelnehmen.

Schweiz aufs tiefste erregt und dort die unteren Klassen ebenso wie bürgerliche Ideologen für die wiedertäuferische Predigt aufs günstigste gestimmt hätte. Der blutige Kampf an den Grenzen der Republik, was war er anders als die Einleitung jener furchtbaren Ereignisse, von denen die Apokalypse spricht, in denen die Gottlosen vertilgt werden und nur die Auserwählten übrigbleiben, um des tausendjährigen Reiches teilhaftig zu werden?

Als der große Kampf zu Ende war, die rebellische Bauernschaft Deutschlands aus tausend Wunden blutend am Boden lag, da änderte sich auch die Situation für die Täufer in der Eidgenossenschaft. Ihre größten Erfolge hatten diese friedliebenden Sektierer, die den Aufruhr verabscheuten, während des Aufruhrs und durch ihn erzielt. Seine Niederschlagung zog ihnen den Boden unter den Füßen weg — wenigstens in ihrer Heimat. Jetzt wurden die unteren Klassen kleinmütig und verzagt, indes den Ausbeutern der Kamm schwoll und das famose Beispiel der deutschen Nachbarn ihren Blutdurst entzündete. In der zweiten Hälfte des Jahres 1525 werden die Verfolgungen der Wiedertäufer in der Schweiz allgemein, und sie gestalten sich um so erbitterter und grausamer, je bedrohlicher das Anwachsen der kommunistischen Sektierer unter der Agide des Bauernkriegs gewesen war.

Anfangs Juni bereits erhob sich der Rat von St. Gallen und dekretierte das Verbot der Wiedertaufe. Die Bürger mußten der Obrigkeit unbedingten Gehorsam schwören, wer den Eid weigerte, hatte das Gebiet der Stadt zu verlassen. Im Juli wurde Manz von dem Rat zu Chur verhaftet und an Zürich ausgeliefert. Im August ward der Rat von Schaffhausen der Wiedertäufer Herr. Der Oktober sah die Verhaftung Grebels und Blaurocks, die auf Züricher Gebiet, im Grüningischen, agitierten. Im November belegte Bern die Täuferei mit der Strafe der Landesverweisung. Im Dezember endlich fiel Waldshut, die Burg der Wieder-

täufer, ohne Schwertstreich in die Hände der österreichischen Regierung. Hubmeier, dem jeder andere Ausweg verlegt war, floh nach Zürich, wo er ergriffen und gefangen gesetzt wurde.

Das Jahr, dessen erste Hälfte so voll glänzender Erfolge gewesen war, endete mit völliger Niederschlagung und Zersprengung der Täufer in der ganzen Eidgenossenschaft.

Die meisten flohen nach Deutschland, so Reublin, Hätzer, Blaurock (dieser erst 1527). Andere krochen zu Kreuze und widerriefen ihre Irrtümer; der bekannteste unter ihnen war Hubmeier. Nach seiner Gefangennahme in Zürich zwang man ihn, mit Zwingli zu disputieren, den Gefangenen mit seinem Kerkermeister, der jeden Tag das Schlimmste über ihn verhängen konnte! Hubmeier war nicht der Mann, die ekelhafte Komödie würdevoll zu gestalten. Um sich zu retten, verleugnete er seine Grundsätze und sprach bei der Disputation zuerst schwankend und schmeichelnd, und als das seinen Gegnern nicht genügte, erklärte er sich zum Widerruf seiner „Irrtümer" bereit.

Nachdem er diesen geleistet und geschworen, das Züricher Gebiet nie wieder zu betreten, wurde er gnädigst entlassen (April 1526).

„Aber," jammert Bullinger, „wiewohl dieser Handel Doktor Balthasars viele einfache, verirrte Leute vernünftig und rechtsinnig machte, waren doch der halsstarrigen Täufer noch viele, die dadurch, auch durch andere Dinge nicht zur Besserung bewegt wurden."*

Ihnen rückte die Obrigkeit mit schweren, sich steigernden Strafen zu Leibe. Schon am 7. März 1526 hatte der Rat von Zürich bestimmt, es sollten alle, die halsstarrig zur Sache der Täufer hielten, „bei Wasser und Brot auf Stroh in den neuen Turm gelegt werden". Dort sollte man sie „ersterben und faulen lassen", auch die Frauen und Mädchen. Aber auch jeden, der einen Täufer beherbergte, ihm Speise

* Der Widertäuffer Ursprung, S. 13.

und Trank reichte, bedrohte strenge Strafe. Endlich wurde über Rückfällige die Todesstrafe verhängt. Als erster erlitt sie Felix Manz, am 5. Januar 1527. Er wurde ertränkt, sein Vermögen konfisziert.

Wohl gelang es durch diese Verfolgungen nicht, die Wiedertäuferei in der Schweiz zu vernichten, wie ja keine der kommunistischen Sekten bisher mit Gewalt völlig ausgerottet werden konnte. Aber die Gunst der Verhältnisse stand nicht mehr auf ihrer Seite, und so war die kommunistische Bewegung in der Eidgenossenschaft bald nach der Niederschlagung der deutschen Bauern auf dasselbe Niveau zurückgedrängt, auf dem sie vor dem Beginn der Reformation gestanden, auf das Niveau einer für die herrschenden Klassen ungefährlichen, für die daran Beteiligten aber höchst gefahrvollen Geheimbündelei, deren Existenz nur noch in zeitweiligen Prozessen und Hinrichtungen an den Tag trat.

Für die Öffentlichkeit verschwand sie.

Aber gerade zu der Zeit, als der Niedergang des Täufertums in der Schweiz anhub, begann sein Aufsteigen in Deutschland.

4. Die Wiedertäufer in Süddeutschland.

Man sollte erwarten, daß die Niederwerfung der bäuerlichen Erhebung, die eine so gewaltige Reaktion gegen die Täufer im Nachbarland hervorrief, um so mehr jedes Aufkommen derselben in Deutschland selbst unmöglich machen mußte. Aber diese Erwägung, die den Verhältnissen eines modernen, zentralisierten Staates entsprechen würde, rechnet nicht mit dem feudalen Partikularismus, der gerade im Reiche damals noch so stark war. Erschwerte dieser Partikularismus die Zusammenfassung aller revolutionären (oder rebellischen) Kräfte zu einer einheitlichen Bewegung, so milderte er auch die Wucht des Rückschlags, der nicht alle diese Kräfte auf einmal und in gleichem Maße traf.

An eine bäuerliche Bewegung war nach dem Bauernkrieg freilich nicht mehr zu denken. Mit den Bauern war auch die Mehrheit der kleineren Städte niedergeschlagen worden, die sich ihnen angeschlossen hatten. Dagegen hatte die Mehrheit der größeren freien Reichsstädte der bäuerlichen Erhebung gegenüber ebenso kühl gegenübergestanden, wie der ihr vorhergegangenen Erhebung des niederen Adels unter Sickingen. Nicht nur das Großbürgertum, die Patrizier, standen den Bauern feindlich gegenüber, auch das mittlere und kleinere Bürgertum, die städtische Demokratie der Zunft, hegte für die ländliche Bevölkerung nur laue Sympathien, die von offener Abneigung oft nicht weit waren.

Aber hatte die großstädtische Demokratie es im allgemeinen versäumt, durch ihre Kraft die Erhebung der bäuerlichen und kleinstädtischen Demokratie zu verstärken, so wurde sie dafür auch nicht, wenigstens nicht direkt, von deren Niederlage betroffen. Die Demokratie in den meisten freien Reichsstädten Süddeutschlands stand nach dem Bauernkrieg noch ungebrochen da. Und gerade damals erhielten die Kämpfe zwischen ihr und der städtischen Aristokratie einerseits, die zwischen der Gesamtheit der städtischen Bevölkerung und dem nach der Beherrschung und Ausbeutung der Städte trachtenden Fürstentum andererseits, Kämpfe, die ja in jenen Jahrhunderten nie ganz aufhörten, einen akuten Charakter.

Die Masse der Bevölkerung in den Reichsstädten hatte die Erhebung Luthers gegen den Papst freudig begrüßt und unterstützt. Diese freudige Unterstützung erlahmte jedoch in dem Maße, als Luther der Demokratie gegenüber lauer wurde.

Um dieselbe Zeit, als Luther anfing, sich von der Demokratie abzuwenden, erstand in Zürich eine Form kirchlicher Reformation, die den Interessen der städtischen zünftigen Demokratie völlig angepaßt war. Sie erregte bald die Aufmerksamkeit der süddeutschen Reichsstädte und gewann dort an Boden, zunächst ohne sich feindselig zum Lutheranis-

mus zu stellen. Dagegen mußten die beiden Richtungen sofort in Gegensatz zueinander treten, sobald Luther und seine Leute sich entschieden gegen die Demokratie erklärten. Und so bedeutet gerade die Zeit des Bauernkriegs auch die Zeit, in der der große Kampf zwischen Luther und Zwingli seinen Anfang nimmt; anscheinend ein Kampf um ein Wort, ein Kampf darum, ob Christus sprach: „Das (Brot) ist mein Leib", oder „Das bedeutet meinen Leib", in Wirklichkeit ein Kampf zwischen bürgerlich-demokratischer und fürstlicher Reformation, gefochten mit theologischen Argumenten, aber um sehr reale Objekte.

Ganz Deutschland erfüllte dieser Kampf seit 1525; am lebhaftesten wurde er geführt in den süddeutschen Reichsstädten, in Straßburg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Augsburg usw. Wie schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten, war auch jetzt der lachende Dritte die kommunistische Bewegung. Wie ehedem der Kampf gegen den römischen Papst, so war es nun der Kampf gegen den Papst von Wittenberg, der den Kommunisten Luft und Licht zu freier Entwicklung schaffte. Gegen die Lutheraner konnten die süddeutschen Zwinglianer die Wiedertäufer benutzen, darum duldeten sie sie in den ersten Jahren nach 1525, wie ja auch Zwingli selbst, der sie jetzt verfolgte, kürzlich noch sie begünstigt hatte.

Süddeutschland wurde die Zuflucht der politischen Flüchtlinge aus der freien Republik. Zahlreich kamen sie und rasch gewannen sie noch zahlreicheren Anhang. Ihre friedfertige Gesinnung, die den gewaltsamen Aufstand verpönte, entsprach gerade der allgemeinen Stimmung der unteren Klassen nach der Niederschlagung des Bauernaufstandes. Auch ehemalige Anhänger Münzers wandten sich ihnen jetzt zu. So der Buchkrämer Hans Hut, dessen wir oben bereits gedacht haben; so Melchior Rinck, zuerst Schulmeister zu Hersfeld, dann Pfarrer zu Eckartshausen im Amt Eisenach, der bei Frankenhausen mitgefochten hatte, aber,

glücklicher als Münzer, mit dem Leben davongekommen war. Jetzt schloß er sich den Täufern an.

So rasch erfolgte nun das Anwachsen der Wiedertäuferei in Deutschland, daß man dort vielfach der Ansicht war, sie sei überhaupt erst während oder nach dem Bauernkrieg entstanden. Die Täufer selbst förderten diese Ansicht, da sie dadurch die Beschuldigung zu widerlegen hofften, als hätten sie den Bauernaufstand angezettelt, wie ihre Gegner gern behaupteten. Sie konnten sich darauf berufen, daß die Annahme der Wiedertaufe als Symbol der Brüder, ihre ausgesprochene Loslösung von der Zwinglianischen Kirche und ihre Konstituierung als besondere religiöse Gemeinschaft erst in den Beginn des Jahres 1525 fiel.

Sebastian Franck akzeptiert diese Darstellung der Täufer, wie er denn aufs eifrigste bemüht ist, nachzuweisen, daß sie gar nicht aufrührerisch gesinnt seien.

Jedenfalls kommt seine Anschauung der Wahrheit näher als die andere, noch allgemeiner verbreitete, der auch Bullinger huldigte, als sei Münzer der Begründer der Täufersekte gewesen. Allerdings hatte Bullinger die Anfänge der Wiedertaufe in Zürich selbst gesehen, aber dem Züricher Pfarrer mußte es erwünscht sein, den Ursprung der unbequemen Sekte von der Heimat des Zwinglianismus abzuwälzen und der Heimat des Luthertums aufzuhalsen.

Zum Jahre 1526 bemerkt Franck in seiner Chronik: „Gleich in und nach dem Aufruhr der Bauern entstand aus dem Buchstaben der Schrift eine neue Sekte und besondere Kirche, die nannten etliche Wiedertäufer, etliche Täufer. Die fingen an, mit einer besondern Taufe sich von den andern zu unterscheiden und alle andern Gemeinden als unchristlich zu verachten. — Deren Vorsteher und Bischöfe waren namentlich Balthasar Hubmeier, Melchior Rinck, Johannes Hut, Johannes Denck, Ludwig Hätzer. Deren Lauf ging so schnell, daß ihre Lehre bald das ganze Land durchkroch und sie bald einen großen Anhang erlangten, viel Tausend

tauften und auch viel guter Herzen . . . zu ihnen zogen. Denn sie lehrten im Schein nichts, denn Liebe, Glauben und Kreuz, erzeigten sich in vielen Leiden geduldig, demütig, brachen das Brot miteinander zum Zeichen der Einigkeit und Liebe, halfen einander treulich mit Vorsatz, Leihn, Borgen, Schenken und lehrten alle Dinge gemein haben, hießen einander Brüder. Wer aber ihrer Sekte nicht war, den grüßten sie kaum, boten auch dem keine Hand; hielten sich auch zusammen und nahmen so jählings zu, daß die Welt sich eines Aufruhrs von ihnen besorgte, dessen sie doch, wie ich höre, allenthalben unschuldig befunden worden sind."*

Die Sekte erschien um so gefährlicher, als sie ihre Verbreitung in den großen Städten fand. Bezeichnend dafür ist ein Brief, den Dr. Eck an den Herzog Georg von Sachsen am 26. November 1527 über die Wiedertäufer schrieb. Da heißt es unter anderem: „Denn gar besorgniserregend ist diese Sekte, und wie gnädiger Herr und seine fürstlichen Räte erwägen, mehr Schadens da zu fürchten, denn bei dem jüngsten bäurischen Aufruhr: denn diese Sekte wurzelt in den Städten. Wenn nun der Aufruhr anginge, würden die in den Städten sich erheben, da würden sie Geschütze, Pulver und Harnische, auch kriegsgeübte Knechte haben, und es würde ihnen das Bauernvolk auf dem Land zufallen, und es würde alles über sich gehn wider die Geistlichkeit, Fürsten und Adel. Darum die Fürsten und der Adel wohl aufsehn müssen."**

Die Hauptsitze der süddeutschen Täuferei wurden Augsburg und Straßburg, zwei Weberstädte, in denen schon das Beghardentum sehr stark gewesen.

Bezüglich der letzteren Stadt erinnern wir an Friedrich Reiser, den Waldenser, dem der Kongreß von Tabor den

* Seb. Franck, Chronik, S. 444.

** Abgedruckt bei Seidemann, Th. Münzer, S. 150, 151.

Sitz in Straßburg anwies, das „zweifellos seit Jahrhunderten der Vorort der deutschen Gemeinden gewesen ist". (Keller.)

Wie stark die kommunistische Sektiererei zeitweise in Augsburg gewesen, zeigt die Tatsache, daß dort 1393 auf einmal nicht weniger als 280 waldensische Ketzer, meist Weber und Holzarbeiter, prozessiert wurden.*

Ein anderer Mittelpunkt dieser Sektiererei war Nürnberg. Wir wissen, daß Münzer dort zahlreiche Gesinnungsgenossen fand. Aber in Nürnberg war das Patriziat zu mächtig, als daß eine populäre Bewegung hätte aufkommen können.

Zu Ende des Jahres 1524, vielleicht unmittelbar nach Münzers Anwesenheit, wurden in Nürnberg eine Reihe von „Ketzern" verhaftet, darunter Dürers Schüler Jörg Penz, die Brüder Hans Sebald und Barthel Behaim, Ludwig Krug und Sebald Baumhauer, sowie endlich der uns schon von Basel her bekannte Hans Denck, der 1523 Rektor an der Sebaldusschule geworden war auf die Empfehlung des Ökolampadius hin, des Biedermanns, der es später für nötig fand, sich deswegen bei Pirkheimer weiß zu waschen.

Den Gefangenen wurde der Prozeß gemacht. Keller hat die Prozeßakten studiert, die im Kreisarchiv zu Nürnberg liegen. Er bemerkt, es ergebe sich aus ihnen „die Tatsache, daß wir in den Gefangenen die Glieder einer Brüdergemeinde vor uns haben, die unter dem Schleier des Geheimnisses seit langer Zeit bestand und die auswärts, zum Beispiel in Erlangen, Beziehungen besaß".**

Die Hauptangeschuldigten wurden ausgewiesen, darunter auch Denck. Er ging in die Schweiz, wo damals die Sache der Brüder im Aufschwung begriffen war. Zu Anfang des Jahres 1525 finden wir ihn in St. Gallen als Korrektor

---

* Bender, Geschichte der Waldenser, S. 70.

** Keller, Die Reformation, S. 422, 423.

in einer Druckerei. Aber der Herbst dieses Jahres sah ihn schon wieder in Deutschland, in Augsburg. Dort begann der Gegensatz zwischen Lutherтum und Zwinglianismus am schroffsten zutage zu treten, dort tobte in jenen Jahren der Kampf zwischen beiden Richtungen am mächtigsten, dort fanden die Täufer die für sie günstigsten Bedingungen vor.

Schnell wuchs die Gemeinde, um 1527 soll sie nach Urbanus Rhegius bereits 1100 Köpfe stark gewesen sein. Man schrieb das im wesentlichen der Wirksamkeit Denks zu, „der mit seinen Landfahrern", den wandernden Agitatoren, „bei uns auch seinen neuen Taufordn hat wollen aufrichten, sich zuerst in die Winkel gesteckt und heimlich sein Gift ausgegossen hat", wie ein gegen ihn gerichtetes Pamphlet des Urbanus Rhegius klagt.*

Denck wurde durch die Verhältnisse in Augsburg sehr begünstigt. Immerhin dürfen wir seinem Eifer und seiner hohen Intelligenz ein gut Teil der Erfolge zuschreiben, die er erzielte. Neben Hubmeier trat er in die erste Linie unter den Vorkämpfern der Brüder. Peter Gynoräus, der 1526 zu Augsburg lebte, spricht von ihm als von dem „Haupt der Wiedergetauften". Bucer nennt ihn „Papst", Haller in einem Briefe an Zwingli vom 2. Dezember 1527 den „Apollo der Wiedertäufer".

Ein bedeutender Gelehrter und Philosoph, wirkte Denck vor allem dahin, die Lehren des Täufertums ihres materiellen, „fleischlichen" Inhalts zu entkleiden und zu „vergeistigen". Er wurde einer der Hauptvertreter der milderen, wenn man will praktischeren, versöhnlicheren Richtung unter den Wieder-

* „Wider den newen Tauforden. Notwendige Warnung an alle christglaubigen durch die Diener des Euangelii zu Augspurg", 1527. Diese Schrift bringt keine nennenswerten Aufschlüsse über das Täufertum. Am meisten scheint die frommen „Diener des Euangelii" der wiedertäuferische Satz geärgert zu haben, es sei „niemand ein rechter Prediger, er sei denn ein Landfahrer und bleib nit an einem Ort". Das war seit den Waldensern traditionelle Vorschrift der kommunistischen Sekten.

täufern, die neben der ursprünglichen strengen Richtung aufkam und nicht nur die strikte Durchführung der Gütergemeinschaft, sondern auch die vollständige Passivität dem Staate gegenüber sehr lästig fand. In Deutschland gelangte allerdings der Gegensatz zwischen den beiden Richtungen nicht zur vollen Entfaltung; dazu kam es erst in Mähren, wo die Gemeinde mehr Ellenbogenraum fand und sich eher den Luxus innerer Streitigkeiten gestatten konnte. Aber die Ansätze zur Bildung der neueren, praktischeren Richtung im Gegensatz zur alten, zürcherischen traten schon in Deutschland hervor, namentlich in Augsburg, wo die Gemeinde so sehr gedieh und wo auch Mitglieder der höheren Klassen ihr angehörten, darunter Eitelhans Langenmantel, „ein Bürger des fürnehmsten Geschlechts zu Augsburg", der „reichlich begabt war in der Schrift und Göttlicher Erkenntnus, wie seine Büchlein, in Druck ausgangen, nachweisen". (Chronikl bei Beck, Geschichtsbücher, S. 36.) Er starb 1529 für seine Sache den Märtyrertod.

Wie bei den böhmischen Brüdern sind es auch hier zumeist die Gebildeten, die auf seiten der milderen Richtung stehen; neben Denck besonders Hubmeier, der zwar zu Zürich der Sache der Wiedertäufer untreu geworden war, sich ihr aber sofort wieder angeschlossen hatte, sobald er die Züricher Mauern hinter sich wußte.

Indes gab es Gebildete auch auf der anderen Seite. Der ebengenannte Eitelhans Langenmantel zum Beispiel ist für den strengeren Kommunismus eingetreten, wenn die ihm zugeschriebene „kurze Rede von der wahren Gemeinschaft" wirklich von ihm herrührt. Er wendet sich gegen die Ansicht derer, die da sagen: „Es sei nicht ein Gebot, daß man die Güter in gemein haben sollt', so es aber in Lieb und frommem Willen geschehe, sei es wohl recht. Sonst aber mag ein jeder es ins Gemeine geben oder behalten, er wird doch von der rechten Gemeinschaft Christi nicht ausgeschlossen sein." Dagegen erklärt Langenmantel: „Das höchste Gebot

Gottes ist die Liebe. Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst. In der Gemeinschaft der zeitlichen Güter wird diese Liebe erkannt. Niemand soll sagen: Mein, mein. Es ist auch des Bruders. Wer wird wohl seinem Bruder die höheren, geistigen, zukünftigen Güter geben, wenn er sich bei den zeitlichen weigert? Nur wer die Gemeinschaft hält, ist in Christo, wer sie nicht hält, außer ihm und seiner Gemeinschaft.... Wollte aber jemand sagen, weil man dann alle Dinge gemein haben soll, so muß man auch die Weiber gemein haben: so sag' ich nicht also, sondern was Gott zusammengeordnet hat, soll der Mensch nicht ändern. Dies aber ist die rechte Gemeinschaft, daß keinem abgeschlagen werde, was ihm not: ein Weib für sich zu nehmen allein, es geschehe in dem Herrn. So soll auch in zeitlichen Gütern einem jeden zugeteilt werden, was ihm not tut. Solche Gemeinschaft, wo der eine reich ist und viele Güter hat, der andere arm ist und Mangel leidet, gehört nicht Christo zu." *

Der entschiedenste Vertreter der strengen Richtung dagegen wurde der Buchbinder und Kolporteur („Buchführer") Hans Hut, der, wie wir gesehen, durch die Münzersche Schule gegangen war, und der beschuldigt wurde, einer der Anhänger der Weibergemeinschaft zu sein.

Bereits auf dem zweiten Augsburger Kongreß der Brüder stießen Denck und Hut aufeinander.

So wichtig war Augsburg, daß dort die ersten zwei Kongresse (Synoden) der Täufer stattfanden. Der erste im Frühjahr 1526. Es nahmen an ihm teil Hans Denck, Hans Hut, Ludwig Hätzer, Jakob Groß aus Waldshut, Kaspar Färber aus dem Inntal und Balthasar Hubmeier. Diese Synode sanktionierte die Einführung der Spättaufe nach Deutschland, die bis dahin nur in der Schweiz geübt worden war.

---

* Zitiert bei Loserth, Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Wien 1894, S. 99, 100.

Wichtiger war die zweite Synode, im August 1527, der bereits mehr als 60 Abgeordnete beiwohnten. Ihre Hauptaufgabe war die Organisierung der Agitation, die Entsendung von „Aposteln“ in die verschiedensten Gebiete, vielleicht auch die Feststellung des Programms, des „Bekenntnisses“.

„Über die Beschlüsse dieser Versammlung,“ sagt Keller, dem wir in bezug auf diese zwei Kongresse folgen, „fehlen uns leider die Protokolle. Indes steht wenigstens so viel fest, daß die Abgeordneten nach längeren Debatten, bei welchen sich eine Differenz zwischen Denck und Hut herausstellte, schließlich in voller Einmütigkeit ihre Beschlüsse faßten, und daß Dencks Ideen es waren, welche den Sieg davontrugen.“ *

Neben Delegierten aus dem jetzigen Gebiet Süddeutschlands und der Schweiz treffen wir auf diesen Kongressen auch solche aus Österreich. Auch dort war die Wiedertäuferei eingedrungen. Zunächst in dem an die Schweiz grenzenden Tirol und den benachbarten Alpenländern.

Tirol spielte damals ökonomisch und politisch eine viel bedeutendere Rolle als heute. Außer in Sachsen und Böhmen war der Bergbau nirgends so hoch entwickelt wie in Tirol und den östlich angrenzenden Gebieten. Nicht nur reiche Eisen- und Kupfererze sowie mächtige Salzlager fanden sich dort, sondern auch zahlreiche Adern von Gold und Silber. Wie in den erstgenannten Ländern, mußte auch in Tirol der „Bergsegen“ zur Verschärfung der sozialen Gegensätze beitragen. Indes geschah dies in den Alpenländern in geringerem Grade als in Sachsen. Die Hauptursache davon bildete wohl die Unwegsamkeit des Landes, die Abgeschlossenheit und Unfruchtbarkeit der einzelnen Täler. Die Bewohner der Seitentäler blieben unberührt von den Einflüssen der wenigen Handelsstraßen, welche die hohen Alpenpässe über-

* Die Reformation, S. 429.

schritten. Ihre Bedürfnisse blieben die alten, und die Art und Weise, sie zu befriedigen, änderte sich nicht. Kein Gewinn lockte den Kaufmann in die unwegsamen Wildnisse, der Bauer erzeugte keinen Überschuß, den er austauschen konnte.

Die Reichtümer, welche die Bergleute, namentlich die in den Gold- und Silbergruben, erzeugten, dienten nur teilweise zur Förderung der Warenproduktion im eigenen Lande. Die Hauptgewerken der Tiroler Bergwerke waren Nichttiroler, darunter die wichtigsten die Augsburger Fugger und Höchstetter. Aber selbst Spanier beuteten Tiroler Bergwerke aus. Und auch was den Landesherren zufiel, den Habsburgern, blieb nicht im Lande, sondern wurde in der Welt zerstreut zur Förderung ihrer Weltpolitik; es wanderte in die Taschen von Söldnern aus der Schweiz, aus den Niederlanden, aus Spanien; in die Taschen von Staatsmännern, die an den verschiedenen Höfen zu bestechen waren, und in die Taschen deutscher Kurfürsten und ihrer Beamten.

Wir finden daher in Tirol neben ökonomisch hoch entwickelten Gegenden auch sehr rückständige. Die alte Markverfassung besaß im allgemeinen noch große Kraft, und die Ausbeutung der Bauern war, wenigstens nördlich vom Brenner, gering. Die Zuspitzung der Klassengegensätze, die der Bergsegen mit sich brachte, erstreckte sich fast nur auf die Städte und Bergwerksorte und deren nächste Umgebung.

Als die Wogen des Bauernkriegs 1525 auch in die Tiroler und Salzburger Alpen hineinschlugen und deren Bevölkerung in Bewegung setzten, da waren es nicht die Bauern, sondern die Bergknappen, die an der Spitze der Erhebungen standen.*

---

* Dies ist ausführlich dargetan in meiner schon erwähnten Abhandlung „Die Bergarbeiter und der Bauernkrieg", Neue Zeit 1889, S. 508 ff.

Da zeigte sich's, welche militärische Kraft die Bergarbeiter besaßen und wie gefährlich der Aufstand in Thüringen hätte werden können, wenn die dortigen Bergarbeiter sich ihm energisch angeschlossen hätten. Die Aufstände in Nordtirol und im Salzburgischen waren 1525 die einzigen, die nicht mit der Gewalt der Waffen niedergeschlagen wurden. Man wurde ihrer Herr durch „geistige Mittel", das heißt durch erlogene Versprechungen und durch Ausnützung des bornierten Partikularismus, den die Tiroler und Salzburger Bergknappen ebensogut betätigten wie die Mansfelder. Man beruhigte einzelne der gefährlichsten Erhebungen durch Abstellung einiger allzu schreienden Mißstände, gewann dadurch freie Hand gegenüber anderen Insurgenten, und nachdem man diese niedergeschlagen und Zeit gehabt, Truppen zusammenzuziehen, konnte man auch den militärisch unbesiegt gebliebenen Distrikten den Herrn zeigen. Diese gewannen nichts durch ihren Verrat an der allgemeinen Sache, die allgemeine Niederdrückung der arbeitenden Klassen nach 1525 traf schließlich auch sie.

Besiegt und bedrückt, ohne militärisch überwunden zu sein, waren die unteren Klassen Tirols nach dem Bauernkrieg ebenso unzufrieden und mißgestimmt wie die des südlichen Deutschland, aber doch nicht so entmutigt.

In dieser Stimmung fanden sie die Prediger der Wiedertäufer, die aus der Schweiz und Bayern nach Tirol kamen. Bald zeigte sich's, welch fruchtbaren Boden dies Land der neuen Lehre biete.

Vornehmlich waren es die Bergwerksorte, in denen das Täufertum um sich griff. Schon vor dem Bauernkrieg hatten sie die lutherische Lehre gern angenommen, die in den Ländern der katholischen Habsburger einen rein oppositionellen, entschieden fürstenfeindlichen Charakter trug. „Außer den Geistlichen nahmen sich auch Laien, und zwar Erzknappen, Gerichtschreiber, Studenten und andere heraus, das neue Evangelium zu predigen. . . . Von allen Seiten loderte die Be-

geisterung für die neue Lehre empor. Hauptherd der Widersacher des alten Kirchentums war die Bruderschaft zu Schwaz mit ihren zahlreichen Knappen."*

Das Jahr 1525 inaugurierte die Abwendung der demokratischen Elemente in Tirol von der Lehre Luthers, der sich als Feind der Demokratie entpuppt hatte. Rasch wandten sie sich den Täufern zu, sobald sie mit deren Lehren bekannt wurden.

Bereits 1526 wird von einigen „Brüdern" im Inntal berichtet, darunter der Bergrichter Pilgram Marbeck aus dem Bergort Rattenberg. 1527 werden auch schon andere Bergorte als Sitze der Wiedertäuferei genannt, so Schwaz, Kitzbichel, Sterzing, Klausen usw., und die „Bergwerksverwandten" werden als diejenigen genannt, bei denen sich die Sekte am meisten einwurzelt.** Daneben ist uns die Anzahl der Weber unter den Tiroler Täufern aufgefallen. Aber auch an Mitgliedern aus anderen Schichten der arbeitenden Klassen war kein Mangel; selbst einzelne Adlige schlossen sich der Sekte an.

Wie in den süddeutschen Städten, so vermehrte sich auch in Tirol während der ersten Jahre nach dem Bauernkrieg die Zahl der Täufer ungemein rasch.

Aber die Zeit der ungehinderten Ausbreitung dauerte in allen diesen Gebieten gar kurz. Kaum hatten sie begonnen, einen merklichen Anhang zu gewinnen, da vereinigten sich auch schon städtische und fürstliche Behörden zu ihrer Verfolgung. Wohl führten die Täufer, wie ihre Gegner selbst zugestanden, ein demütiges und friedfertiges Leben und verwarfen jeden Aufruhr. Aber das nützte ihnen nichts. Die Konsequenz ihrer Lehren, erklärte man, sei doch die Revolution. Diese Argumentation finden wir in einer offiziellen

* Loserth, Der Anabaptismus in Tirol von seinen Anfängen bis zum Tode Jakob Hutters, S. 21. Wien 1892.

** Loserth, a. a. O., S. 37 und viele andere Stellen. Vergleiche auch Beck, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer, S. 80, 81.

wider sie gerichteten Schrift, „Ein kurzer Unterricht“,* aus dem Jahre 1528: Allerdings, heißt es da, verlangen die Wiedertäufer Gehorsam gegen die Obrigkeit. Aber daß dies nur Hinterlist, kann man daraus ersehen, „daß sie sich zusammen versprechen und verpflichten, in keiner Widerwärtigkeit voneinander zu weichen, sondern Leib und Leben beieinander zu lassen, das dann so viel mit sich bringt, daß sie solch Versprechen und Pflicht höher achten wie die Pflicht gegen ihre von Gott eingesetzte Obrigkeit“. Die einfältigen Leute verstehen das anfangs nicht, aber der Grund ihrer teuflischen Lehre ist dahin gerichtet, groß und mächtig zu werden. Dann würden sie der Obrigkeit sich widersetzen und ihren Mutwillen treiben. Wer lehrt, daß alles gemein sein soll, „der hat nichts anderes im Sinn, denn die Untertanen wider die von Gott verordnete Obrigkeit und den armen Haufen wider die Habhaften (Besitzenden) zu Unfrieden und Aufruhr zu bewegen“.

Diese Argumentation mußte zu Ende der zwanziger Jahre, wo die Erinnerung an den Bauernkrieg noch so frisch war, bei den Machthabern volles Verständnis finden. Überdies galten, wie wir aus dem Briefe Ecks gesehen haben, die Wiedertäufer als besonders gefährlich, weil sie die Städte bedrohten, und endlich ist nicht zu übersehen, daß sich bei einem großen Teil der Wiedertäufer, namentlich der prole-

* Der volle Titel lautet: „Ein kurzer vnterricht den Pfarherrn vnd Predigern Inn meiner gnedigen Herrn der Marggrafen zu Brandenburg ꝛc. Fürstenthumben und Landen hiendten in Franken vnd auf dem Gebirg verordnet, wes sie das volck wider etliche verfürische lere der widertauffer an den Feyertägen auff der Cantzel zum getreulichsten und besten aus Götlicher schrifft vermanen und vnterrichten sollen.“ In der Einleitung heißt es, die Markgrafen von Brandenburg hätten den Befehl erlassen, gegen die Wiedertäufer zu predigen; deshalb sei dies Büchlein geschrieben worden, weil „wir dabei bedacht, daß es vielleicht etlichen unserer Pfarrherrn und Prediger am notdürftigen Verstand und dem Verständnis unseres Befehls ermangeln möchte“. Jedem Pfarrherrn sei ein Exemplar dieser Schrift zu schicken.

tarischen Hutschen Richtung, trotz aller Friedfertigkeit eine stark rebellische Ader nicht verleugnete. Wohl erklärten alle ohne Ausnahme jeden Versuch einer bewaffneten Empörung für wahnsinnig und sündhaft; aber nichtsdestoweniger waren viele davon überzeugt, daß das Ende der herrschenden Gesellschaft nahe, nur glaubten sie nicht mehr an den Erfolg eines inneren Aufstandes, sondern setzten ihre Zuversicht auf einen auswärtigen Krieg.

Woran die Bauern gescheitert, das sollten jetzt die Türken zustande bringen. Hans Hut selbst und ebenso viele seiner Genossen bauten auf den bevorstehenden Einbruch der Türken. Diese werden das Reich zerstören, lehrte Hut. Währenddessen sollten die Genossen sich in den Wäldern verborgen halten, dann aber hervorkommen, sobald die Türken ihre Arbeit getan, und das Werk vollenden. Er gab sogar ein genaues Datum für den Beginn des tausendjährigen Reiches an: Pfingsten 1528.

Ebensowenig wie zu ihrer Zeit die Prophezeiungen Dolcinos, waren die Huts bloße Hirngespinste. Die Türken nahten wirklich. Der Sultan Suleiman kam, allerdings nicht 1528, sondern 1529, und es gelang ihm nur, Ungarn zu erobern, nicht aber nach Deutschland einzudringen. Vor Wien scheiterte er, zur Betrübnis nicht bloß der energischeren Wiedertäufer, sondern auch der energischeren Gegner des Kaisers unter den deutschen Fürsten, vor allem des von patriotischen Geschichtschreibern so verherrlichten Landgrafen Philipp von Hessen.

Die Kommunisten waren also nicht die einzigen „Landesverräter".

Diese türkischen Sympathien eines Teiles der Wiedertäufer verbesserten jedenfalls nicht die Stimmung zu ihren Gunsten, namentlich nicht in den kaiserlichen Ländern.

Am 18. April 1528 wurden den Landesgerichten und Städten Niederösterreichs von der Regierung folgende Kennzeichen der Brüder mitgeteilt:

„1. Wenn ein Wiedertäufer einem anderen begegnet, greift er an den Hut und spricht: Gott grüß' dich, Bruder im Herrn, und dieser antwortet: Gott dank' dir im Herrn.

„2. Ist ihre Meinung und Vorhaben, daß keine Obrigkeit außer Gott soll geduldet werden und alle Güter unter ihnen gemein seien.

„3. Wenn die Türken ins Land kommen, wollen die Wiedertäufer sich ihnen anschließen, ihren Obrigkeiten nicht helfen, auch alle, so nicht ihres Glaubens seien, totschlagen, den Kaiser nicht ausgenommen." (Loserth, Hubmeier, S. 190.)

Indes darf man der Furcht vor dem Zusammenwirken der Täufer mit den Türken keinen allzu großen Einfluß auf die Verfolgung der ersteren zuschreiben. Es war nur eine Minorität unter ihnen, die auf die Türken ihre Hoffnung setzte, und die Verfolgungen der Wiedertäufer gingen in Orten und zu Zeiten, wo keine Türkenfurcht bestand, ebenso vor sich wie zur Zeit eines drohenden Türkeneinfalls in den östlichen Ländern der Habsburger.

Die Türkenfurcht genügt nicht, die grausame und wütende Verfolgung der Wiedertäufer zu erklären, die sich gegen sie erhob, sobald sie auf die unteren Klassen Einfluß gewonnen hatten. Diese Verfolgung kann nur erklärt werden als Nachwirkung des Bauernkriegs, der in demselben Maße, in dem er den herrschenden Klassen Furcht eingejagt, ihren Blutdurst und ihre Rachsucht erregt hatte. Seitdem sahen sie in jedem, der mit den unteren Klassen sympathisierte, wie demütig und friedfertig er auch sein mochte, einen Todfeind, der nicht erbittert genug bekämpft, nicht grausam genug bestraft werden konnte.

Protestanten und Katholiken wetteiferten in der Verfolgung der Täufer. „Das meiste Blut floß in katholischen Ländern," schreibt Cornelius (Münsterischer Aufruhr, II, 57). „In Deutschland übertrafen in harter und blutiger Verfolgung die protestantischen Stände sogar die katholischen," meint

Beck (Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer, XVIII). In Wirklichkeit hatte keine der beiden Parteien darin etwas vor der anderen voraus.

1526 kamen nur vereinzelte Verfolgungen von Täufern in Süddeutschland vor. Als aber deren Zahl rasch wuchs, da mehrten sich auch die Verfolgungen. Das Jahr 1527 sah schon zahlreiche Hinrichtungen von Brüdern, allgemein aber wurde die Hetzjagd gegen sie im folgenden Jahre, eingeleitet durch ein kaiserliches Mandat vom 4. Januar, das auf die Wiedertaufe den Tod setzte. Dies Mandat wurde vervollständigt durch den Reichstag von Speier, 1529, denselben, auf dem die evangelischen Stände gegen jeden ihnen angetanen Glaubenszwang protestierten, wovon sie den Namen der Protestanten erhielten.

Im § 6 des Reichstagsabschieds von Speier heißt es: „Nachdem auch kürzlich eine neue Sekte der Wiedertaufe entstanden, so in gemeinen Rechten verboten und vor viel hundert Jahren verdammt worden ist, welche Sekte ... je länger, je schwerlicher einbricht und überhand nimmt, hat ihre Majestät, um solch schwerem Übel und was daraus folgen mag, zuvorzukommen und Fried und Einigkeit im heiligen Reich zu erhalten, eine rechtmäßige Konstitution, Satzung und Ordnung aufgerichtet und allenthalben im heiligen Reich zu verkündigen befohlen, also lautend, daß alle und jede Wiedertäufer und Wiedergetaufte, Männer und Weibspersonen verständigen Alters vom natürlichen Leben zum Tode mit Feuer, Schwert oder dergleichen nach Gelegenheit der Personen ohne vorhergehende Inquisition der geistlichen Richter gerichtet oder gebracht werden."

Wie wilde Tiere sollten sie getötet werden, sobald man sie gefangen, ohne Richterspruch, ohne gerichtliche Untersuchung!

Und dieser Reichstagsabschied blieb nicht, wie so viele andere, auf dem Papier. Eher taten die einzelnen Stände bei der Ausführung noch etwas hinzu.

„Etliche hat man," schreibt ein Chronist der Wiedertäufer, „zerreckt und zerstreckt, etliche zu Asche und Pulver verbrannt, etliche an Säulen gebraten, etliche mit glühenden Zangen zerrissen, einige in Häuser versperrt und alles miteinander verbrannt, andere an die Bäume gehenkt, etliche mit dem Schwert hingerichtet, etliche ins Wasser gestoßen. Vielen wurden Knebel ins Maul gelegt, daß sie nicht sollten reden, und sind also zum Tode geführt worden.

„Wie die Schafe und Lämmer führte man sie in Haufen zur Schlacht und Metzg. Die biblischen Bücher hat man an etlichen Orten aufs höchste verboten, an manchen Orten verbrannt. Andere sind in finstern Türmen verhungert oder verfault; gar viele sind, ehe man sie tötete, mit allerlei Plag gepeinigt, etliche, die man zu jung geachtet zum Richten, mit Ruten geschwungen worden. Auch sind viele zu Jahren in Türmen und Gefängnissen gelegen.* Vielen wurden Löcher durch die Backen gebrannt und sie hierauf entlassen. Die übrigen, die dem allen entronnen sind, hat man verjagt von

* Die gefangenen Täufer wurden den sonderbarsten Quälereien unterworfen, die oft eines gewissen grimmigen Humors nicht entbehrten. So berichten zum Beispiel die Geschichtsbücher der Täufer von einem Bruder Libich, der auf einer Agitationsreise 1538 im Inntal verhaftet und in den Turm des Vellenbergs bei Innsbruck gelegt wurde. „Nachdem aber dieses sonderlich ein böser Turm ist, voll Ungeheuer der Geister oder des bösen Feindes, wie man wohl weiß, hat der liebe Bruder darinnen viel versucht werden müssen vom bösen Feind. . . . Er kam zu ihm in Gestalt einer Jungfrau, und wenn er betete, legte er sich ihm etwa dieweil ins Bett, in Weibesgestalt, daß er ihn mit Müh' heraus konnte bringen und davon kugeln." Konnte der Teufel als Jungfrau „nichts ausrichten, fuhr er oben aus zum Turm mit einem so grausamen Gestank, den er hinter sich ließ, daß der Bruder ohnmächtig möcht worden sein." Aber die Kerkermeister waren nicht zufrieden damit, den armen Bruder derlei aufgeregten Phantasien zu überlassen: „Über das alles, damit nur alle Versuchung vollendet und keine unterlassen wurde, so haben die Gottlosen und Kinder des Satans eine Schwester, die auch um des Glaubens willen gefangen lag, Urschel (Ursula) Hellriglin, ein schönes, junges Mensch, zu ihm ins Gefängnis gelegt und dem Libich an sein Fuß gehängt und viel Zeit also bei-

einem Land zum andern, von einem Ort zum andern. Gleichwie die Eulen und Nachtraben, die des Tags nicht wandeln dürfen, mußten sie sich oftmals in Felsen und Steinklüften, in wilden Wäldern, in Gruben und Löchern der Erde aufhalten und verkriechen. Man suchte sie mit Hunden und Schergen, man stellte ihnen nach wie den Vögeln in den Lüften — und das ohne alle Schuld, ohne alle Übeltat, Leuten, die niemandem Leid oder Schaden taten, noch zu tun begehrten."*

Diese Klage ist die prosaische Wiedergabe eines Liedes aus jener Zeit, das Leonhard Schiemer dichtete, ein Franziskaner, der, nachdem er im Kloster nicht gefunden, was er gesucht, sich den Wiedertäufern zugesellte und, trotzdem er ein studierter Mann war, das Schneiderhandwerk erlernte. Er gehörte der strengeren Richtung der Täufer an. Im November 1527 fiel er in Rattenberg (in Tirol) in die Hände der Behörden, am 14. Januar 1528 wurde er enthauptet. Er hat mit seinem Leben die Wahrheit seines Liedes bezeugt, in dem er sang:

Dein heilig Statt hant sie zerstört,
Dein Altar umgegraben,
Dazu auch deine Knecht ermördt,
Wo sie's ergriffen haben.
Nur wir allein,
Dein Häuflein klein,
Sind wenig überblieben,
Mit Schmach und Schand
Durch alle Land
Verjaget und vertrieben.

---

einander gelassen. Was der Teufel und seine Kinder gern gesehen hätten, ist gut zu denken!" Aber es passierte nichts Sündhaftes, so versicherten wenigstens Libich und die Hellriglin. Diese war 1539, siebzehn Jahre alt, verhaftet worden. 1544 wurde sie zur Landesverweisung begnadigt, „um des weiblichen Geschlechts Blödigkeit willen, auch von wegen ihrer Jugend und Fürbitten". Mit ihr wurde Libich freigelassen und verwiesen, weil er sich „bekehrt" hatte. (Beck, Geschichtsbücher, S. 155 ff.)

* Beck, Geschichtsbücher, S. XIX, XX.

Wir sind zerstreut, gleichwie die Schaf,
Die keinen Hirten haben,
Verlassen unser Haus und Hof,
Und sind gleich dem Nachtraben,
Der sich auch oft
Hält in Steinkluft.
In Felsen und in Kluften
Ist unser G'mach.
Man stellt uns nach
Wie Vöglein in der Lufften.

Wir schleichen in den Wäldern um,
Man sucht uns mit den Hunden,
Man führt uns als die Lämmlein stumm
Gefangen und gebunden.
Man zeigt uns an
Vor jedermann,
Als wären wir Aufrührer;
Wir sind geacht,
Wie Schaf zur Schlacht,
Als Ketzer und Verführer.

Viel sind auch in den Banden eng
An ihrem Leib verdorben,
Etliche durch die Marter streng
Umkommen und gestorben.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
Ohn alle Schuld,
Hie ist Geduld
Der Heiligen auf Erden.

Man hat sie an die Bäum gehenkt,
Erwürget und zerhauen,
Heimlich und öffentlich ertränkt
Viel Weiber und Jungfrauen.
Die haben frei,
Ohn alle Scheu,
Der Wahrheit Zeugnuß geben,
Daß Jesus Christ
Die Wahrheit ist,
Der Weg und auch das Leben.

Noch tobt die Welt und ruhet nicht,
Ist gar unsinnig worden.
Viel Lügen sie auf uns erdicht,
Mit Brennen und mit Morden
Tut sie uns bang.
O Herr, wie lang
Willst du dazu doch schweigen?
Richt' den Hochmut,
Der Heiligen Blut
Laß vor dein Thron aufsteigen.

Wie heftig die erste große Verfolgung wütete, kann man daraus ersehen, daß fast alle hervorragenden Täufer in ihr zugrunde gingen, soweit sie nicht durch einen natürlichen Tod dem Henker entzogen wurden, wie Denck, der zu Ende des Jahres 1527 zu Basel von der Pest hinweggerafft wurde, und der kränkliche Konrad Grebel, der im Sommer 1526 in Graubünden starb.

Auf diese Weise kam Zwingli um die Rache an seinem großen Feind, den er einmal den „Koryphäus der Wiedertäufer" genannt. Dafür gelang es ihm, Grebels Vater, der sich mit seinem Sohne versöhnt hatte, am 30. Oktober 1526 hinrichten zu lassen, unter der Anklage, er habe eine französische Pension angenommen. Der alte Grebel beteuerte bis zuletzt seine Unschuld, und Bullinger selbst fand die Hinrichtung nicht gerechtfertigt. (Vergleiche den Artikel „Grebel" von Meyer v. Knonau in der „Allgemeinen deutschen Biographie".)

Der erste Märtyrer der Täufer war, wie schon erwähnt, Felix Manz. Ihm folgte am 21. Mai 1527 der gelehrte Michael Sattler, aus Staufen im Breisgau, ein gewesener Mönch, der sich 1524 den Brüdern angeschlossen hatte. Zu Rottenburg am Neckar wurde er gefangen genommen, „mit glühenden Zangen gerissen und danach verbrennt, standhaftig in Gott". Hans Hut ging in demselben Jahre in Augsburg bei einem Fluchtversuch zugrunde, den er aus dem dortigen Kerker unternahm. 1528 erlitten Brödli und Hubmeier den Märtyrertod, 1529 wurde Langenmantel ge-

richtet, wie wir gesehen, Blaurock ward zu Klausen in Tirol verbrannt, Hätzer zu Konstanz enthauptet. Rinck geriet in die Gewalt des Landgrafen Philipp von Hessen, der es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, friedliche Leute ihres Glaubens willen zu töten, zum großen Ärger Luthers, der ihm mit dem sanften Melanchthon vergeblich zuredete, den Reichstagsabschied von 1529 schonungslos zu vollstrecken. Indessen gewannen die Unglücklichen, die in des Hessen Hände gerieten, nicht viel. Der milde Fürst verurteilte sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft.

Alle zum Tod Geführten starben standhaft und mutig, selbst Hubmeier, dieser allerdings nicht, ohne vorher eine bedenkliche Schwäche an den Tag gelegt zu haben. Im Sommer 1527 war er in Nikolsburg in Mähren ergriffen und nach Wien geschleppt worden auf Befehl Ferdinands, des Bruders des Kaisers Karl. Seit 1521 war Ferdinand Besitzer der habsburgischen Hausmacht in Deutschland, seit 1526 König von Ungarn und Böhmen. Wie 1525 in Zürich, so suchte Hubmeier auch jetzt sich zu retten durch Widerrufung seiner Irrtümer; selbst in bezug auf die Taufe und das Abendmahl erklärte er, sich einem Konzil unterwerfen zu wollen. Gleichzeitig bot er dem Ketzerverfolger Ferdinand seine guten Dienste an. In einer Eingabe an den König, seiner „Rechenschaft", vom 3. Januar 1528, pries er Ferdinands allbekannte Milde und bat, „Eure Majestät wolle mir gefangenem und betrübtem Menschen, der da liegt in großer Krankheit, in Kälte und Trübsal, verzeihen und Gnade und Barmherzigkeit mitteilen; denn mit Gottes Hilfe will ich mich dermaßen führen, schicken und halten, daß Eure Königliche Majestät ein Gefallen daran haben soll. Das Volk will ich mit großem Ernst und hohem Fleiß zu Andacht, Gottesfurcht und Gehorsam weisen, wohin ich immer gebracht würde."*

* Zitiert bei Loserth, Hubmeier, S. 180.

Aber alles Bitten und alle Versprechungen waren vergebens. Hubmeier war als Führer der Waldshuter Opposition ein Rebell gegen das habsburgische Regiment gewesen, und dieses Verbrechen haben die Habsburger nie verziehen.

Als Hubmeier sah, daß sein Schicksal besiegelt sei, ermannte er sich, gestärkt durch sein tapferes Weib Elsbeth, eine Bürgerstochter aus der Reichenau am Bodensee, die er 1524 in Waldshut geheiratet hatte. Sie redete ihm Mut zu, und so starb er denn auch standhaft auf dem Scheiterhaufen (zu Wien, 10. März 1528). Drei Tage später wurde sein braves Weib in der Donau ertränkt.

Eine Schwäche, wie sie Hubmeier an den Tag legte, fand sich nur selten unter den Täufern. Allgemein staunte man über ihre Standhaftigkeit und die Freudigkeit, mit der sie in den Tod gingen. Wie die christlichen Schriftsteller auf das heldenmütige Sterben der Märtyrer des Urchristentums hinweisen, als Beweis für die Heiligkeit und Erhabenheit ihrer Sache, so wiesen auch die Täufer auf ihre Märtyrer hin.

Und wie um die Märtyrer der Urchristen bildete sich auch um die der Täufer ein Legendenkranz, voll von Wundern. Nur eines derselben, das bezeichnend ist, sei hier mitgeteilt. Ein mährisches „Chronikl" berichtet aus dem Jahre 1527, Leonhard Kaiser, „der erstlich ein Pfaff war", sei in Schärding zum Feuertod verurteilt worden. Als er auf einem Karren zur Richtstatt geführt wurde, „da griff er auf dem Weg mit der Hand herab vom Karren und brach ein Blümlein ab, nahm's und sprach zum Richter, der neben ihm ritt: Da brech' ich ein Blümlein ab; wofern das und ich verbrennen, so sei auch das ein Zeichen, daß mit mir recht ist gehandelt worden. Wo aber ich und das Blümlein nicht verbrennen, sondern das Blümlein in meiner Hand unverbrannt bleibt, so gedenkt, was ihr gehandelt habt! — Danach hat man viele Klafter Holz mit ihm verbrannt, aber er ist nicht verbrannt. Demnach hat man noch einmal soviel Holz genommen, aber man konnte ihn nicht verbrennen,

bloß sein Haar verbrannte und die Nägel an den Fingern wurden etwas braun. Das Blümlein hatte er noch so frisch in der Hand, als er es abbrach. Und da man seinen Leib wischte, ging Ruß herab, und er war darunter noch schön weiß." Man wußte sich nicht anders zu helfen, als den feuerfesten Heiligen zu zerstücken und die Stücke in den Inn zu werfen.*

Ergreifender als diese Phantasiestückchen sind die beglaubigten Berichte über Hinrichtungen von Täufern, wie zum Beispiel jener über die eines sechzehnjährigen Mädchens in Salzburg. Sie konnte auf keine Weise zum Widerruf gebracht werden, doch bat jedermann um ihr Leben, „denn alle fühlten, daß sie rein und unschuldig war wie ein Kind. Der Nachrichter nahm sie auf den Arm, trug sie an die Roßtränke, tauchte sie unter das Wasser, bis sie ertrunken war, dann zog er den entseelten Leib wieder hervor und übergab ihn dem Feuer."**

Aber aller Heroismus selbst der Zartesten und Wehrlosesten gegenüber den ausgesuchtesten Bestialitäten rührte nicht die Landesväter und ihre geistlichen und weltlichen Bedienten. Was bei den Märtyrern der ersten Christen als göttlich galt, war bei den Wiedertäufern ein Werk des Teufels.

„Woher," fragt Faber von Heilbronn, „entspringt es, daß die Wiedertäufer also fröhlich und getrost die Pein des Todes leiden? Sie tanzen und springen in das Feuer, sehen das blitzende Schwert mit unerschrockenem Herzen, reden und predigen dem Volk mit lachendem Mund, sie singen Psalmen und andere Lieder, bis ihnen die Seele ausgeht, sterben mit Freuden, als wären sie bei einer fröhlichen Gesellschaft, bleiben stark, getrost und standhaft bis in den Tod." Alles das ist — ein Werk des höllischen Drachens.

---

* Beck, Geschichtsbücher, S. 25, 26.

** Keller, Die Reformation, S. 446.

Auch Luther nannte die Standhaftigkeit der Wiedertäufer höllische Verstocktheit, ein Werk des Satans. „Heilige Märtyrer," sagte er, „wie unser Leonhard Kaiser, sterben mit Demut und großer Sanftmut gegen ihre Feinde; diese (die Wiedertäufer) aber gehen in den Tod, indem sie sich durch den Zorn gegen ihre Feinde in ihrer Hartnäckigkeit bestärken." *

Dem biederen Gottesmann ist da in seiner blinden Wut gegen die Wiedertäufer ein Malheur passiert. Der „heilige Märtyrer", „unser" Leonhard Kaiser, den er ihnen als Muster vorhielt, war nicht, wie er sich einbildete, ein Lutheraner, sondern der Vorsteher der täuferischen Gemeinde in Schärding gewesen, derselbe, der sich, wie wir bereits oben gesehen, der Legende zufolge, im Feuer nicht wie Fleisch und Knochen, sondern wie echter Meerschaum verhielt.

Alle Standhaftigkeit und aller Heldenmut hatten nur ein Ergebnis: die Zahl der Blutzeugen der Wiedertaufe ins Ungeheure zu vermehren. Bereits um 1530 zählte man ihrer (nach Sebastian Franck) an 2000.

Man sagt gern: Ideen können nicht mit Gewalt unterdrückt werden. Für diesen Ausspruch gibt es zahlreiche Belege, und er klingt sehr tröstlich für alle Verfolgten. Aber so unbedingt, wie er hingestellt wird, ist er nicht richtig. Freilich, eine Idee selbst kann man mit Gewalt nicht töten; aber eine Idee ist auch für sich allein nur ein Schatten ohne Kraft und ohne Wirkung. Welche Kraft ein gesellschaftliches Ideal erlangt — und nur um diese Art von Ideen handelt es sich hier —, das hängt von den Individuen ab, die es erfassen, von ihrer Kraft in der Gesellschaft. Ist es möglich, eine Klasse niederzuschlagen, die ein bestimmtes Ideal hegt, dann schlägt man damit auch dieses nieder.

* Zitiert bei Cornelius, Münsterischer Aufruhr, II, S. 55.

Das sechzehnte Jahrhundert gehörte dem staatlichen Absolutismus. Auch in den wenigen freien Städten wurde die Macht der Staatsgewalt über die unteren Klassen immer mehr eine unbeschränkte. Die Magistrate, die Stadträte der Reichsstädte wurden seit dem sechzehnten Jahrhundert immer unabhängiger von der Bürgerschaft, gebärdeten sich immer mehr als „Landesherrn". 1602 stellte der Rat von Hamburg der Bürgerschaft gegenüber die Behauptung auf: „Auch wenn eine Obrigkeit gottlos, tyrannisch und geizig wäre, so gebührte es dennoch den Untertanen nicht, daß sie sich dagegen auflehnten und widersetzten, sondern sie sollten dasselbe vielmehr als eine Strafe des Allmächtigen, welche die Untertanen mit ihrer Sünde verwirkt, erkennen" usw. (Maurer, Städteverfassung, IV., S. 186.) Schärfer konnte ein Fürst jener Zeit auch nicht sein unbeschränktes Gottesgnadentum betonen. Man kann also von einem städtischen Absolutismus wohl ebensogut reden, wie von einem fürstlichen. War der Absolutismus mit der ritterlichen und bäuerlich-kleinbürgerlichen Opposition fertig geworden, so erdrückte er spielend leicht die kommunistischen Regungen einiger Proletarier und machtlosen bürgerlichen Ideologen. Ebenso schnell, wie er gekommen war, verschwand der Anabaptismus in Süddeutschland; die Katastrophe von Münster (1535), auf die wir in einem anderen Zusammenhang zurückkommen, führte zu seiner Hinausfegung aus ganz Deutschland, bis auf wenige kraftlose Reste einiger Geheimbünde, die hie und da noch einige Zeit ein trauriges Dasein fristeten.

Die blutige Verfolgung war eine der Ursachen, und zwar die wichtigste, des raschen Verschwindens der Täufer in Deutschland; aber nicht wenig trug dazu auch der Umstand bei, daß gerade um die Zeit, als die Verfolgung begann, die Täufer außerhalb Deutschlands eine Freistatt fanden, wohin sie nun zahlreich strömten. Diese Freistatt, das Amerika des sechzehnten Jahrhunderts, war Mähren.

5. Die Wiedertäufer in Mähren.

Mähren bot für die Entwicklung des Täufertums sehr günstige Bedingungen. Mit Böhmen unter den gleichen Herrschern stehend, hatte die Markgrafschaft dessen Geschicke während und nach den Hussitenkriegen geteilt. Die Kämpfe, die im ersten Jahrzehnt der Reformation Deutschland zerrissen, waren in den Ländern der böhmischen Krone längst ausgekämpft worden. Sie hatten mit einem Kompromiß zwischen dem alten und dem neuen Glauben geendet, der zu der Gewohnheit religiöser Toleranz führte. Und neben Katholiken und Utraquisten war die Sekte der böhmischen Brüder entstanden, ohne die geringste Gefährdung von Staat und Gesellschaft und zum größten ökonomischen Nutzen der Herren, in deren Gebieten sie wohnten.

Um geduldet zu werden, brauchte eine neue Sekte in Böhmen und Mähren nicht den Schutz der Staatsgewalt zu gewinnen. Der Landesfürst war dort seit den Hussitenkriegen machtlos. Der hohe Adel erfreute sich fast völliger Unabhängigkeit. Hatte eine Sekte die Gunst eines der Barone gewonnen, dann durfte sie sich ruhig auf seinem Gebiete ansiedeln, mochte der Landesfürst darüber denken wie er wollte. Das änderte sich nicht, als Böhmen und Mähren 1526 den katholischen Habsburgern zufielen.

Die Wiedertäufer standen den böhmischen Brüdern sehr nahe, die in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts noch eine angesehene Stellung in Böhmen und Mähren einnahmen. Sebastian Franck berichtet darüber in seiner schon mehrfach zitierten Chronik:

„Die Picarder, von Valdo also verleitet, sind in Böhmen ein sonder christlich Volk und Sekte der Christen. . . . Sie leiden kein Bettler unter ihnen, helfen und raten einander brüderlich. Doch sind sie in zween oder als Etliche wollen, in drei Haufen geteilt, in den großen, kleinen und gar kleinen, die halten es aller Ding mit den Wieder-

täufern, halten alle Dinge gemein, taufen kein Kind" usw. (Fol. 138.)

Dieselben Magnaten in Böhmen und Mähren, die Anhänger und Beschützer der böhmischen Brüder waren, so die Herren von Kaunitz, von Lichtenstein, Graf v. Zierotin, nahmen sich auch der verfolgten Wiedertäufer an (vergleiche L. Keller, Die Anfänge der Reformation, S. 56).

Trotz dieser günstigen Verhältnisse haben die Wiedertäufer nie festen Fuß in Böhmen gefaßt. Das erklärt sich wohl durch die nationalen Verhältnisse. Die Wiedertäufer waren deutsche Emigranten. Im sechzehnten Jahrhundert war aber der im vorhergehenden Jahrhundert so hoch gediehene nationale Gegensatz in Böhmen noch sehr stark. Die Deutschen konnten sich da in der tschechischen Bevölkerung nicht recht wohl fühlen. In Mähren dagegen waren die nationalen Gegensätze nie so schroff gewesen, und Deutsche konnten dort leichter eine Heimat finden.

Schon im Herbst 1526 zog Hubmeier von Augsburg nach Mähren „mit einer Menge Volkes", und fand gastfreie Aufnahme in Nikolsburg, im Gebiete des Herrn Leonhard von Lichtenstein, der selbst die Taufe empfing. Eine Gemeinde wurde dort organisiert und — das ist bezeichnend — auch sofort eine Druckerei eingerichtet, die Hubmeiers Schriften druckte. Drucker war Simprecht Sorg, genannt Froschauer, aus Zürich.

Der Ruf des neuen „Emaus" verbreitete sich bald allenthalben unter den Brüdern, und gar mancher entzog sich der Verfolgung durch den Auszug in das gelobte Land. Die Freiheit und das Gedeihen förderten aber die schon vorhandene Spaltung. Die Gegensätze zwischen der strengeren und der milderen Richtung, die bereits in Deutschland aufgetaucht, aber durch die Verfolgung in den Hintergrund gedrängt worden waren, kamen in Mähren zur vollen Entfaltung. Daß gleichzeitig auch unter den böhmischen Brüdern diese Gegensätze noch bestanden, hat deren Verschärfung unter

den Wiedertäufern, sobald sie mit jenen in engere Berührung traten, wohl noch begünstigt. Die Führer der beiden Richtungen waren Hubmeier und Hut, der bald nach diesem in Mähren eintraf.

Der drohende Türkenkrieg machte den Zwiespalt akut. Eine Kriegssteuer wurde zu der Bekämpfung der Ungläubigen ausgeschrieben. Sollten die Täufer sie zahlen? Sie verwarfen den Krieg; und die Macht der Kaiserlichen gegenüber den Türken zu stärken, paßte schon gar nicht in die Pläne Huts, der von diesen eine günstige Wendung zugunsten der Täufer erwartete. Eine Reihe von Disputationen fanden darüber in und bei Nikolsburg statt.

„Nachdem ein Geschrei ausging," berichten die Geschichtsbücher der Wiedertäufer, „im 1527. Jahr, daß der Türk wolle vor Wien in Österreich ziehn, versammelten sich die Brüder und Ältesten der Gemeinde zu Pergen (bei Nikolsburg) im Pfarrhof . . . ein Gespräch zu halten von den obgemeldeten Artikeln, haben aber nicht einhellig können miteinander stimmen." Und an anderem Ort: „Hans Hut und andere kamen alle zusammen zu Nikolsburg im Schloß (des Lichtenstein), ein Gespräch zu halten von wegen des Schwerts, ob man das brauchen soll oder tragen oder nicht; auch ob man Steuer zum Krieg geben soll und anderer Verordnung halber, darin sie aber nicht übereinkommen konnten. Sind also unvereinigt voneinander geschieden. Weil aber Hans Hut nicht mit dem Herrn Leonhard von Lichtenstein für das Schwert hat stimmen können oder wollen, ist er wider seinen Willen im Schloß auf Nikolsburg behalten worden. Einer aber, der dem Hut wohlwollte und für ihn Sorge trug, hat ihn bei Nacht in einem Hasengarn durch ein Fenster die Mauer herabgelassen. Des andern Tags hat sich ein groß Gemurmel und Beschweren im Volk der Stadt wider den Herrn Leonhard und seinen Anhang erhoben, weil sie Hut mit Gewalt im Schloß behalten haben. Dadurch ist der Balthasar Hubmeier bewogen worden, öffentlich im

Spital mit seinen Gehilfen davon zu reden, weil sie vormals nicht miteinander haben stimmen können des Schwerts und der Steuer halber."*

Es scheint also damals bei den friedfertigen Brüdern ziemlich heiß hergegangen zu sein.

Hans Hut blieb nicht in Mähren. Im Herbst 1527 finden wir ihn wieder in Augsburg, wo er ergriffen wurde und, wie schon berichtet, seinen Tod fand.

Hubmeier aber setzte seinen Feldzug gegen die strengere Richtung fort, die den Krieg der Staaten, also den Gebrauch des Schwertes unter Führung der Obrigkeit, als unchristlich unter allen Umständen verwarf. Seine Schrift „Vom Schwert" ist ausschließlich der Polemik gegen die Brüder gewidmet.** Einige charakteristische Stellen seien daraus (nach dem Loserthschen Auszug) wiedergegeben. Zunächst weist Hubmeier die Brüder darauf hin, daß sie mit den Verhältnissen rechnen müßten, in der wirklichen, nicht in einer erträumten Welt leben sollten. Er beginnt mit dem Wort Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." „Aus dieser Stelle schließen etliche Brüder, daß ein Christ das Schwert nicht führen darf. Würden solche Leute die Augen ordentlich auftun, sie würden anders reden, nämlich daß unser Reich von dieser Welt nicht sein *sollte*. Aber leider, Gott sei's geklagt, ist's von dieser Welt . . . wir sind im Reiche der Welt, der Sünde, des Todes und der Hölle. Aber Vater, hilf du uns aus dem Reich, wir stecken drin bis über die Ohren und können seiner nicht ledig werden."

In gleicher Weise behandelt Hubmeier noch fünfzehn Stellen aus der Bibel, welche die strengere Richtung für sich an-

---

* Beck, Die Geschichtsbücher usw., S. 49 bis 51.

** „Von dem Schwert. Ein Christennliche erklerung der Schrifften, so wider die Oberkait (das ist, das die Christen nit sollent im Gwalt sitzen, noch das schwert fieren) von etlichen Brüdern gar ernstlich angezogen verdeudt. D. Balthasar Huebmör von Friedberg, 1527." Einen ausführlichen Auszug daraus gibt Loserth in seinem „Hubmeier", S. 166 ff.

führt. Natürlich ist es ihm leicht, im Neuen Testament Stellen zu finden, welche die Notwendigkeit der Obrigkeit dartun. Ist aber die Obrigkeit notwendig, so muß ihr ein guter Christ auch beistehen. „Wenn nun die Obrigkeit die Bösen strafen will, wie sie bei dem Heile ihrer Seele zu tun schuldig ist, und allein nicht imstande ist, die Bösen zu bewältigen und infolgedessen die Untertanen durch Glocken, Büchsensturm, Kreuzschüsse, Briefe und Aufgebote auffordert, so sind die Untertanen gleichfalls bei ihrem Seelenheile schuldig, der Obrigkeit beizustehen und zu helfen, damit sie die Bösen nach dem Willen Gottes abtun und ausrotten kann." Allerdings soll der Gehorsam kein blinder sein. „Wenn aber eine Obrigkeit kindisch oder töricht wäre, ja etwa garnicht geschickt zu regieren, kann man ihr dann mit Fug abkommen und eine andere nehmen, so ist es gut . . .* so es aber füglich und mit Frieden, auch ohne großen Schaden und Empörung nicht geschehen kann, so dulde man sie."

Verteidigt er aber die Kriegssteuer und die Unterstützung der Obrigkeit durch die Untertanen, so auch das Recht der Christen, selbst Obrigkeiten zu werden und das Schwert zu führen.

Gleichzeitig veröffentlichte Hubmeier Streitschriften gegen Zwingli und dessen Leute. Eine derselben zeigt, daß auch sein Kommunismus ein sehr milder war. In seinem „Gespräch auf Meister Ulrich Zwinglis Taufbüchlein von der Kindertaufe"** erwidert er auf den Vorwurf der „Gemeinschaft", des Kommunismus: „Ich habe immer und allerweg von der Gemeinschaft der Güter also geredet, daß ein Mensch mit dem andern Mitleid haben, die Hungrigen speisen, die

* „Ja ja, versuch's," sagt eine Randnote in dem von Loserth benutzten Exemplar im Mährischen Landesarchiv.

** „Ein Gesprech Balthasar Huebmörs von Friedberg, Doktors, auff Mayster Ulrich Zwinglens zu Zürich Taufbuechlein von dem Kindertauf. Die Wahrheit ist untödtlich. Nikolsburg 1526." Ausführlich mitgeteilt bei Loserth, a. a. O., S. 137 ff.

Durstigen tränken, die Nackten bekleiden soll, denn wir sind ja nicht Herrn unserer Güter, sondern nur Schaffner oder Austeiler. Es ist gewißlich keiner, der da sagt, daß man dem andern das Seine nehmen soll und es gemein machen, sondern eher den Rock zum Mantel lassen." Nicht sehr erbaulich ist es, daß Hubmeier, als er verhaftet worden, sich in seiner bereits erwähnten „Rechenschaft" der Gnade des Königs Ferdinand unter anderem dadurch zu empfehlen suchte, daß er seinen scharfen Gegensatz gegen Hans Hut hervorhob. Er schreibt da „vom jüngsten Tag", der in der Sprache jener Zeit nichts anderes bedeutete als die Revolution; „Wiewohl uns Christus viele Zeichen gegeben hat, um zu erkennen, wie nahe der Tag seiner Ankunft uns vor der Tür steht, so weiß doch diesen Tag niemand wie Gott allein. Ich bin auch deshalb fast hart wider Johannes Hut und seine Anhänger gewesen, weil diese eine bestimmte Zeit des jüngsten Tages, nämlich die nächsten Pfingsten, angenommen, dem Volke gepredigt und dieses hierdurch bewogen haben, Haus und Gut zu verkaufen, Weib und Kind zu verlassen und die Einfältigen bewogen haben, ihre Arbeit zu verlassen und ihm nachzulaufen. Ein Irrsal, welches aus dem großen Unverstand der Schrift entsprungen ist." Aus den vierthalb Jahren bei Daniel habe Hut vier gemeine Jahre gemacht, was ein großer Fehler sei. Nach Hubmeiers Berechnungen sei ein Tag des Danielischen Jahres einem gemeinen Jahr gleich, daher machen diese vierthalb Jahre 1277 Jahre aus, die an der Rechnung Huts fehlen. „Was ich ihm öffentlich und ernstlich unter die Nasen gestoßen und ihm sträflich verwiesen, daß er das arme Volk also aufrede und verführe, wie ich mit den Schlußreden bezeugen kann, die ich wider ihn gehalten." Ein Revolutionär, der die Revolution erst nach 1277 Jahren erwartete, war allerdings höchst ungefährlich.

Auch an einer anderen Stelle der „Rechenschaft" zieht Hubmeier gegen Hut los: „Mit der Taufe und dem Sakra-

ment (des Abendmahls), wie die beiden Artikel Johann Hut mit seinen Anhängern gelehrt, bin ich fast übel daran, will auch mit Lehren und Schreiben darwider sein, soweit mir Gott mein Leben lang Kraft gibt ... Die Taufe, die ich gelehrt und die Taufe Huts sind so fern voneinander als Himmel und Hölle. Auch mit dem Nachtmahl hoffe ich zu Gott, werde ich seine Bürde nicht tragen."

Nach dem Tode der beiden großen Gegner verstummte der Streit zwischen den beiden Richtungen keineswegs, wenn er auch zeitweilig zurücktrat, als sich die Verfolgung der Täufer (vorübergehend) bis nach Mähren erstreckte und gleichzeitig der Türkeneinfall die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Aus Deutschland zogen damals viele Brüder nach Mähren. Ein „Volk" ließ sich zu Rossitz nieder, unter Gabriel Ascherham, nach dem es die Gabrieler hieß. Als es dort zu eng wurde, zog ein Teil, meist Pfälzer, unter Führung Philipp Pleners — daher die Philipper genannt — nach Auspitz. Beide „Völker" gehörten zur milderen Richtung, standen im Gegensatz zur strengeren, waren aber auch untereinander zerfallen. Unter den Nikolsburgern ging der Streit zwischen den beiden Richtungen fort, von denen die strengere jetzt den Beinamen der „Gemeinschaftler" oder „Stäbler", die andere den Namen der „Schwertler" erhielt.

Auf Seite der letzteren stand Leonhard von Lichtenstein. Als ihm der Zwist zu arg wurde, zwang er die strengen Kommunisten, 200 Erwachsene, auszuwandern (1528). Das erste, was diese taten, als sie der alten Gemeinde den Rücken gekehrt, war die Bekundung ihres Kommunismus: „Zu der Zeit haben diese Männer," ihre Führer, „einen Mantel vor dem Volk niedergebreitet, und jedermann hat sein Vermögen dargelegt, mit willigem Gemüt, ungezwungen und ungedrungen, zur Unterhaltung der Dürftigen, nach der Lehre der Propheten und Apostel."*

* Beck, Geschichtsbücher, S. 75.

Sie zogen nach Austerlitz, das auf dem Gebiet der Herren von Kaunitz lag, die sie gern aufnahmen. Schon 1511 hatten sich dort „Pikarden" niedergelassen. Bald folgten den Einwandernden zahlreiche Genossen, Austerlitz wurde der Hauptort der Täufer in Mähren.

Aber auch unter den Austerlitzern sollte es zu Streitigkeiten kommen. Ein anschauliches Bild davon gibt uns der Brief, den der uns schon bekannte Wilhelm Reublin von Auspitz aus an seinen Freund, den obenerwähnten Tiroler Bergrichter Pilgram Marbeck, am 26. Januar 1531 schrieb, in dem er darstellt, wie und warum er mit seinen Anhängern aus Austerlitz vertrieben worden sei (am 8. Januar 1531). Unter anderem wirft er den Zurückbleibenden vor, daß sie „die Gemeinschaft der zeitlichen und leiblichen Güter fälschlich und mit Trug gehandelt. . . . Sie haben das Ansehen gehalten, den Reichen eigene Häuslein vergönnt, so daß der Franz und sein Weib ein Leben führen wie die Edlen. Beim Essen haben die gemeinen Brüder mit Erbsen und Kraut vorlieb genommen, aber die Ältesten und ihre Weiber bekamen Braten, Fisch, Vögel und guten Wein; manche ihrer Weiber habe ich nie an den gemeinen Tischen gesehen. Ein anderer durfte nicht Schuh noch Hemd haben, aber sie selbst hatten gute Hosen, Röcke und Pelze im Überfluß."*

Reublin und seine Anhänger zogen nach Auspitz und bildeten dort eine eigene Gemeinde, aber bald wurde auch Reublin als „lügenhafter, untreuer, tückischer Ananias" erfunden und ausgeschlossen. Er hatte 40 Gulden, die er aus Deutschland mitgebracht, für sich behalten, statt sie der Gemeinde abzuliefern.

Um 1531 war wohl der Höhepunkt der Verwirrung im täuferischen Lager in Mähren. Franck, der damals seine Chronik herausgab, kennzeichnete den Zustand der mährischen

* Der Brief ist im Wortlaut abgedruckt als Beilage V zu Cornelius, Münsterischer Aufruhr, II, S. 253 bis 259.

„Brüder" sehr richtig an der bereits zitierten Stelle (II. Bd. S. 145), wo er darauf hinweist, es sei des Bannens in ihren Gemeinden gar viel, und wo er seinen Zweifel darüber ausdrückt, ob in Austerlitz „recht ausgeteilt" werde.

„Von einer fleischlichen Freiheit in die andere", berichten die Geschichtsbücher der mährischen Wiedertäufer von jener Zeit, sind die Brüder gewachsen, „damit der Welt ganz gleich worden, daß sie niemand mehr von den Weltmenschen konnte unterscheiden noch kennen".*

Aber was als ein Auflösungsprozeß erschien, war in Wirklichkeit bloß ein Gärungsprozeß, der ein geklärtes und dauerhaftes Produkt lieferte.

Das Ergebnis aller dieser Kämpfe war eine kommunistische Organisation, die sich fast ein Jahrhundert lang bewährte und die nur der Gewalt erlag. Das Hauptverdienst der definitiven Organisierung der Täufer fällt den Tiroler Emigranten zu, die seit 1529 zu Hunderten nach Mähren zogen und der dortigen Bewegung ihren Stempel aufdrückten. Unter ihren Führern ragte besonders hervor der Hutmacher Jakob, nach seinem Gewerbe Huter genannt (häufig mit Hans Hut verwechselt). Er beeinflußte so sehr die Neuorganisation, daß man sie nach ihm benannte. In Mähren hießen die Wiedertäufer fortan die Huterischen Brüder. Inwieweit das Genie Huters an der Neuorganisation beteiligt, inwieweit er bloß Vollstrecker des Willens der Masse war, die hinter ihm stand und ihm ihre Kräfte lieh, ist heute schwer festzustellen.

Im Herbst 1529 kamen Jakob Huter und Sigmund Schützinger mit mehreren Genossen aus Tirol nach Austerlitz und schlossen sich der dortigen Gemeinde an. Sie erkannten, daß in Mähren gut wohnen sei. Jakob kehrte nach Tirol zurück, um „ein Völklein nach dem andern" nach Mähren zu senden. Diese Neuankömmlinge brachten Enthusiasmus,

* Beck, Geschichtsbücher, S. 99.

Opfermut und Disziplin mit sich und bildeten den Kern der kommunistischen Gemeinden, der bald auch die anderen Elemente derselben zu friedlichem und stetigem Zusammenleben drängte.

Im August 1533 kam Huter selbst wieder mit zahlreichen Anhängern, denn in Tirol „hatte die Tyrannei einen so hohen Grad erreicht", wie die Brüder erklärten, die im Juli dieses Jahres im Gufidauner Bezirk (Tirol) zu einem Kongreß zusammengetreten waren, „daß für die Heiligen keines Bleibens mehr war". Und nun begann die eigentliche Reorganisationsarbeit. Sie muß höchst energisch und zielbewußt betrieben worden sein, denn die endgültigen Grundzüge der täuferischen Gemeinschaft standen bereits fest, als die Erhebung der Täufer zu Münster (1534), die allenthalben zu der schärfsten Verfolgung der Anabaptisten anspornte, vorübergehend auch einen Teil der mährischen Adeligen erschreckte, so daß sie den Täufern ihren Schutz entzogen. Die erste große Verfolgung derselben in Mähren begann. Die Täufergemeinden mußten sich auflösen, ihre Mitglieder wurden ausgewiesen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, wie zahlreich sie damals waren. Man schätzte die Zahl der mährischen Täufer auf 3000 bis 4000.

Auch Huter mußte flüchten. Der Protest gegen die Verfolgung der Brüder, den er am 1. Mai 1535 an den Landeshauptmann von Mähren schickte, zeugt von ausnehmender Kühnheit des Mannes. „Ach und Wehe!" ruft er unter anderem, „und abermals Wehe in Ewigkeit euch mährischen Herren, daß ihr dem grausamen Tyrannen und Feind der göttlichen Wahrheit, Ferdinand, habt zugesagt und bewilligt, die Frommen und Gottesfürchtigen zu vertreiben aus euren Landen, und fürchtet den sterblichen unnützen Menschen mehr, denn den allmächtigen Gott und Herrn."*

* Der Protest ist abgedruckt als 17. Beilage bei Loserth, Anabaptismus in Tirol bis zum Tode Huters, S. 171 bis 175.

Der Protest hatte nur eine Wirkung: die Nachstellung nach Huter zu verschärfen. „Und die Obrigkeit hat dem Bruder Jakob ernstlich nachgestellt und sich oft hören lassen, wenn sie nur den Jakob Huter hätten, als wollten sie damit sagen, es würde danach alles in das alte Stillschweigen kommen.“*

Huter ging nach Tirol zurück, war aber dort nicht sicherer als in Mähren. Am letzten November 1535 wurde er in Klausen gefangen genommen. Von seiner Behandlung erzählen die Brüder: „Ließen ihn in eiskaltes Wasser setzen und nachdem in eine heiße Stuben führen und mit Ruten schlagen. Auch haben's ihm seinen Leib verwundet, Branntwein in die Wunden gossen und an ihm angezündt und brennen lassen usw.“ Er wurde verbrannt, am frühen Morgen des 3. März 1536, in aller Stille, denn man fürchtete das Volk.

Der Führer war gefallen, aber die Gemeinde besaß innere Kraft genug, diesen Schlag und noch andere zu überwinden. Schon 1536 konnten sich die Täufer in Mähren wieder sammeln. Die Herren, auf deren Gütern sie gesessen waren, hatten während der Verfolgung die ökonomische Bedeutung dieser fleißigen und geschickten Arbeiter erkannt. Sie beriefen sie zurück, aus allen Schlupfwinkeln kamen sie hervor, und bald waren nicht nur die alten Schäden ausgebessert, sondern man konnte sogar an die Gründung neuer Gemeinden gehen.

Die Verfolgung schädigte die Täufer nicht nur nicht, sie scheint sie im Gegenteil gekräftigt zu haben, indem sie alle zweifelhaften Elemente von ihnen abriß. Die Einigkeit war seit 1536 viel größer als vordem, und sie machte von da an rasche Fortschritte. Alle anderen Abzweigungen wurden schließlich von der Huterischen Richtung aufgesogen.

Die Grundlage der nunmehrigen Organisation der mährischen Täufer war der strengste Kommunismus. Es galt als Sünde,

* Beck, Geschichtsbücher, S. 117.

selbst geringfügige Dinge als Eigentum zu besitzen. „Hans Schmidt, zum Tode verurteilt, schickt seiner Magdalena seinen Ohrlöffel zum Andenken, in der Voraussetzung, daß die Brüder nichts dawider haben. Derselbe Hans Schmidt stirbt für die Lehre von der Gemeinschaft. Sie ist ihm der höchste Schatz, das Schönste auf Erden, dessen beraubt zu sein das größte Unglück ist. . . .

„Wer sich den Taufgesinnten anschloß, hatte sich seines ganzen Besitzes zu entäußern und ihn den verordneten Vorstehern zu übergeben. Der Gemeinde wandten sich nun allerdings vornehmlich arme Leute zu, Arbeiter, Handwerker, aber wir erfahren aus den Tiroler Akten, daß, ganz abgesehen von vereinzelten adeligen Personen, sich auch recht wohlhabende Bauern der neuen Lehre zuwandten.“ *

Was man der Gemeinde gab, gehörte ihr, war nicht etwa nur eine Aktieneinlage. Selbst wenn ein Mitglied wieder austrat oder ausgeschlossen wurde, erhielt es das Eingebrachte nicht zurück.

Auch in Beziehung auf Staat und Krieg blieb der strengere Standpunkt Sieger. In allen billigen Sachen sollte man sich der Obrigkeit fügen, aber Gott mehr gehorchen als den Menschen, das heißt die Täufer behielten sich selbst die Entscheidung darüber vor, in welchen Sachen sie gehorchen wollten.

Die Teilnahme an der Staatsgewalt blieb ebenso verpönt wie der Kriegsdienst oder auch nur das Zahlen einer Kriegssteuer.

„Wo man etwas, das von Gott nicht geordnet, bei uns suchen wollte, als Steuer in Krieg oder Henkergeld oder andere Sachen, die einem Christen nicht gebühren und in der Schrift keinen Grund haben, die mögen wir keineswegs bewilligen,“ erklärten die Täufer 1545 in einer Denkschrift an den mährischen Landtag.

* Loserth, Der Kommunismus usw., S. 102, 108.

Bei den Täufern war also die Entwicklung eine andere als bei den böhmischen Brüdern. Bei diesen ging aus dem Kampfe der beiden Richtungen die gemäßigte, bei jenen die strengere siegreich hervor.

Wir suchen den Grund davon in der Verschiedenheit der Verhältnisse, unter denen jede der beiden Sekten sich konsolidierte.

Die böhmische Brüderunität wirkte innerhalb ihrer Nation. Sobald ihr Gemeinwesen anfing zu gedeihen und sich auszubreiten, erstand in den Augen der Brüder die Möglichkeit und der Wunsch, die ganze Nation für sich zu gewinnen. Jeder Versuch einer praktischen Tätigkeit in dieser Richtung mußte aber innerhalb der damals aufstrebenden Warenproduktion mit ihren Begleiterscheinungen zu einer Schwächung der kommunistischen Neigungen und der Abstinenzpolitik führen.

Die Täufer in Mähren waren und blieben Deutsche inmitten einer tschechischen Bevölkerung. Sie fühlten sich als Fremde innerhalb dieser, und es kostete sie keine Überwindung, eine kleine Sekte zu bleiben, das Völkchen der „Auserwählten" und „Heiligen" inmitten der „Heiden". Sie gewannen nur wenige Berührungspunkte mit ihrer Umgebung und fühlten sich durch diese nicht angezogen, sondern vielmehr zusammengedrängt und aufeinander angewiesen.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß, selbst ohne kommunistische Organisation, Menschen gleichen Stammes oder gleicher Sprache inmitten einer fremden Bevölkerung sich solidarischer fühlen als in ihrer Heimat.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Bei den böhmischen Brüdern geht das Vordringen der gemäßigten Richtung Hand in Hand mit dem Eindringen der „Intelligenz", der Gelehrten, eines das andere bedingend. Die Gelehrten innerhalb der Unität bildeten die entschiedensten Vertreter der gemäßigten Richtung, sei es, weil ihr Blick ein weiterer war, sei es, weil sie die Abschließung der Sekte von der Gesellschaft am härtesten empfanden.

Auch bei den Wiedertäufern sind die Gelehrten in der Mehrzahl die Träger der milderen Anschauungen. Aber die erste große Verfolgung in Deutschland, die 1527 beginnt und bis in den Anfang der dreißiger Jahre währt, rafft sie fast alle hinweg, und sie finden keine Nachfolger. Von Gelehrten ist seitdem nichts mehr bei den Täufern zu merken, so ziemlich alle Leute von Bedeutung unter ihnen sind von da an einfache Handwerker. Der Gelehrtenhaß, zu dem die meisten kommunistischen Sekten des Mittelalters und der Reformationszeit neigen, kann sich nun ungehindert bei ihnen entwickeln.

„Schon den Zeitgenossen," sagt Loserth, „ist die tiefe Mißachtung der Wiedertäufer gegen alles gelehrte Wesen, die hohen Schulen und die einzelnen Gelehrten aufgefallen. ‚Sind denn diese Wiedertäufer,' ruft Fischer aus,* ‚nicht meistenteils Hauer (Winzer), Bauern, Handwerker, gar grobe fleischliche, unwissende, ungelehrte Leute, vom gemeinen Pöbel zusammengerottet? Verachten sie nicht alle freien Künste, wie auch die Heilige Schrift da, wo sie ihnen nicht taugt? Schlagen sie nicht alle hohen Schulen in den Wind? Vernichten sie nicht die gelehrten Leut'? Verwerfen sie nicht die Historien?' Es ist viel Wahres an dem, was Fischer behauptet. In zahlreichen gerichtlichen Verhören und Sendbriefen an die Gemeinde in Mähren sprachen sie ihre Verachtung gelehrten Wesens unbedenklich aus, ja selbst ihre gelehrten Richter und die zu ihrer Bekehrung abgesandten Geistlichen verschiedener Konfessionen behandeln sie aus dem Grunde ziemlich geringschätzig."**

Daß sich seit der ersten Verfolgung keine gebildeten Ideologen mehr den Täufern anschlossen, liegt wohl zum großen Teil an den Verhältnissen, welche diese Verfolgung schufen.

* Vier und fünfzig Erhebliche Ursachen, Warumb die Wiedertauffer nicht sein im Land zu leiden. Gestellt durch Christophorum Andream Fischer, d. Pfarrherrn zu Veldsperg, S. 64, 65. Ingolstadt 1607.

** Loserth, Kommunismus der Wiedertäufer, S. 144.

Von 1527 an war jeder in der bürgerlichen Gesellschaft geächtet, der sich zu den Täufern bekannte. Konnte er sich nicht dazu entschließen, Bauer mit den Bauern, Handwerker mit den Handwerkern zu werden und sich selbst an die Grenzen der zivilisierten Welt zu verbannen — die Türken drangen damals bis nach Mähren vor —, dann tat er besser, seine Überzeugungen, auch wenn sie noch so täuferisch waren, in seinem Busen zu verschließen.

Und die Gelehrten mit täuferischen oder proletarischen Sympathien mußten seit 1525 sehr selten werden. Denn in diesem Jahre wurde mit der bürgerlichen Freiheit auch die Freiheit der Wissenschaft in Deutschland erschlagen. Die Wissenschaft wurde ebenso wie die Kirche eine Magd des Staates. Die Professoren wurden fürstliche Bediente wie die Pastoren. Die Kühnheit und Selbständigkeit, welche die deutsche Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten vor 1525 entwickelt hatte, waren nun wie weggeblasen. Wo hätten da Gelehrte mit revolutionären Ansichten herkommen sollen?

Neben diesen Umständen kommt noch ein Moment in Betracht, das den Sieg der strengeren Richtung unter den Täufern erklärt.

Dieselbe Verfolgung, welche die Gelehrten in der täuferischen Bewegung ausmerzte, trieb die große Masse der tirolischen Brüder nach Mähren, unter denen so viele Bergleute waren, die durch die Schule kapitalistischer Ausbeutung gegangen waren und im Großbetrieb Disziplin und planmäßiges Zusammenwirken gelernt hatten. Daneben kamen Weber, unter denen der kommunistische Enthusiasmus stets besonders stark gewesen war.

Dem Eindringen dieser Elemente schreiben wir es vornehmlich zu, daß der strenge Kommunismus in den mährischen Gemeinden die Oberhand gewann.

Dessen Grundlage war, wie die aller bisher betrachteten Arten des Kommunismus, die Gemeinsamkeit des Konsumierens, das Gemeineigentum an den Konsumtions-

mitteln. Damit war notwendig die Aufhebung der Einzelfamilie verbunden. Zur Aufhebung der Einzelehe kam es allerdings bei den mährischen Täufern nicht. Die eine Form dieser Aufhebung, das Zölibat, war ihnen verboten durch ihren Gegensatz zur päpstlichen Kirche; es hätte sie auf eine Stufe mit den Mönchen gebracht, den Bestgehaßten unter den Verteidigern des Papsttums, den Vorkämpfern der schlimmsten Arten damaliger Ausbeutung und Korruption. Noch mehr als das Zölibat widersprach aber der freie Geschlechtsverkehr den Anschauungen und Bedürfnissen des Kleinbürgertums und Kleinbauerntums, in deren Ideenkreis sich auch das Proletariat jener Zeit bewegte.

Größere Freiheit der Liebe oder der Ehe war eine Forderung, die den revolutionären oberen Klassen, den Fürsten, den Kaufleuten, den humanistischen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts näher lag als den Elementen, aus denen sich die Täufer rekrutierten. Bei den aufstrebenden oberen Klassen konnte man Lebensfreudigkeit finden, das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit, zu deren kraftvoller Entwicklung und Betätigung alle Bedingungen gegeben waren, „Individualismus" und Haß gegen jederlei Zwang. Die Kommunisten aus den mißhandelten und niedergetretenen unteren Klassen konnten sich in den Kämpfen ihrer Zeit nur dadurch einigermaßen behaupten, daß sie ihre Persönlichkeit aufgehen ließen in einer großen Gemeinschaft. Für diese Elemente mit ihrer düsteren Asketik war die geschlechtliche wie jede andere Lust etwas, das überhaupt keine Beachtung verdiente, und das Geltendmachen der Individualität dabei etwas Sündhaftes, um so mehr Verwerfliches, je auffallender es ihnen bei den oberen Klassen mit Üppigkeit und Übermut verbunden erschien. Die moderne individuelle Geschlechtsliebe war damals erst in ihren Anfängen, und die Vorbedingungen dazu fanden sich mehr in manchen der oberen Klassen als in den unteren.

So waren es denn in der Reformation gerade die Fürstendiener, die auf leichtere Löslichkeit der Ehe drängten; Luther

und Melanchthon haben sogar die Vielweiberei für erlaubt gehalten! Und Luther erklärte selbst das außereheliche Geschlechtsleben für verdienstlicher als die Keuschheit: „Alle Nonnen und Mönche, die ohne Glauben sind und sich ihrer Keuschheit und ihres Ordens trösten, sind nicht wert, daß sie ein getauftes Kind wiegen oder ihm einen Brei machen sollen, wenn's gleich ein Hurenkind wäre. Ursache: Denn ihr Orden und ihr Leben hat nicht Gottes Wort für sich; sie mögen sich auch nicht rühmen, daß Gott gefalle, was sie tun, wie ein Weib tun kann, ob's gleich ein unehelich Kind trägt."*

Bei den Kommunisten jener Zeit herrschte dagegen mit wenigen Ausnahmen die größte Strenge in Ehesachen. Der Ehebruch war ein schweres Verbrechen und die Ehe galt ihnen als unlöslich. „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden," sagten die Täufer. Im Falle eines Ehebruchs wurde nicht bloß der schuldige Teil mit zeitweiliger Ausschließung bestraft, sondern auch der schuldlose Gatte bekam sein Teil. Er durfte sich nicht mehr mit dem schuldigen Teil einlassen, wenigstens so lange nicht, als dieser nicht völlig entsühnt war. Eine Verfehlung dagegen zog unnachsichtlich die Ausschließung nach sich. So heißt es zum Beispiel in den „Geschichtsbüchern" zum Jahr 1530 von Jörg Zaunring, dem Nachfolger Wilhelm Reublins in der Vorsteherschaft der Auspitzer Gemeinde: „Als nämlich einer, mit Namen Thomas Lindl, mit des Jörg Zaunring Weib die Ehe gebrochen hatte, so haben sie (wohl die Ältesten) diese zwei nur heimlich in Unfrieden gestellt, und der Jörg hat sich während der Zeit der Strafe seines Weibes ihrer entäußert und enthalten. Aber sobald sie den zweien den Frieden und die Verzeihung ihrer Sünden verkündeten, nahm sich der Zaunring wiederum seines Weibes wie vorhin an, und als solches offenbar ward, konnte die Gemeinde

* Zitiert bei Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, II, S. 278.

dieses Laster des Ehebruchs und des Hurenwerks mit so geringer Straf nicht leiden. . . . Nachdem aber Linhard Schmerbacher, ein Diener der zeitlichen Notdurft, des Jörg Zaunring Handel der Gemeinde angezeigt hat, wie er sich der Hure habe teilhaftig gemacht, da hat die Gemein einhellig erkannt: Weil Christi Glieder nicht Hurenglieder sein sollen, werden sie billig ausgeschlossen und von der Gemeinde ausgetan."*

Die Ausschließung bildete die schwerste Strafe, die den Täufern zu Gebote stand.

Von Weibergemeinschaft war also bei ihnen keine Spur. Sie waren im Gegenteil in Ehesachen strenger als die „Heiden". Aber von der Ehe selbst blieb bei den Täufern nicht viel übrig, außer der Paarung, und da individuelle Geschlechtsliebe ihnen durch ihre düstere, freudlose Askese, die Tanz und Liebesspiel verpönte, noch ferner gerückt war als der Masse der Bevölkerung ihrer Zeit, wurden die Ehen meist von den „Ältesten", den Vorstehern der Gemeinde arrangiert, ähnlich wie die Paarungen im platonischen Staat und bei den Perfektionisten von Oneida. (I. Bd. S. 171.**)

Die, abgesehen von der Paarung, wesentlichsten Funktionen der Einzelehe lösten sie auf durch gemeinsamen Haushalt und gemeinsame Kindererziehung.

Die Gemeinde zerfiel in mehrere über ganz Mähren zerstreute Haushaltungen, „Haushaben". Zur Zeit ihrer höchsten Blüte zählte sie ihrer siebzig, in deren jeder 400 bis 600

---

* J. Beck, Geschichtsbücher, S. 101.

** „Kein Mann sah sein Weib, als wenn er auf die bestimmte Zeit sich mit ihr in seiner Schlafkammer befand," berichtet Grimmelshausen in seinem 1669 erschienenen „Simplicius Simplicissimus" von den Wiedertäufern. Ist dies Buch auch nur ein Roman, so finden wir darin doch ein getreues Bild des Haushalts der ungarischen Wiedertäufer seiner Zeit und es weiß sie nicht genug zu rühmen. „Ein solch seliges Leben, wie diese wiedertäuferischen Ketzer führen, hätte ich auch gern aufgebracht," meint Simplicissimus, 5. Buch, 19. Kapitel.

Personen und noch mehr zusammenlebten, in den größten sogar 2000. „Sie alle hatten nur eine Kuchel (Küche), ein Backhaus, ein Bräuhaus, eine Schul, eine Stube für die Kindbetterinnen, eine Stube, da alle Mütter mit ihren jungen Kindern beieinander waren, und so fortan.

„Da in einer solchen Haushaltung ein Wirt und Haushalter war, der alles Getreide, Wein, Wolle, Hanf, Salz, Vieh und alle Notdurft einkaufte von dem Geld aller Handwerke und alles Einkommens und wiederum nach Notdurft an alle im Haus austeilte, da holte man das Essen für die Schulkinder, Sechswöchnerinnen und für all das andere Volk in eine Stube, das Speisezimmer. Für die Kranken sind Schwestern verordnet, die ihnen das Essen und Trinken zutragen und ihnen dienen.

„Die gar Alten setzt man besonders und reicht ihnen etwas mehr als den jungen und gesunden Leuten und allen nach der Gebühr und Vermögen.“*

Über die Kost bei diesen gemeinsamen Mahlzeiten berichtet ein Brief aus der Zeit des Verfalls der Gemeinde, wo sie, aus Mähren vertrieben, in Ungarn ein mühsames Dasein fristete (1642), „den ältesten Brüdern gen Wintz . . . geschrieben, wie wir's mit Speis und Trank ob unserem Tisch halten: Fleisch haben wir alle Tage übers Nachtessen, morgens die Woche ein-, zwei-, drei- oder viermal, nach Gelegenheit der Zeit. Bei den anderen Mahlzeiten nehmen wir mit Gemüse vorlieb.

„Alle Tag über Essen zweimal ein geschmeidigs Trinkl Wein, sonst weder Mittag, Marend (Vesper) oder abends

* Andreas Ehrenpreis, Ein Sendbrief . . . brüderliche Gemeinschaft, das höchste Gebot der Liebe betreffend, 1650. Zitiert bei Loserth, Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer, S. 115 ff. Ehrenpreis, ein Müller, war 1639 bis 1662 Vorsteher der gesamten Brüderschaft. Aus dieser und anderen seiner Schriften, die höchst wichtige Aufschlüsse über die Organisation der mährischen Täufer geben, teilt Loserth zahlreiche Auszüge mit.

nichts, ausgenommen, wenn wir abends zum Gebet gehen, nehmen wir ein Trinkl an, zuweilen hat man auch Bier.

„Mit dem Brot, wie man's im Haus insgemein hat, nehmen wir gern vorlieb, lassen uns auch das ganze Jahr nichts Besonders backen, es habe denn besondere Ursache, als des Herrn Gedächtnis oder andere Feiertage, Ostern, Pfingsten und Weihnachten."*

Die Kost der „Geschwistriget" (Geschwister), wie sich die Täufer untereinander nannten, war also einfach, aber ausgiebig. Dabei wird nicht schablonisiert, sondern, wie schon oben bemerkt, „jedem nach Gebühr und Vermögen gegeben"; in welcher Weise dies geschah, zeigt uns eine Speiseordnung von 1569, die, für eine Zeit der Hungersnot erlassen, die Kost regelte nach Alter, Geschlecht, Beschäftigung, Gesundheitszustand usw. Selbst dieses so rohe und primitive Gemeinwesen steht hoch über den „Staatsküchen" mit ihren für jedermann ohne Ausnahme gleichen und gleich großen Portionen, die Eugen Richters Phantasie im sozialdemokratischen „Zukunftsstaat" des zwanzigsten Jahrhunderts sah.

Neben dem gemeinsamen Haushalt ist besonders bemerkenswert die gemeinsame Kindererziehung der Täufer. Beck spricht von der „spartanischen Erziehung der Kinder, welche von der Brust der Mutter in die gemeinsamen Kinderstuben wanderten, wo sie, den Eltern und den kindlichen Gefühlen entfremdet, heranwuchsen". (Geschichtsbücher, S. XVII.) Vielleicht noch besser hätte er von einer platonischen Erziehung der Kinder sprechen können. Viele Seiten der Kindererziehung der Wiedertäufer erinnern an die platonische Republik, wie auch manches bei ihnen an die Morésche „Utopie" gemahnt. Es ist nicht unmöglich, daß manches davon auf Übertragung beruht. Plato war den Kommunisten der Reformationszeit nicht unbekannt. Thomas Münzer weist auf ihn hin (vergl. II. Bd. S. 64), ebenso Sebastian Franck (vergl. II. Bd. S. 144),

* Beck, Geschichtsbücher, S. 406, 407.

der den Täufern so nahe stand. Die Gelehrten, die sich der täuferischen Bewegung in ihren Anfängen anschlossen, haben Plato sicher gekannt. In dem Basler Humanistenkreis, der sich um Erasmus von Rotterdam gruppierte und der so viele der ersten gelehrten Täufer beeinflußte, wurde auch die Moresche „Utopie" beachtet und diskutiert. Es ist nicht nur nicht unmöglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, daß Anregungen aus diesen Schriften durch die Gelehrten auch den ungebildeteren Brüdern vermittelt wurden. Indes ist dieser Vorgang nicht bezeugt, und es ist auch nicht unbedingt notwendig, ihn anzunehmen, um die Ähnlichkeit der „Huterischen" Einrichtungen mit denen Platos und Mores zu erklären. Diese Ähnlichkeit kann auch darauf beruhen, daß die Logik der Tatsachen die ungebildeten Proletarier in Mähren auf denselben Weg trieb, der sich dem griechischen Weltweisen und dem englischen Humanisten als die Konsequenz ihrer Ideen erschloß.

So weit wie Plato gingen die Huterischen nicht, daß sie der Mutter das Kind nach der Geburt genommen und es ihr unmöglich gemacht hätten, es wiederzuerkennen. Es gab eine besondere, gemeinsame Stube für die Kindbetterinnen und eine solche für die Frauen mit den Säuglingen. Aber das Kind blieb dort bei seiner Mutter. Mit anderthalb bis zwei Jahren kam es jedoch schon in die allgemeine Erziehungsanstalt, in die Schule.

Das war einer der Punkte, an dem die Gegner der Täufer den meisten Anstoß nahmen: „Die verkehrten Wiedertäufer handeln gegen die Natur," schreibt der schon einmal erwähnte Fischer 1607. „Sie sind unverständiger als die kleinen Vögelein und unbarmherziger als die wilden Tiere gegen ihre Jungen; denn sobald die Mutter das Kind entwöhnt hat, wird es von den rechten, natürlichen Müttern genommen und bestellten Schwestern übergeben. Hernach den unbekannten Schulmeistern und jähzornigen Kindererzieherinnen, die dann ohne Liebe, Sittsamkeit und Erbarmung bisweilen heftig und

unbarmherzig dreinschlagen. So werden sie mit der größten Strenge erzogen, so daß sie wohl manche Mutter nach fünf oder sechs Jahren und gar letzlich nicht mehr recht sieht, noch kennt, aus welchem viele Blutschanden entstehen." Die Kinder seien unter diesem System meist kränklich und „geschwollen".

Die Praxis urteilte anders. Fischer selbst dementiert sich, indem er an anderer Stelle darüber jammert, daß die Wohlhabenden in Mähren am liebsten Frauen, die aus den Schulen der Wiedertäufer kamen, zu Ammen und Kindsmädchen nähmen, was sie sicher nicht getan hätten, wenn die Ergebnisse dieser Schulen so klägliche gewesen wären. „Gott erbarm, es ist weit gekommen, denn es müssen jetzt fast alle Frauen in Mähren zu Hebammen, Saugammen und Kindswärterinnen lauter wiedertäuferische Weiber haben, als wenn sie allein in diesen Sachen die erfahrensten wären." Glänzender konnte man die Überlegenheit kommunistischer Kinderzucht nicht bezeugen, als es hier der erbittertste Gegner der Kommunisten tut.*

Waren die Frauen als Erzieherinnen kleiner Kinder gesucht, so genossen andererseits die Schulen so guten Ruf, daß auch Andersgläubige gern ihre Kinder dorthin sandten.

Wie die anderen Kommunisten seit der Zeit der Waldenser, legten auch die „Hutterischen" das größte Gewicht auf eine gute Volksbildung. Ihre Schuleinrichtungen und pädagogischen Regeln sind heute noch beachtenswert, sie waren großartige Leistungen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, die wohl den Tiefstand der Pädagogik bedeuteten und ihre allgemeine Grausamkeit und Roheit auch im Schulwesen bekundeten.

* Auch an anderem Orte, in einer Schrift von 1604, ereifert sich Fischer über die wiedertäuferischen „Saugammen, dieweil sie samt der Milch das wiedertäuferische Gift etlichermaßen den christlichen, unschuldigen Kindern zu trinken geben".

Zur Illustrierung der gewöhnlichen Erziehungsmethoden jener Zeit diene folgender Fall, den Erasmus von Rotterdam berichtet und der keine Ausnahme, sondern ein Typus ist. Ein Schulmeister pflegte nach der Mahlzeit, die er mit seinen Schülern einnahm, immer einen derselben hervorzuziehen und einem rohen Prügelmeister zur Züchtigung zu übergeben, der, sinnlos sein Amt verwaltend, einmal einen schwächeren Knaben nicht eher losließ, als bis er selbst vor Schweiß troff und der Knabe halbtot zu seinen Füßen lag. Der Lehrer aber wendete sich mit ruhiger Miene zu den Schülern und sagte: „Er hatte zwar nichts getan, aber er mußte gedemütigt werden." Das war die Pädagogik der Gegner des Kommunismus. Es ist heute noch die Pädagogik des preußischen Staates. Erst kürzlich kam ein Gymnasialoberlehrer in Berlin vor Gericht, weil er einen Schüler blutig geschlagen hatte. Der famose Erzieher erzielte einen Freispruch, obwohl nachgewiesen wurde, daß der Schüler sich absolut nichts habe zuschulden kommen lassen. Aber das Gericht nahm an, der Lehrer habe eine Geste des Schülers als eine Widersetzlichkeit gegen seine Autorität auffassen können, und bereits der bloße Verdacht eines derartigen furchtbaren Verbrechens berechtigt natürlich zu jeder Brutalität.

Die Täufer dagegen erklärten: „Mit harten Streichen wird nicht viel gerichtet. Man muß durch die Lehre auf die Kinder wirken, denn wäre an sich schon so viel Gottesfurcht in ihnen, daß sie sich selbst verhüten könnten, bedürfte man keiner Schulmeister."

Die täuferischen Schulen enthielten ein zahlreiches Lehrpersonal, Schulmeister und „Schulschwestern" sowie „Kindsdirnen" unter einer „Schulmutter". Sie hatten nicht bloß für das geistige, sondern auch für das körperliche Wohl der Jugend zu sorgen.

Die Erziehung und der Unterricht waren durch „alte Bräuche" geregelt, die 1568 niedergeschrieben wurden. Diese

Schulordnung legt den Schwerpunkt auf das körperliche Wohl der Jugend. „Wenn ein Kind," heißt es da zum Beispiel, „zur Schule gebracht wird, so muß sein Gesundheitszustand auf das sorgsamste untersucht werden. Hat es eine böse Sucht, als Fäule, Franzosen und dergleichen, so muß es während des Schlafens, Essens, Trinkens und der Reinigung von den übrigen Kindern abgesondert werden."

Wenn die Schulmutter den kranken Mund eines Kindes gereinigt hat, so soll sie nicht mit ungewaschenen Fingern den Mund der gesunden untersuchen, sondern „alleweil zuvor mit einem sauberen Tüchel und Wasser die Finger reinigen".

Die Schulmutter soll auch die Schulschwestern unterrichten, wie man den Mund der Kinder reinigt.

Auf peinlichste Reinlichkeit wird überhaupt großer Wert gelegt.

Den Schlaf der kleinen Kinder haben die Schwestern zu überwachen. Man hüte sich, sie zu schlagen, wenn sie etwa im Schlafe aufschreien. Wenn sich eins aufdeckt, decke man es zu, auf daß es sich nicht erkälte.* Bei der Nacht darf keinem Kinde, es wäre denn krank, zu essen gereicht werden.

Schlafende Kinder soll man nicht ohne dringenden Grund aufzustehen zwingen usw.

Man sei mit den Kindern nicht unnützerweise streng. Wenn ein Kind beim Spinnen etwas verschuldet, hüte man sich, sofort dreinzuhauen. Da genügt eine Anzeige bei der Schulmutter. Die großen Buben züchtigt der Schulmeister, die Dirnen die Schulmutter. Wegen Diebstahls, Lügen und anderer Sünden soll bei der Bemessung der Strafe stets der Rat eines Bruders beigezogen werden. Allzu harte Züchti-

---

* Sollten die biederen Wiedertäufer bei der Abfassung ihrer Schulordnung Herrn Eugen Richters Strampel-Annie um drei Jahrhunderte vorgeahnt haben?

gungen, etwa Schlagen auf die Köpfe oder auf den Mund sind streng untersagt.

Bei der Erziehung soll individualisiert werden: „In der Zucht der Kinder bedarf es großen Aufmerkens und eines rechten Unterscheids: Das eine läßt sich mit Freundlichkeit ziehen, das andere wird durch Gaben gewonnen, ein drittes erfordert strengere Zucht."

Den Kindern, die zum erstenmal zur Schule kommen, soll man nicht die Köpfe zu brechen versuchen.

Diese Mitteilungen aus der Schulordnung dürften genügen, zu zeigen, daß Loserth berechtigt ist, zu sagen, sie „enthalte Grundsätze, die auch der Schule der Neuzeit Ehre machen würden".

Welche Gegenstände außer Lesen und Schreiben, deren so ziemlich alle Täufer kundig waren, und der täuferischen Lehre in den Schulen gelehrt wurden, ist unbekannt. Mit geistiger Bildung scheint produktive Arbeit Hand in Hand gegangen zu sein. Wenigstens wurden die Mädchen schon früh zum Spinnen angehalten.

Bis zu welchem Jahre der Schulunterricht sich erstreckte, wissen wir nicht. Aus der Schule kamen die Kinder in die Industrie, Landwirtschaft oder in den Haushalt. Die industrielle und landwirtschaftliche Arbeit galt zunächst der Deckung der Bedürfnisse der Gemeinde. Bevor diese befriedigt waren, durfte für andere nicht gearbeitet werden.

Aber die Täufer waren ausgezeichnete und fleißige Arbeiter, und ihre Arbeit lieferte einen bedeutenden Überschuß. Besonders hervorragend waren ihre Leistungen auf den Gebieten der Pferdezucht, der Müllerei und Bierbrauerei, sowie endlich der Messerfabrikation und der Tuchmacherei, die ihr vornehmstes Gewerbe bildete. Auch hier finden wir wieder die Wollenweberei in inniger Verbindung mit dem Kommunismus.

Die Überschüsse, die sie auf diesen und anderen Produktionsgebieten erzielten, nahmen innerhalb einer Gesellschaft der

Warenproduktion natürlich die Form von Waren an. Sie verkauften einen großen Teil ihrer Produkte, was ihnen wieder die Möglichkeit gewährte, die Erzeugung bestimmter Produkte beständig weit über ihre eigenen Bedürfnisse hinaus auszudehnen. So gelangten sie in manchen Produktionszweigen zu einem industriellen Großbetrieb.

Die Form des Haushaltes und die der Produktion haben seit jeher in enger Beziehung zueinander gestanden. Früher galt dies noch viel mehr als jetzt. Die kapitalistische Produktion hat diese Beziehung gelockert, indem sie die Werkstätte von der Haushaltung loslöste; die Beziehung zwischen beiden ist nicht mehr eine unmittelbare. Im Altertum und Mittelalter aber waren beide aufs engste miteinander verknüpft, die Ausdehnung des Wirtschaftsbetriebs bestimmte die Ausdehnung der Familie.

Aber umgekehrt blieb auch die Ausdehnung der Familie nicht ohne Einfluß auf die Ausdehnung des Wirtschaftsbetriebs.

Der gemeinsame Haushalt, zum Beispiel der Klöster oder der Beghardenhäuser, begünstigte denn auch stets die Tendenz zur Einrichtung von Großbetrieben. Wenn etwa zwanzig Weber in gemeinsamem Haushalt lebten, lag es nahe, daß sie auch den Rohstoff gemeinsam kauften und in einem gemeinsamen Lokal verarbeiteten. Aber diese Tendenzen haben nur geringe Ausbildung erhalten; bei den einen — den Klöstern — wurden sie gehemmt dadurch, daß diese Organisationen regelmäßig früher oder später aufhörten, Arbeitsorganisationen zu sein und Ausbeuterorganisationen wurden; bei den anderen, den Beghardenhäusern und ähnlichen Instituten, hinderten die Verfolgungen, daß sich die Gemeinsamkeit der Arbeit entwickelte, feste Wurzeln gewann und auf die Produktionsweise Einfluß übte.

Und Klöster wie Beghardenhäuser gediehen als Arbeitsinstitutionen in einer Zeit, in der gesellschaftlich wie technisch die Vorbedingungen des industriellen Großbetriebs nicht gegeben waren.

Anders stand es mit den Wiedertäufern in Mähren. Ihre Organisationen waren gesicherter, als die meisten Beghardenhäuser gewesen waren; aber als Fremde, die nur geduldet und der steten Feindschaft des Landesherrn ausgesetzt waren, konnten sie ihre Haushaben auch nicht zu Ausbeuterinstituten entwickeln wie die Klöster. Endlich traten sie auf zu einer Zeit, wo schon zahlreiche Vorbedingungen gesellschaftlicher Produktion gegeben waren. Das Berg- und Hüttenwesen wurde bereits kapitalistisch bewirtschaftet und diszipliniert. Aber auch das Handwerk strebte damals schon vielfach danach, sich auszudehnen zur Manufaktur und die Schranken der zünftigen Einengung des Betriebs auf wenige Gesellen zu sprengen. Wenn da gemeinsame Haushaltungen von 1000 bis 2000 Personen sich bildeten, mußte die ihnen innewohnende Tendenz zur Einrichtung und Entwicklung von Großbetrieben einen günstigen Boden finden.

Bei den Wiedertäufern „ging alles auf den Großbetrieb aus, und die einzelnen Handwerker arbeiteten einander in die Hände. Es war strengstens untersagt, ein Rohprodukt wo anders als von den Wiedertäufern selbst zu nehmen, vorausgesetzt, daß es vorhanden war. So wurden aus den Schlächtereien die Felle an die Gerber abgeliefert und von diesen zubereitet an Sattler, Riemer und Schuster geliefert. Ebenso war das Verhältnis zwischen den Baumwollstuben und Webereien, den Tuchmachern und Schneidern usw. Nur wenige Rohprodukte, wie Eisen, feinere Öle und anderes, wurden aus der Fremde genommen. Im einzelnen wurde das Gewerbe im großen betrieben, denn für ihre Produkte: Messer, Sensen, Beuteltücher, Tücher, Schuhe usw., fanden sie nicht allein an den eigenen Brüdern, sondern auch an den übrigen Nachbarn fleißige Abnehmer."

Unter den Rohprodukten, die sie kauften, hätte Loserth, der diese Schilderung gibt, noch eines nennen sollen, das sehr wichtig war, die Wolle. Ihre Tuchfabrikation gedieh so sehr, daß die mährische Wolle ihnen nicht mehr genügte

und sie ausländische, wahrscheinlich ungarische, einführten. Darauf deutet folgender Passus aus ihren Geschichtsbüchern hin: „Anno 1544 ist uns vom Landtag verboten worden, die Wolle für unsere Werkstätten anderswo als in den königlichen Städten oder auf den Schlössern und Höfen der Grundherren zu kaufen.“*

Jedes Handwerk besaß seine Einkäufer, Austeiler (oder Zuschneider) und Vorgestellten. Jene kauften, wenn nötig, das Rohmaterial im großen ein, die anderen teilten es an die einzelnen Arbeiter aus und überwachten deren planmäßiges Zusammenarbeiten. Die Regelung desselben und der Produktion überhaupt beschäftigte die Brüder ungemein; das bezeugen die zahlreichen Arbeitsordnungen, die sie erlassen haben. Leider sind „für die meisten Handwerke, und darunter für einige, die, wie die Tuchmacherei, besonders lebhaft und erfolgreich betrieben wurden, keine Ordnungen mehr erhalten“. Wir sind daher in bezug auf die Höhe, die der Großbetrieb der Täufer erlangte, auf bloße Vermutungen angewiesen. Wir wissen nicht, wie weit die Arbeitsteilung und das planmäßige Zusammenarbeiten in den einzelnen Industrien ging.

Sicher ist es, daß sie über die Höhe des damaligen zünftigen Handwerks hinaus einen großen Schritt zum Manufaktursystem getan haben. Auch sorgten sie dafür, technisch stets auf der Höhe ihrer Zeit zu stehen. So wurden zum Beispiel von Zeit zu Zeit Müller bis nach der Schweiz geschickt, um die dortigen Betriebseinrichtungen zu studieren.

Waren sie technisch dem Handwerk überlegen, so noch mehr kommerziell, namentlich dadurch, daß sie die Rohstoffe im großen kauften oder aus den eigenen Wirtschaften bezogen. Auch das kam ihnen zugute, daß sie Handelskrisen, Absatzlosigkeit leichter überwanden als private Produzenten. Gänzlich konnten sie eine zeitweise Überproduk-

* Beck, Geschichtsbücher, S. 158.

tion nicht vermeiden, da sie im großen für den Markt arbeiteten.

So wurde zum Beispiel im Jahre 1641, allerdings zu einer Zeit des Verfalls, in einer ungarischen Gemeinde (in Mähren gab es damals keine mehr) auf einer Konferenz von Gemeindevorstehern den Messerschmieden unter anderem vorgeworfen: „Die Werkstätten macht man so groß, daß man sie nicht besetzen kann, und wenn sie besetzt sind, kann man die Menge Messer nicht verkaufen, dagegen bleibt andere Hausarbeit liegen oder man muß sie verlohnen (von Lohnarbeitern besorgen lassen) um bares Geld.“*

Dergleichen Klagen kommen einigemal vor, doch waren die Wirkungen der Überproduktion nicht allzu schlimm. Die überschüssigen Arbeitskräfte wurden einfach für einige Zeit statt in der Industrie in der Landwirtschaft beschäftigt, wo es an Arbeit nie fehlte.

Zu allen diesen Vorteilen der kommunistischen Großproduktion vor der „individualistischen“ der einzelnen Handwerker gesellte sich natürlich noch der, daß die Erhaltung des einzelnen im gemeinsamen großen Haushalt viel billiger zu stehen kam als in den kleinen Einzelhaushaltungen der Handwerksmeister. Und so kann es uns nicht überraschen, daß seit der Organisation der Huterischen Gemeinden in Mähren die Klagen über die verderbliche Konkurrenz, welche die Kommunisten den zünftigen Meistern machen, nicht verstummen.

Schon 1545 erklären die Brüder in ihrer Eingabe an den mährischen Landtag: „Der Städte halber, die sich, wie wir hören, über uns beschweren und beklagen, als ob wir den Landhandwerkern das Brot vom Munde abschnitten, so wissen wir's nicht anders, denn daß wir uns in allem ehrlicher Arbeit befleißen, einem jeden seinen Pfennig zu vergelten,

* Beck, Geschichtsbücher, S. 465.

welche unsere Ehrlichkeit nun fast unter allem Volk bekannt ist. . . . So sich nun jemand unbillig beschwert, können wir deswegen unsere Arbeit nicht verschlechtern."

Und zum Jahre 1600 berichten die Geschichtsbücher: „In diesem Jahre ist von unseren Widersachern großes Geschrei ausgangen in Mähren, wie sich die Brüder über die Maßen im Lande häufen und mit ihrem Handwerk den Städten und Flecken nicht geringen Schaden und Abbruch an ihrer Nahrung tun. Die Landesherren haben derohalben beschlossen, uns die Aufrichtung neuer Haushaben zu untersagen, den Grundherren aber auch fernerhin zu gestatten, sich der Arbeiten der Brüder zu bedienen."*

Sogar zur Ehre einer poetischen Verurteilung ist die Konkurrenz der Täufer gekommen. 1586 erschien: „ein anders schön neves Lied, darinnen der Betrug und arglist art der Huetterischen Widertauffer wahrhaftig und eigentlich vor Augen gestellt wirdet". Als Verfasser nannte sich Johann Eysvogel von Köln, „gewester Hutterischer Widertauffer, Bruder zu Austerlitz in Märhern". Da heißt es:

Das Getreid tun sie aufkaufen,
Wohl in dem Mährerland,
Sie schütten's auf ein Haufen.
Ist doch ein' große Schand,
Daß man's von ihn' tut leiden.

All Handwerk sie verderben
Hierum wohl in dem Land,
Mit allerlei gewerben
Sind sie gar wohl bekannt —

Um zwiefach Geld sie geben
Ihr' War' ohn' alle Scheu,
Kaufen alles auf daneben,
Kein Armer kommt nicht bei.

Das Brot tun sie abschneiden
Dem Armen wohl vor dem Maul.
Das macht: daß man's tut leiden.

* Beck, Geschichtsbücher, S. 171, 331.

Wie im Schulwesen wird auch in der Produktionsweise der Täufer deren Überlegenheit über die entsprechenden Einrichtungen ihrer Gegner am eindringlichsten zutage gebracht in den Klagen der letzteren. Wir verweisen darauf alle jene, die da behaupten, daß der Kommunismus unter allen Umständen unwirtschaftlich sei. Die Erfahrungen der Wiedertäufer bestätigen die Regel, die wir bei der Vergleichung der Klöster mit den religiösen kommunistischen Kolonien in Amerika gefunden haben. (I. Bd. S. 173.)

Derselbe Grund, der die städtischen Handwerker zu Gegnern der Huterischen machte, gewann ihnen die Gunst der großen Grundherren, auf deren Gütern sie lebten und denen sie zinsbar waren. Mit den Wiedertäufern und durch sie nahm der Adel an Reichtum und Wohlleben zu, sie wurden für ihn ökonomisch unentbehrlich.

Neben ihren Produkten waren es auch ihre Lohnarbeiter, die den Täufern ökonomische Bedeutung verliehen. Nicht wenige der Brüder und Schwestern waren nämlich in Privatdiensten beschäftigt. Daß man täuferische Ammen und Erzieherinnen suchte, haben wir schon gesehen. Indes auch in landwirtschaftlichen und industriellen Privatbetrieben finden wir Täufer tätig, zum Beispiel als Müller. Aber namentlich als Verwaltungsbeamte waren sie sehr beliebt, was sich wohl daraus erklärt, daß die Verwaltung der großen Haushaben das Organisations- und Verwaltungstalent unter ihnen besonders hoch entwickelte. Voll Wut schreibt einer ihrer bissigsten Gegner, der schon mehrfach zitierte Christoph Fischer: „Weil ihr die Herren in Mähren also habt eingenommen, daß sie alles tun nach eurem Rate und Angeben, weil ihr von den Herren über alle ihre Wirtschaften zu Kastnern, Kellermeistern, Burggrafen, Müllern, Schäfflern, Fischmeistern, Gärtnern, Förstern und Meiern gesetzt werdet, weil ihr bei ihnen in großer Reputation und Ansehen seid, also daß ihr auch mit ihnen esset, trinket und dergleichen Favor von ihnen erlanget: heißt das nicht herrschen und regieren?“

Der biedere Fischer übertreibt natürlich, aber richtig ist es, daß die Täufer als Verwaltungsbeamte sehr gesucht waren. Genau genommen waren es jedoch nicht die einzelnen derart beschäftigten Individuen, die in Privatdiensten standen, sondern die ganze Gemeinschaft. Die einzelnen waren nur als deren Beauftragte bei den Privaten tätig. Sie standen nicht nur unter der Disziplin der Gemeinschaft, sondern mußten ihr auch alle ihre Einnahmen abliefern, nicht nur ihre Gehälter und Löhne, sondern sogar ihre Trinkgelder und Geschenke, mochten diese nun in Geld oder in Naturalien bestehen.

Im allgemeinen scheint die Durchführung dieser Bestimmung keine Schwierigkeiten gefunden zu haben, außer bei den Ärzten. Bei aller Verachtung der Gelehrsamkeit hielten die Täufer viel auf Arzneikunde und Badekuren. Ihre Bader hatten wahrscheinlich mit der Wissenschaft nicht allzuviel zu tun, sie müssen aber sehr gewandte Praktiker gewesen sein, denn sie waren im ganzen Lande gesucht, ja mitunter wurde einer sogar an den kaiserlichen Hof entboten, trotz des Abscheus vor den Kommunisten, der dort herrschte.

So heißt es in den Geschichtsbüchern zum Jahre 1603: „In diesem Jahre . . . ist der Bruder Georg Zobel, ein Diener der Notdurft und vornehmer alter Arzt, dem das ganze Baderhandwerk in der Gemein befohlen war, und der auch von vielen angesehenen Herren und vom Kaiser selbst ist gebraucht worden, zu Nikolsburg im Herrn entschlafen." (Beck, Geschichtsbücher, S. 336.) Vergleiche S. 329, wo erzählt wird, daß dieser Zobel nach Prag an des Kaisers Hof entboten wurde, wegen einer „Infektion", die damals in Böhmen wütete.

Bezeichnend ist die Baderordnung von 1654; sie fordert von den Badern unter anderem, sie sollen

4. Fleißig lesen und sich üben in der Heiligen Schrift und in Arzneibüchern.

8. Beim Kräutersammeln und Wurzelngraben nicht Fürwitz treiben, zu Wein gehen und keine Kräuter oder Wurzeln heimbringen!
16. Sich nicht von der Arbeit abziehen, als wenn sie zu köstlich oder zu gut dazu wären oder nicht zur Arbeit geschaffen.
17. Auch nicht eigene Arzneien haben, ihren Gewinn und Eigennutz damit zu schaffen.
19. Alles Geld, sei es geschenkt oder Trinkgeld, samt allem Verdienst, soll mit treuer Hand dem Vorgestellten zugestellt werden usw.*

Aber schon 1592 wurde über die Bader geklagt: „Ein Teil lassen sich so ungern Ordnung geben und bleiben nicht gern in der Ordnung, nehmen sich gar zu viel Freiheit und sind viel zu eigenwillig" usw.

Sie fügten sich der kommunistischen Disziplin am schwersten, vielleicht deswegen, weil sie eine Ausnahmestellung einnahmen, über die Masse der Brüder an Bildung und Ansehen hinausragten.

Die Verfassung der Brüder war eine demokratische. An der Spitze der Gemeinschaft standen teils geistliche, teils weltliche Beamte. Erstere, die „Diener des Wortes", waren entweder Apostel, die in der Welt herumzogen, um neue Genossen zu werben, oder Prediger zu Hause. Die weltlichen Beamten, „Diener der Notdurft", waren die Einkäufer, Vorgestellten, Haushalter, Meier. Die oberste Gewalt lag bei der Gemeinde. Aber um diese nicht bei jeder Gelegenheit befragen zu müssen, gab es einen Rat der Ältesten, mit dem die Diener der Gemeinschaft Angelegenheiten von geringerer Bedeutung erledigten. An der Spitze der gesamten Gemeinschaft stand ein Bischof. Die Beamten wurden jedoch nicht gewählt, sondern unter denen, die als tauglich erschienen, durch das Los, „die Anzeige des Herrn", bestimmt. Aber

* Beck, Geschichtsbücher, S. 485, 486.

er konnte sein Amt nicht antreten, ehe nicht die Gemeinschaft den Willen Gottes sanktioniert und den Erlosten bestätigt hatte.

Fast ein Jahrhundert lang erhielt sich das eigenartige Gemeinwesen, das wir hier gezeichnet haben, in voller Kraft. Es fiel nicht durch innere Entartung, sondern durch äußere Gewalt.

Seitdem Böhmen und Mähren den Habsburgern zugefallen waren, standen diese in ständigem, wenn auch meist unblutigem Krieg mit dem selbstherrlichen Adel dieser Länder. Endlich kam es zu jenem großen Entscheidungskampf, der den Dreißigjährigen Krieg einleitete und mit der völligen Niederlage des Adels in der Schlacht am Weißen Berge (1620) endigte. Der Adel wurde fast vernichtet. Mit ihm fielen seine Schützlinge, die Brüderunität in Böhmen, die Huterischen Gemeinden in Mähren.

Am 22. September 1622 ließ der Kardinal Dietrichstein im Auftrag Ferdinand II. ein Patent ergehen, „daß alle diejenigen, so der Huterischen Bruderschaft zugetan, es seien Manns- oder Weibspersonen, von gemeldetem Dato an über vier Wochen bei hoher Leibes- und Lebensstrafe sich nicht weiter in Mähren sollten finden und betreten lassen".

Diesmal blieb der Ausweisungserlaß nicht auf dem Papier. Das organisierte Wiedertäufertum in Mähren nahm ein Ende. Viele der Täufer wurden katholisch, wobei aber die meisten im Herzen der alten Lehre treu blieben, mitunter diese noch den jüngeren Generationen vererbten; viele gingen bei flüchtigem Umherirren im Winter zugrunde; einem Teil endlich gelang es, mit Hinterlassung fast aller Habe, sich nach Ungarn durchzuschlagen, wo sie schon seit 1546 mehrere Haushaben angelegt hatten. Die ungarischen Machthaber konnten Kolonisten wohl brauchen und nahmen die Flüchtlinge gern auf. Diese organisierten sich in der neuen Heimat nach alter Weise, aber sie kamen zu keiner Bedeutung mehr. Die Gemeinschaft erholte sich nicht mehr von dem furchtbaren Schlage, der

sie betroffen und ihres ganzen Vermögens beraubt hatte. Die damaligen Zustände in Ungarn, wo Türkeneinfälle und Bürgerkriege einander ablösten, waren auch nicht dazu angetan, ein armes Gemeinwesen zu Wohlhabenheit aufsteigen zu lassen. Es verfiel und verkam und mit ihm verkam der Kommunismus.

Aber die kommunistische Idee hatte eine solche Lebenskraft, daß sie alles überwand. Als die wiedertäuferischen Haushaben sich auch in Ungarn nicht länger behaupten konnten, zogen die Verfolgten noch weiter nach dem Osten, nach dem südlichen Rußland, wo einzelne Adlige die fleißigen, friedfertigen und hohe Abgaben zahlenden Wiedertäufer ebenso gern aufnahmen, wie früher Adlige in Mähren und dann in Ungarn. Eine ganze Reihe von Haushaben oder „Brüderhöfen" wurden von ihnen im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in der Ukraine und anderen Teilen Südrußlands gegründet. Sie gediehen dort bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein. Auch diesmal war es nicht der Adel, sondern die Staatsgewalt, die schließlich ihnen den weiteren Aufenthalt in Rußland unmöglich machte. Im Jahre 1874 wurde dort die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, einer der Glaubensartikel der „Huterischen" war aber, wie wir gesehen, die Ablehnung des „Schwertes", das heißt des Kriegsdienstes. Lieber setzten sie sich abermals dem Risiko einer Wanderung aus, als daß sie ihrer Überzeugung untreu geworden wären.

Diesmal wandten sie sich nach den Vereinigten Staaten, wo heute noch einige ihrer Haushaben bestehen und gedeihen. Jede der Haushaben besteht aus ungefähr 125 Leuten, insgesamt zählten sie 1908 1400 Mitglieder.

R. Wolkan berichtet über den bedeutendsten ihrer Bruderhöfe, Wolfs Creek, der am James River gelegen ist, einem Nebenflusse des Missouri:

„Die Vieh- und Schafställe haben an der Nordseite dicke Mauern, die zahlreichen Selbstbinder, Pflüge, Dreschmaschinen

und sonstigen Ackergeräte stehen schön unter Dach. Ein Gasmotor treibt einen gewaltigen Rahmseparator und eine Buttermaschine, ein Pferd treibt die gemeinschaftliche Waschmaschine. Zwei sehr große Mauergrappen und ein großer Kochofen schaffen die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, eine praktische Kellervorrichtung mit durchrieselndem frischen Wasser hält Milch und Butter kühl. Tauben gibt's auf den Dächern zu Tausenden; alle Monate werden sie nach Chicago verkauft und bringen 2¼ bis 2½ Pfund Sterling (offenbar ein Versehen, es muß heißen Dollar. K.) pro Dutzend."*

Trotz dieser Benutzung der modernen industriellen Technik haben sie ihren überlieferten Kommunismus in ungeschwächter Kraft bewahrt. In ihrer heutigen Verfassung sagt der achte Artikel:

„Kein Mitglied der Kirche darf Privateigentum besitzen, denn er übergibt sich dem Herrn und seiner Kirche mit allem, was er hat und zu leisten vermag, wie es in der ursprünglichen apostolischen Kirche der Fall war, wo keiner von seinem Besitz sagte, daß er sein Eigentum sein, sondern alles war für sie Gemeineigentum. Das halten wir für den sichersten Weg und die vollkommenste Grundlegung. Und wird sind davon fest überzeugt in unseren Herzen."

Nicht minder zäh halten sie an ihrer Staatsfeindschaft fest. Einer ihrer jetzigen Leiter, David Hofer, berichtet, daß sie sich bis heute an keiner Wahl in den Vereinigten Staaten beteiligt haben und keiner von ihnen bisher irgend ein staatliches Amt angenommen hat.**

Diese amerikanischen Kolonien der Wiedertäufer waren mir nicht bekannt, als ich die erste Auflage des vorliegenden Werkes schrieb. Ich nahm an, die Haushaben seien sämt-

* R. Wolkan, Österreichische Wiedertäufer in Amerika, Österreichische Rundschau, XIV, S. 222. Wien und Leipzig.

** W. A. Hinds, American communities, S. 415. Chicago 1908. Das Kapitel „The Bruederhof communities" in dem Werk ist von David Hofer verfaßt.

lich den Verfolgungen erlegen, die sie in Österreich-Ungarn verschwinden ließen, und knüpfte daher an meine Darstellung ihres Kommunismus die Bemerkung:

„Ob er sich behauptet hätte, wenn der Gemeinschaft in Mähren eine ungestörte Fortentwicklung gegönnt gewesen wäre, kann mit Bestimmtheit weder bejaht, noch verneint werden. Sehr wahrscheinlich ist es nicht, daß es dem Täufertum gelungen wäre, seinen Kommunismus auf die Dauer inmitten einer kapitalistischen Gesellschaft unversehrt zu behaupten, mit der es durch Warenproduktion und Lohnarbeit in enger ökonomischer Verbindung stand und der damals noch die Zukunft gehörte."

Wolkan, der zu seiner Überraschung durch einen Zufall auf die verschollenen Wiedertäufer in Amerika aufmerksam gemacht wurde, meint, diese meine Auffassung werde durch das Fortbestehen des täuferischen Kommunismus in Amerika widerlegt: „Die blühenden Kolonien am James River setzen den Vorkämpfer der Sozialdemokratie ins Unrecht."

Wolkan vergißt, daß meine Frage sich auf den Fortbestand des Kommunismus in Mähren bezog; ich hielt es für unmöglich, daß sich ein derartiger primitiver Kommunismus „inmitten einer kapitalistischen Gesellschaft unversehrt behaupten kann", und das ist auch heute noch meine Ansicht.

Der Huterische Kommunismus hat sich nur erhalten, weil sich seine Bekenner von der kapitalistischen Gesellschaft so fern als möglich hielten. Das war in Südrußland im achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht schwer. Das ist aber bisher auch in Amerika noch unter gewissen Umständen möglich trotz aller Selbstbinder, Dreschmaschinen und Gasmotoren. Wolkan selbst berichtet darüber:

„Hier leben die Huterer ein weltabgeschiedenes, aber, wie aus allen ihren Briefen hervorgeht, offenbar glückliches Dasein. Noch immer bekennen sie sich als Deutsche, wie ihre Väter es waren, deren Satzungen sie treu geblieben sind.

Aber wie diese selbst uns ein Abbild vergangener Jahrhunderte aufrollen, so ist auch ihrer Sprache, die seit mehr als 150 Jahren mit dem großen Strom unserer Muttersprache in keinem lebendigen Zusammenhang mehr steht, manches Altertümliche in Wortformen und Satzwendungen geblieben, das uns Moderne ganz seltsam berührt. Und so sehr halten sie fest am vererbten alten Gute, daß sich nur wenige in Amerika die englische Sprache angeeignet haben.... Auch in ihrer Kleidung haben sie den alten, einfachen und sonderbar anmutenden Schnitt der Vorfahren beibehalten, der jeden Knopf als überflüssig betrachtet; auf dem Kopf tragen sie, ein Erbstück aus Rußland, hohe Pelzmützen."

Dieser Kommunismus, der die Welt umwandeln wollte, erhielt sich demnach nur durch völlige Absonderung von der Welt — die kapitalistisch war. Kapitalismus und Kommunismus können in einer Gesellschaft nicht gleichzeitig bestehen.

In Mähren wären also wohl die Haushaben der Wiedertäufer früher oder später denselben Weg gegangen, den zu unserer Zeit in Amerika kommunistische Kolonien gehen, sobald ihnen der Kapitalismus zu nahe kommt.

Auf jeden Fall aber ist das Gemeinwesen der Huterischen in Mähren von der größten Bedeutung für die Geschichte des Sozialismus. Es bildet die reifste Frucht des ketzerischen Kommunismus und zeigt uns am deutlichsten und klarsten die Tendenzen der Wiedertäufer. Seine Grundlinien sind noch dieselben wie die des Mönchtums; die Haushabe ist nur eine Art Kloster. Aber sie macht bereits einige Schritte über dieses hinaus in der Richtung des modernen Sozialismus, indem sie in den klösterlichen Kommunismus die Ehe einführt und industrielle Großbetriebe in einer Weise entwickelt, daß sie nicht mehr bloße Nebenerscheinungen des Kommunismus sind, sondern anfangen, dessen Grundlagen zu bilden.

Aber trotz ihrer Wichtigkeit und Eigenart sind die wiedertäuferischen Organisationen in Mähren eine Zeitlang völlig

vergessen gewesen. „Es ist eine seltsame Sache, daß die Erinnerung an die Wiedertäufer in Mähren so allgemein aus dem Volksgedächtnis entschwunden und daß ihr Andenken erst seit kurzem, und nur in der gelehrten Forschung, aber nicht im entferntesten in ausreichendem Maße aufgefrischt worden ist.“ *

So schrieb ein böhmischer Historiker im Jahre 1858. Seitdem hat die gelehrte Forschung ausreichendes Licht über sie verbreitet, namentlich dank dem Eifer des Dr. Josef Beck, der ein ungemein ausgedehntes Material über sie sammelte und zum Teil selbst veröffentlichte in den hier so oft zitierten Geschichtsbüchern der Wiedertäufer, die 1883 erschienen. Sein Nachlaß bot dann noch reiche Ausbeute, die Loserth trefflich verwertete. Aber außerhalb der Spezialgeschichte haben die mährischen Wiedertäufer bis heute noch nicht gebührende Beachtung gefunden, und die bürgerlichen Geschichtschreiber des älteren Sozialismus haben sie so gut wie völlig ignoriert.**

Das darf uns nicht wundern. Diesen Herren handelte es sich in der Regel nicht darum, den Sozialismus zu begreifen, sondern darum, Material zu sammeln, das zu seiner Verurteilung dienlich erschien. Dazu eigneten sich die mährischen Wiedertäufer schlecht. Weit tauglicher dafür erschien der Aufstand der Wiedertäufer in Münster. Dieser ist es denn auch, der in den herkömmlichen Geschichtsbüchern als die

---

* Gindely, Geschichte der Böhmischen Brüder, II, S. 19.

** Das Handwörterbuch der Staatswissenschaften wußte in seiner ersten Auflage, die vor meinem Buch erschien, noch nichts von den mährischen Wiedertäufern (in dem Artikel „Sozialismus und Kommunismus“ von G. Adler). Die zweite Auflage, die nach der ersten Auflage meines Buches erschien, übernimmt von diesem meine Darstellung der Haushaben der mährischen Wiedertäufer, „vergißt“ aber im Literaturverzeichnis mein Buch, das von ihr geplündert wurde, zu nennen.

Es entspricht dies der Objektivität, mit der auch sonst in diesem Sammelpunkt bürgerlicher „voraussetzungsloser Wissenschaft“ die Marxisten behandelt werden.

Verkörperung des wiedertäuferischen Wesens hingestellt wird; auf ihn weist man mit Vorliebe hin, wenn man zeigen will, welche Scheußlichkeiten der Kommunismus naturnotwendig gebiert.

Wer von den Wiedertäufern hört, denkt in der Regel zuerst an den Münsterschen Aufruhr, und ist von diesem die Rede, spricht man von einer grauenhaften, wahnsinnigen Orgie.

Wir werden gleich sehen, ob und inwieweit dies berechtigt ist.

Zweites Kapitel.

Die kriegerischen Wiedertäufer.

1. Die Unruhen zu Münster.

Später als im Süden Deutschlands begann im Norden die Reformationsbewegung sich zu entwickeln und die Klassengegensätze jener Zeit zu entfesseln. Zum großen Teil ist dies der ökonomischen Rückständigkeit des deutschen Nordens zuzuschreiben; in jenen Gebieten des Nordwestens aber, die weiter fortgeschritten waren, wurde die Reformationsbewegung gehemmt durch die Nähe der habsburgischen Niederlande, von denen aus Karl V. auf die Grenzdistrikte einen ganz anderen Einfluß üben konnte als auf die anderen Teile des Reiches.

Die Bauern kamen im Norden überhaupt nicht in eine allgemeine Bewegung; die Ereignisse des Jahres 1525 in Süd- und Mitteldeutschland fanden bei ihnen kein Echo, teils deswegen, weil sie noch besser gestellt waren als ihre Brüder in Oberdeutschland, teils auch, weil die einzelnen Landschaften noch mehr voneinander abgeschlossen waren, der Verkehr unter ihnen geringer als im dichter besiedelten Süden.

Nur zwei Seiten der Reformationsbewegung sind in Niederdeutschland zur Geltung gekommen, die fürstliche und die städtische. Wie im Süden, äußerte sich auch im Norden die städtische Reformation in einer Verschärfung und akuten Zuspitzung einerseits des Gegensatzes zwischen der städtischen Bürgerschaft und dem ihre Freiheit und Unabhängigkeit bedrohenden Fürstentum, andererseits des Gegensatzes zwischen den Zünften und dem Patriziat. Aber die Analogie mit dem Süden geht noch weiter: Die Kämpfe zwischen diesen Klassen konnten nicht ausgefochten werden, ohne daß auch die unterste städtische Bevölkerungsschicht, die Masse, die

nicht imstande war, sich zünftig zu organisieren, in Bewegung geriet und, wo die Verhältnisse ihr günstig waren, anfing, eine selbständige Politik zu treiben.

Die berühmteste und mächtigste unter den norddeutschen Städten, die in der Reformationsbewegung eine Rolle spielten, war die alte Hansastadt Lübeck.

Der patrizische Rat stellte sich dort auf die Seite der bestehenden Autorität, der katholischen Kirche; die Demokratie machte die Sache des „Evangeliums" zu der ihren. 1530 errang sie durch einen Aufstand den Sieg über Patriziat und Kirche. Die Verfassung wurde im demokratischen Sinne geändert, das Kirchenvermögen von der Stadt eingezogen. Aber dieser Sieg war nur errungen worden durch eine Vereinigung der Zünfte mit der Masse der „gemeinen" Leute. Der Führer im Kampfe und der vornehmste Vertreter dieser Vereinigung war Jürg Wullenweber, der 1533 Bürgermeister von Lübeck wurde. Angesichts der Tatsache, daß er sich auf den gemeinen Mann stützte, ist es begreiflich, daß er auch Sympathien für die Wiedertäufer an den Tag legte. Das geschah so offen, daß, als er Herr der Stadt wurde, in Deutschland das Gerücht ging, Lübeck sei für die Sache der Wiedertaufe gewonnen worden. Ob und inwieweit Wullenweber wirklich täuferischen Ansichten huldigte, ist jetzt nicht mehr festzustellen. Zu einem praktischen Erfolg haben es die Anabaptisten in Lübeck nicht gebracht und ebensowenig in irgend einer der anderen norddeutschen Städte, in denen sie zahlreich vertreten waren.

Nur in einer Stadt hatten sie vorübergehenden Erfolg, dank einem eigenartigen Zusammentreffen von Umständen, — in Münster.

Der Nordwesten Deutschlands war besonders reich an geistlichen Fürstentümern: Köln, Münster, Paderborn, Osnabrück, Minden, Bremen. Von diesen Staaten waren das Erzbistum Köln und das Bistum Münster weitaus die bedeutendsten.

Die sozialen und politischen Gegensätze erhielten in den geistlichen Fürstentümern eine eigenartige Färbung. Der Landesherr vereinigte in seiner Hand die Machtmittel der Kirche mit denen des Staates. Aber er war nichts weniger als ein absoluter Fürst. Viel abhängiger von Kaiser und Papst als ein weltlicher Herr, war er gleichzeitig auch mehr ein Werkzeug als ein Beherrscher des Adels und der Geistlichkeit in seinem Gebiet. Die Wahl der Bischöfe hatten überall die Domkapitel an sich gerissen, und diese, wie die höheren und einträglicheren Stellen im Klerus überhaupt, waren ein Privilegium des Adels geworden (in Münster seit 1392). Adel und Geistlichkeit waren daher durch eine innige Interessengemeinschaft verbunden, und sie waren dem von ihnen gewählten Landesherrn gegenüber viel mächtiger als in weltlichen Territorien. Die Landstände hatten demnach in den geistlichen Fürstentümern mehr zu sagen als in den anderen, in den Landständen dominierten aber Adel und Geistlichkeit, wenn sie vereinigt waren. Die Städte wurden stets überstimmt, die kleinen unter ihnen herabgedrückt, die großen auf den Weg der Selbsthilfe verwiesen.

Der Adel und die höhere Geistlichkeit hatten bei diesem Stande der Dinge am meisten zu verlieren, sie hielten daher fest am alten Glauben; viel lieber teilten sie die ungeheuren Reichtümer, welche die Kirche in den geistlichen Fürstentümern zusammengerafft hatte, mit der römischen Kurie, als daß sie ganz auf sie verzichtet hätten.

Unsichere Kantonisten waren dagegen die Bischöfe. Nur zu leicht erlagen sie der Versuchung, die das Beispiel ihrer weltlichen Nachbarn bot. Der Übertritt zum Luthertum versprach ihnen die Unabhängigkeit vom Papst, der sie schwer besteuerte, ein freieres Verfügungsrecht über die Kirchengüter und größere Macht über den Adel. Es ist demnach gar nicht auffallend, daß die Bischöfe Münsters, wie andere ihrer Kollegen, der evangelischen Lehre nur halben Herzens entgegentraten, ja nicht selten sie unter der Hand begünstigten.

Als Bernt Rothmann 1531 in dem Münsterschen Vorort St. Mauritz in lutherischem Sinne zu predigen anfing, da wandte sich vergebens das Domkapitel an den Bischof Friedrich mit der Bitte, er solle den Unfug verhindern. Der Bischof verbot zwar Rothmann das Predigen, tat aber nicht das mindeste, dem Befehl Nachdruck zu verschaffen, und Rothmann predigte unbekümmert weiter. Erst ein kaiserlicher Befehl veranlaßte den Bischof, Rothmann auszuweisen (im Januar 1532). Rothmann verließ St. Mauritz, aber nicht, um dem Lande den Rücken zu kehren, sondern um die Münsterländische Kirche in ihrem Zentrum anzugreifen: er verlegte seine Predigten nach Münster selbst.

Münster war eine reiche und wohlbefestigte große Stadt, die Hauptstadt nicht nur des Bistums, sondern ganz Westfalens. Die Demokratie erwies sich daselbst als besonders stark. Ursprünglich war der Rat, wie in jeder mittelalterlichen Stadt, ausschließlich in den Händen der Markgenossen, der Patrizier, in Münster Erbmänner genannt, gewesen. Als aber Handel und Gewerbe aufblühten und die Zünfte zu Macht und Ansehen gelangten, da eroberten sie sich schließlich auch den Zugang zum Rat. Dieser wurde fortan jährlich durch zehn Wahlmänner (Korgenoten) gewählt, die von der gesamten Bürgerschaft ernannt waren. Nur die Hälfte der vierundzwanzig Ratsherren mußte aus den Patriziergeschlechtern genommen werden. Aber die Besorgung der städtischen Geschäfte war bereits eine Angelegenheit, die mehr Zeit und Kenntnisse erforderte, als einem Manne aus dem Volke in der Regel zugänglich waren. Die zwölf der gemeinen Bürgerschaft zugestandenen Ratsitze fielen daher immer wieder auf Mitglieder einiger weniger wohlhabenden Familien, aus denen sich nach und nach eine zweite städtische Aristokratie entwickelte, minder vornehm als die der Erbmänner, aber durch Interessengemeinschaft mit ihr verbunden.

So bildete sich nach und nach der Rat wieder zu einer ausschließlichen Vertretung der städtischen Aristokraten aus,

die zum Teil von ihren Renten, von der Verpachtung ihrer Grundstücke, zum Teil auch vom Handel lebten. Aber neben dem Rat behauptete sich die Macht der Zünfte oder Gilden. Siebzehn Gilden gab es in Münster. Jede von ihnen besaß ihr eigenes Gildehaus und regierte sich nach eigenen Satzungen. Das Schohaus* war der Mittelpunkt der gesamten zünftigen Bürgerschaft. In der Fastenzeit, kurz nach der Ratswahl, kamen dort die vierunddreißig Gildemeister zusammen und wählten die zwei Alderleute. „Diese," sagt ein Münsterscher Geschichtsschreiber aus jener Zeit, „sind die Häupter und Vorsteher der ganzen gemeinen Bürgerschaft, und ihr Ansehen ist so groß, daß sie, samt den Gildenmeistern, die Beschlüsse des Rates umstoßen können, wenn sie wollen. Daher der Magistrat in wichtigen und das Wohl des gemeinen Wesens betreffenden Dingen ohne die Einwilligung erwähnter Vorsteher des Volkes fast nichts beschließen kann."**

In friedlichen Zeiten freilich ließ man den Rat meist nach Belieben gewähren. Aber kam es zu einem Konflikt der Gemeinde mit dem Rat oder mit der Geistlichkeit, da schwand das Ansehen des Rates rasch dahin. Das hatte sich, wie schon früher, so namentlich deutlich 1525 gezeigt. Das gewaltige Ringen in Oberdeutschland ging nicht spurlos an Niederdeutschland vorbei. Allenthalben in den Städten regte sich der gemeine Mann; wie in Köln, kam es auch in Münster zu einer Bewegung gegen die Geistlichkeit, die in gewaltsamen Aufruhr umschlug, als der Rat der Bewegung entgegenzutreten suchte. Das Volk erhob sich und ernannte einen Ausschuß von vierzig Männern, der die Forderungen

---

* Der Name wird sowohl mit „Schauhaus" als auch mit „Schuhhaus", Schusterhaus, übersetzt.

** H. v. Kerssenbroick, Geschichte der Wiedertäufer zu Münster, nebst einer Beschreibung der Hauptstadt dieses Landes, 1771, I, S. 98. Wir kommen auf diese in den sechziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts abgefaßte Schrift noch zurück.

der Gemeinde in sechsunddreißig Artikeln formulierte. Sie betreffen nicht religiöse, sondern ökonomische Fragen und zeigen, daß die Zünfte die Bewegung beherrschten.

Einige dieser Artikel, die charakteristisch für die Bewegung sind, seien hier angeführt:

„5. Keine Geistlichen, sie seien von welchem Orden sie wollen, weder Priester noch Mönche, noch Nonnen, noch Vikare der Weltgeistlichen sollen sich mit Handel abgeben, noch irgend ein weltliches Geschäft betreiben, weder Ochsen fett machen, noch Leinwand weben, noch Korn dörren; sie sollen deshalb alle zu diesen Verrichtungen erforderlichen Werkzeuge, die sich entweder in den Klöstern oder in den Häusern der Geistlichen befinden, sofort freiwillig veräußern oder gewärtig sein, daß das Volk sie derselben beraube.

„6. Kein Geistlicher soll von heute an von öffentlichen Stadtabgaben frei sein.

„7. Sowohl die geistliche wie die weltliche Obrigkeit soll ihren Untertanen in den Dörfern verbieten, innerhalb zwei Meilen von der Stadt irgend eine Hantierung zu treiben und zum Nachteil der Bürger Bier zu brauen oder Brot zu backen" usw.*

Es handelte sich also bei diesem Aufruhr nicht um Aufhebung aller Privilegien, sondern nur um Ersetzung pfäffischer Privilegien durch zünftige.

Die Artikel wurden vom Rat angenommen, die Domherren selbst unterzeichneten einige derselben; aber zu ihrer vollen Durchführung kam es nicht. Der Zusammenbruch der oberdeutschen Erhebung brachte auch die niederdeutsche Bewegung zum Stillstand, indes er gleichzeitig die Kräfte der siegreichen Fürsten zur Hilfe für ihre nordischen Genossen freisetzte. Es kam (27. März 1526) zu einem Vergleich zwischen dem Bischof und dem Domkapitel auf der einen Seite und der Stadt auf der anderen, der die Rechte des

* Kerssenbroick, a. a. O., I, S. 121.

Klerus wiederherstellte, wofür dieser auf Buße und Sicherstellung gegen jede künftige Unbill verzichtete.

Damit war die Ruhe wiederhergestellt. Aber die Opposition der städtischen Elemente, namentlich der städtischen Demokratie gegen den reichen, privilegierten und ausbeuterischen Klerus, dauerte fort. Durch die gewaltige Katastrophe von 1525 waren die Massen in Bewegung gekommen, die bis dahin der Reformation nur wenig Interesse entgegengebracht hatten (und das gilt nicht für Münster allein, sondern für ganz Niederdeutschland), und die Sache des Evangeliums fand nun freudige Aufnahme bei ihnen. Geistliche kamen an die Spitze der Bewegung, und diese, die ursprünglich rein ökonomisch gewesen, begann sich religiöser Argumente zu bedienen und anscheinend eine rein religiöse Bewegung zu werden. Das ist eine Erscheinung, die uns in der Reformationszeit häufig begegnet und die ihre Analogie in modernen bürgerlichen und proletarischen Bewegungen findet.

Die Ursache davon scheint uns nicht schwer auffindbar zu sein. Solange es sich bei einer sozialen Bewegung nur um vereinzelte Augenblicksforderungen handelt, liegt deren ökonomische Natur klar zutage. Aber je mehr sie sich vertieft, je umfassender sie wird, je mehr sie die ganze Gesellschaft, das ganze Gemeinwesen umzugestalten sucht, um so mehr gilt es, zwischen den einzelnen Forderungen, die man aufstellt, ein geistiges Band herzustellen, um so mehr fühlen sich alle Denkenden gedrängt, sich über die Endziele jener Bewegung klar zu werden, deren erste Etappen die Augenblicksforderungen darstellen, und desto mehr fühlen sie sich veranlaßt, diese Forderungen aus einem höheren allgemeinen Prinzip zu erklären. Je geringer die ökonomische Erkenntnis der Zeit und je weitergehend die Bewegung, um so mystischer gestalten sich dann in der Regel Argumente und Theorien der Bewegungsmänner, um so leichter verlieren diese das Bewußtsein der ökonomischen Grundlage ihrer Agitation. Handelt es sich bei einer Bewegung etwa nur um Freihandel

oder geringe Steuern, oder um kurze Arbeitszeit und hohe Löhne, da liegt auch für den Kurzsichtigsten der ökonomische Kern klar zutage. Wird aber die Bewegung zu einem allgemeinen Klassenkampf des Bürgertums oder des Proletariats gegen die bestehende Gesellschaft, da verschwindet bei nicht genügender theoretischer Einsicht der ökonomische Kern fast völlig; es handelt sich nur noch um ewige Gebote des Naturrechts, der Vernunft, der Gerechtigkeit usw. In der Reformationszeit war die allgemeine Denkform nicht juristisch, sondern theologisch. Eine soziale Bewegung mußte daher in ihren Äußerlichkeiten um so theologischer werden, um so mehr mit dem Willen Gottes, mit dem Wort Christi und dergleichen hantieren, je umfassender und radikaler sie wurde.

Die demokratisch-protestantische Bewegung in Niederdeutschland erhielt besonderen Anstoß im Jahre 1529. Damals brach eine furchtbare Teuerung aus, die mehrere Jahre lang währte. Wie Sebastian Franck in seiner Chronika berichtet, herrschte sie noch 1531, als er dies Buch herausgab. An einzelnen Orten kostete ein Scheffel Roggen im Sommer 1529 3½ Schilling, im nächsten Sommer 9 Schilling. 1531 stiegen die Preise noch mehr. In Dortmund hatte 1530 der Scheffel Roggen 5½ Schilling gekostet, 1531 war der Preis auf 14 Schilling gestiegen! Hand in Hand mit der Hungersnot ging eine verheerende Seuche, der sogenannte englische Schweiß.

Und dazu kam noch der Türkeneinfall, der auch Niederdeutschland insofern in Mitleidenschaft zog, als es zur Zahlung einer Kriegssteuer, der Türkensteuer, herangezogen wurde. Je weniger das Land von den Türken selbst zu fürchten hatte, desto mehr mußte angesichts der allgemeinen Notlage diese Steuer erbittern, die nicht allzu niedrig bemessen war. In den Ländern des Herzogs von Cleve betrug sie 10 Prozent vom Einkommen!

Alles das mußte die vorhandenen sozialen Gegensätze ungemein verschärfen, namentlich den Gegensatz der Demokratie

gegen den reichen Klerus, der sich der Besteuerung nur zu leicht zu entziehen wußte, und dem es in seiner kurzsichtigen Habsucht nicht einfiel, irgend ein freiwilliges Opfer zu bringen.

In dieser Situation fanden die Predigten des schon erwähnten Bernhard Rothmann einen günstigen Boden. Als er im Januar 1532 von St. Mauritz nach Münster zog, wurde er von der dortigen Demokratie mit offenen Armen aufgenommen und gegen jede Vergewaltigung geschützt. Aus der demokratischen Partei ragte damals am meisten hervor der reiche Tuchhändler Bernhard Knipperdollinck, „ein stattlicher Mann, noch jung von Jahren, mit schönem Haar und Bart, tapfer, freimütig und von kräftigem Wesen in Aussehen, Gebärden und Handlungen, voller Anschläge, geschickt zur Rede und rasch zur Tat" (Cornelius), hartnäckig und tatenlustig, mit einem Hang zum Abenteuerlichen.

Es kam der emporstrebenden Demokratie sehr zu statten, daß eben um die Zeit, als sie in der Verteidigung Rothmanns eine Kraftprobe hätte ablegen müssen, die klerikalen Machthaber durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen waren. Diese sind charakteristisch für das Kirchenwesen jener Zeit.

Bischof Friedrich war ein bequemer Herr. Das Bischofsamt gefiel ihm, solange es wenig Mühe verursachte und viel Geld einbrachte. Jetzt, als sich die Schwierigkeiten für die Kirche häuften, als Papst, Kaiser und Domherrn immer mehr auf eine energische Politik des Bischofs zur Verteidigung der gefährdeten Kirche drängten, wurde ihm der Bischofsstuhl verleidet; er sah sich nach einem Nachfolger um, der ihm das bischöfliche Geschäft um einen guten Preis abnahm, und fand ihn endlich in Bischof Erich von Paderborn und Osnabrück, einem ebenso ländergierigen wie zahlungsfähigen Herrn, der gern die Gelegenheit ergriff, zu den beiden bischöflichen Geschäften, die er betrieb, noch ein drittes zu erwerben. Der katholische Erzbischof von Köln und der lutheranische

Kurfürst von Sachsen bildeten die Vermittler bei dem kirchlichen Handel — ob sie Kommissionsgebühren erhielten, ist unbekannt. Der Kaufpreis wurde auf vierzigtausend Gulden festgesetzt. Durch einen groben Betrug gewannen die ebenso frommen wie hohen Herren die Einwilligung des Domkapitels: diesem wurde statt des echten ein Scheinvertrag vorgelegt, in dem als Kaufsumme bloß die Hälfte des wirklichen Betrages angegeben war. So handelten dieselben Leute, die später gegen die Wiedertäufer Religion, Moral und Eigentum verteidigten.

Im Dezember 1531 war Erich zum Bischof provisorisch gewählt worden. Nachdem er die Kaufsumme bezahlt, legte Friedrich seine bischöfliche Würde nieder (März 1532).

Während dieses Provisoriums gedieh lustig die Ketzerei in Münster. Aber auch der Amtsantritt des neuen Bischofs beeinträchtigte sie nicht sehr. Er fühlte sich mehr als Landesherr, denn als Bischof, die Verbreitung der lutheranischen Lehre war ihm noch weniger unangenehm als seinem Vorgänger. War er doch mit dem Kurfürsten Johann von Sachsen — seinem Vermittler beim Kauf des Bischofsstuhls — und mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, den beiden Häuptern der evangelischen Bewegung in Deutschland, eng befreundet. Und er nahm so wenig Anstand, seine protestantischen Sympathien an den Tag zu legen, daß er bei der Trauung des Grafen von Tecklenburg mit einer aus dem Kloster ausgetretenen Nonne als Zeuge fungierte!

Die Erwählung dieses Bischofs stärkte die protestantische Sache in Münster ungemein, sie führte aber auch zur Entzweiung der Protestanten. So sehr Erich der Reformation zuneigte, so doch nicht der Reformation von unten, sondern nur einer Reformation von oben, einer Reformation, welche die Macht des Landesherrn und nicht die der Demokratie auf Kosten der Kirche erhöhte.

Gegenüber dem Klerus und dem Rittertum suchte Erich eine Stütze im städtischen Patriziat, im Rat von Münster

und dessen Anhang. Beide zusammen bildeten eine „gemäßigte" Partei, die mit dem Luthertum kokettierte.

Die städtische Demokratie hatte sich auch der lutheranischen Lehre zur Begründung ihrer Tendenzen bedient, solange alle ihre Gegner katholisch gewesen waren. Jetzt drohte das Luthertum aus einer Waffe der Demokratie eine Waffe der gefährlichsten Gegner der Demokratie, des Bischofs und der Patrizier, zu werden. Von da an begann die Demokratie ihre Sympathien für die Luthersche Lehre zu verlieren und sich dem Zwinglianismus zuzuwenden, der ihren Bedürfnissen am besten entsprach.

Am wichtigsten erschien es nun Erich und dem Rat, mit der städtischen Demokratie fertig zu werden. Bei diesem Beginnen war ihnen die Hilfe des Klerus gewiß. Am 17. April 1532 erließ der Bischof ein Mandat, in dem er eine baldige Reform der Kirche in Aussicht stellte, zunächst aber verlangte, daß der Geistliche entfernt werde, den die Gemeinde eigenmächtig angenommen. Der Rat erteilte daraufhin Rothmann den Befehl, seine Predigten einzustellen. Aber die Gemeinde fügte sich nicht. Sie erklärte am 28. April, sie werde ihren Prediger unter allen Umständen behalten.

Abermals zeigte sich der Zufall der Demokratie günstig. „In der Tat," schreibt der gut bischöfliche Kerssenbroick, „würde dieser rechtschaffene Bischof durch seine eigene Autorität und den Beistand seiner Freunde vieles in dieser Sache ausgerichtet haben, wenn er nicht durch einen frühzeitigen Tod daran gehindert worden wäre. Denn da er auf seinem Schlosse zu Fürstenau, in dem Stift Osnabrück gelegen, sich mehr als gewöhnlich lustig machte, soll er krank geworden, oder wie andere wollen, nachdem er einen großen Becher Wein ausgeleeret, den 14. Mai plötzlich gestorben sein."*

Dies Ereignis war das Signal zum Aufruhr in allen drei Bistümern, die der nun so selig im Weingeist Ent-

* Kerssenbroick, a. a. O., I, S. 204.

schlafene bei Lebzeiten bedrückt und ausgepreßt hatte. In Osnabrück, Paderborn und Münster erhob sich das Volk, verjagte die katholischen Geistlichen und setzte protestantische nach seinem Sinne ein. Der Rat war nirgends imstande, der Gemeinde Einhalt zu tun. In Osnabrück kam es durch Vermittlung der Ritterschaft zu einem Vergleich zwischen der Geistlichkeit und der Stadt. Paderborn wurde im Oktober 1532 vom Erzbischof Hermann von Köln mit Gewalt niedergeworfen. In Münster dagegen wußte sich der Aufruhr zu behaupten.

Das Domkapitel hatte sofort einen Nachfolger für Erich gewählt, Franz von Waldeck. Am 28. Juni kam von diesem ein Schreiben in Münster an, das die Stadt aufforderte, zum Gehorsam zurückzukehren. Die Versammlung der Erbmänner erklärte sich zum Gehorsam bereit. Die Versammlung der Gilden dagegen beschloß am 1. Juli die Begründung eines Bundes zum Schutze des Evangeliums. Ein revolutionärer Ausschuß von sechsunddreißig Mann wurde eingesetzt, der den Stadtrat so erschreckte, daß dieser sich ihm anschloß, am 15. Juli, und die Forderungen der Gemeinde bewilligte. Der Ausschuß der Sechsunddreißiger betrieb sofort die Neuorganisation der Kirche in evangelischem Sinne und suchte auswärtige Bundesgenossen. Er setzte sich mit Philipp von Hessen in Verbindung. Und als im Oktober Bischof Franz, unterstützt von der geistlichen und weltlichen Aristokratie, sich rüstete, Münster mit Gewalt niederzuwerfen, da zwang die Gemeinde den Rat zu Gegenrüstungen. 300 Landsknechte wurden angeworben, die Festungswerke ausgebessert.

Es kam zu unbedeutenden Feindseligkeiten zwischen den gegnerischen Parteien. Aber der Bischof schrak vor einem entschiedenen Auftreten gegen die starke Stadt zurück, das ihn mit einer Niederlage oder einer fremden Intervention und dem Verlust seiner Selbständigkeit bedrohte. Denn seine Kassen waren leer und der habgierige Klerus weigerte sich, Opfer zu bringen. Der Kaiser, in jenen Gegenden der mäch-

tigste Schützer des Katholizismus, war damals durch den Türkenkrieg in Anspruch genommen. Bischof Franz versuchte daher zur Politik seines Vorgängers zurückzukehren und mit dem Rat seinen Frieden zu machen. Er knüpfte Unterhandlungen an.

Der Rat war selbstverständlich geneigt, mit dem Bischof einig zu werden. Aber das Volk wollte nichts von Zugeständnissen wissen. „Keinen Schritt zurück! Eher die eigenen Kinder schlachten und essen," rief Knipperdollinck, und die Masse stimmte ihm zu.

Um die Verhandlungen besser betreiben zu können, hatte sich der Bischof mit den Landständen nach dem Städtchen Telgt, in der Nähe Münsters, begeben. Aber die Nähe des Bischofs lockte die kampfeslustige Gemeinde zu allem anderen als zum Frieden. In der Stille wurde ein Überfall auf Telgt geplant und ausgeführt. Er gelang (in der Nacht des 26. Dezember). Des Bischofs selbst wurde man nicht habhaft. Zufällig hatte dieser tags vorher Telgt verlassen. Jedoch eine Menge der angesehensten Vertreter der katholischen Sache, geistliche und weltliche Aristokraten und flüchtige Erbmänner aus Münster wurden gefangen.

Das entschied. Unter Vermittlung Philipps von Hessen kam ein Vertrag zustande (14. Februar 1533), der im wesentlichen die Zustimmung des Bischofs, des Domkapitels und der Ritterschaft zu den Errungenschaften des Aufruhrs festsetzte. Münster ward als evangelische Stadt anerkannt.

2. Die Wiedertäufer in Straßburg und in den Niederlanden.

Die zünftige Demokratie hatte in Münster gesiegt; aber sie hatte ihren Sieg nur errungen mit Hilfe der nichtorganisierten Masse der Bevölkerung, im wesentlichen also der Besitzlosen, der Proletarier. Und sie konnte diesmal nicht, wie das in ähnlichen Fällen vorher und nachher so

oft geschehen, die Werkzeuge, die sie benutzt, nachdem sie ihr Ziel erreicht, beiseite werfen. Denn der Sieg war diesmal nur durch einen glücklichen Handstreich errungen worden, nicht durch eine entscheidende Niederwerfung des Gegners im offenen Kampfe. Der Friede bedeutete also nur einen Waffenstillstand: die bürgerliche Demokratie stand vor weiteren schweren Kämpfen, sie durfte daher diesmal nicht ihr Verhältnis zur proletarischen Demokratie lösen. Die Tendenzen der letzteren fanden aber ihren entsprechendsten Ausdruck im Anabaptismus. Die hervorragende Stellung, die das Proletariat in Münster erlangt hatte, machte daher diese Stadt zum Mittelpunkt des Täufertums in Niederdeutschland.

Schon im Laufe des Jahres 1532 waren in Münster neben Katholiken und Lutheranern Zwinglianer aufgetreten. Bald gesellten sich ihnen Täufer hinzu.

Die beiden Herde, von denen sich der Ansteckungsstoff nach Niederdeutschland verbreitete, waren Straßburg und die Niederlande.

In Straßburg, das mit den großen Städten der Nordschweiz in engem ökonomischen und politischen Verkehr stand, siegte 1525 das Zwinglianische Staatskirchentum. In dessen Kampfe gegen Katholizismus und Luthertum gedieh, wie in anderen Städten Süddeutschlands, auch hier der Anabaptismus. Neben Augsburg wurde, wie wir schon erwähnt, Straßburg der wichtigste Punkt für das süddeutsche Täufertum. Es hielt sich dort länger als anderswo, dank der Macht, die der „gemeine Mann" besaß, und die den Rat lange hinderte, aus Furcht vor einem Aufstand, entschiedene Maßregeln gegen die Täufer zu ergreifen. So stark waren diese in der mächtigen Reichsstadt, daß die wichtigsten der dortigen Kirchenhäupter, vor allem Capito, die Politik, die Zwingli in seinen Anfängen befolgt hatte, fortsetzten und lange gar bedenklich mit täuferischen Ansichten liebäugelten.

In der großen Verfolgung wurde Straßburg der Zufluchtsort solcher Brüder, die nicht nach Mähren auswanderten:

nachdem in Augsburg das Täufertum blutig niedergedrückt worden, trat Straßburg an dessen Stelle als Vorort der Bewegung in Süddeutschland, solange überhaupt noch von einer solchen gesprochen werden konnte. Vorübergehend waren fast alle hervorragenden Männer der süddeutschen Täufer dort zu finden, so 1526 Denck, Hätzer, Sattler, Reublin, der bis 1529 an der Spitze der Gemeinde stand. Als er ausgewiesen wurde, trat Pilgram Marbeck an seine Stelle, der Tiroler Bergrichter, der für die Straßburger geniale Flußregulierungen im Kinzig- und Ehntale ausführte, die „der holzarmen Reichsstadt die Forste des Schwarzwaldes erschlossen".*

Am wichtigsten aber wurde für Straßburg der weitgereiste Kürschnergeselle Melchior Hofmann aus Hall in Schwaben. Schon 1523 hatte er in Livland im evangelischen Sinne gepredigt, war dann Prediger der deutschen Gemeinde in Stockholm geworden; von dort vertrieben, fand er eine Zuflucht in Holstein, wo ihm der König Friedrich von Dänemark Lebensunterhalt und Freiheit des Predigens gewährte. Aber als er vom Lutheranismus zum Zwinglianismus überging, wurde er Landes verwiesen (1529). Er wandte sich nach Straßburg, der Hochburg des Zwinglianismus in Deutschland. Bald jedoch nahm ihn dort die Ideenwelt der Täufer gefangen, und 1530 war er bereits einer der ihrigen und, nachdem die alten Häupter gefallen oder vertrieben worden, der hervorragendste von allen.

Ein schwärmerischer und phantastischer Enthusiast, nahm er den Chiliasmus Hans Huts wieder auf, der jetzt unter den süddeutschen Brüdern um so günstigeren Boden finden mußte, je mehr die Verfolgung wütete. In der Tat, es war schwer, inmitten der grausamen Hetzjagd standhaft zu bleiben, wenn nicht baldige Erlösung winkte. Je stärker die Verfolgung, desto mehr wurde der Glaube an den demnächstigen Zusammenbruch der bestehenden Gesellschaft innerstes Herzens-

* Loserth, Der Anabaptismus in Tirol, S. 23.

bedürfnis. Aber von den Türken war nichts mehr zu erwarten. Straßburg wurde von Hofmann für das himmlische Jerusalem ausersehen, dort sollte den Täufern die Macht zufallen, und zwar binnen kurzem, im Jahre 1533.

Ganz sinnlos war die Prophezeiung nicht. Die Täufer bedeuteten in Straßburg eine Macht, aber sie standen in zu schroffem Gegensatz zur bestehenden Gesellschafts- und Staatsordnung, als daß die Obrigkeit länger hätte ruhig zusehen können, wie diese Macht noch wuchs. Binnen kurzem mußte es zur entscheidenden Kraftprobe kommen. Daß Hofmann auf Sieg rechnete, war selbstverständlich. Nur wer an seine Sache glaubt, kann erfolgreich für sie wirken.

Aber insoweit blieb Hofmann in dem herkömmlichen allgemeinen Gedankenkreis der Täufer, daß er sich gegen jede Anwendung von Gewalt erklärte. Er verließ sich einzig auf die Wirkung seiner Propaganda. Gott werde den Sieg bringen. Jeder Aufruhr sei sündhaft.

Anfangs fand Hofmann heftigen Widerstand in der Gemeinde, zwei Richtungen bildeten sich, schließlich aber war die seine siegreich, vielleicht mehr noch durch seine Erfolge in den Niederlanden als durch die Kraft seiner Argumente und das innere Bedürfen der Brüder.

Denn den unruhigen Mann duldete es nicht lange in Straßburg. Noch im Jahre 1530 zog er rheinabwärts, seine neuen Überzeugungen in den Niederlanden zu verkünden.

Die Niederlande waren, wie wir gesehen haben, die Heimat des ketzerischen Kommunismus nördlich der Alpen. Aber ihre rasche ökonomische Entwicklung, welche diesen gebar, zeitigte auch frühzeitig dessen gefährlichsten Feind, eine starke öffentliche Gewalt. Zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts war in den Niederlanden das Fürstentum weit mächtiger und absoluter als im benachbarten Deutschland.

Die siebzehn Provinzen der Niederlande waren durch das burgundische Haus und, nach dessen Erlöschen (1477), durch dessen Nachfolger, die Habsburger, aus den verschiedensten

Händen durch Erbschaft, Kauf und Eroberung zu einem Ganzen vereinigt worden. 1504 aber gelangten die Habsburger auch auf den Thron Spaniens, wo der Absolutismus bereits gewaltige Fortschritte gemacht hatte. Namentlich die Kirche war dort in die größte Abhängigkeit vom Königtum gebracht, die Inquisition, die nirgends eine so furchtbare Macht übte wie in Spanien, ein blindes Werkzeug des Absolutismus geworden, das alle widerspenstigen Elemente im Zaum hielt. Auch nach außen war die Macht des spanischen Königtums damals so gewaltig, daß es den Kampf mit Frankreich um Italien und um die Beherrschung des Papsttums aufnehmen konnte. Die Habsburger waren schon als Beherrscher ihrer österreichischen Gebiete, die von den Türken bedroht wurden, und als Kaiser von Deutschland, deren Macht die evangelischen Fürsten untergruben, auf die Erhaltung des Katholizismus angewiesen. Sie hatten aber namentlich alle Ursache, ihn zu stützen als Könige von Spanien. Die katholische Kirche war eins ihrer wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Machtmittel geworden.

Philipp II. von Spanien ist in der Geschichte berüchtigt wegen seines fanatischen Katholizismus. Aber dieser bedeutete nichts weniger als demütige Unterwerfung unter den Papst. „Es ist gewiß eigentümlich," sagt ein neuerer Geschichtschreiber, „daß ein Monarch, der sich und den alle Welt als Säule des Glaubens und als Pfeiler für den ganzen Organismus der römischen Hierarchie betrachtete, mit dem Papsttum, auf dessen Bündnis er in so vielen Beziehungen angewiesen war, immer wieder in Streit geriet. Die Erklärung für diese auffallende und doch sich regelmäßig bei jedem neuen Pontifex wiederholende Tatsache liegt in dem doppelten Umstand, daß einmal der spanische Monarch die Geistlichen seiner Länder völlig als seine Untertanen angesehen haben wollte, dem Römischen Stuhl nur in betreff der Lehre, nicht aber der Disziplin und der Gerichtsbarkeit unterworfen . . . und daß er andererseits aus der

Kirche lediglich ein gewichtiges Rad in der umfassenden Maschinerie seiner Weltpolitik zu machen beabsichtigte. Der Heilige Stuhl sollte überall die spanischen Pläne mit seinen geistlichen Waffen verfechten, und ferner sollte er den spanischen Klerus zugunsten des Königtums ausplündern helfen.... Dem König wurde, soweit die Kirche des spanischen Reiches in Betracht kam, eine förmliche Mitregierung neben dem Heiligen Vater eingeräumt, oder vielmehr, er ordnete sich dem letzteren über" usw. (M. Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV., S. 365 und 366. Berlin 1882.)

Die Habsburger traten daher dem Protestantismus allenthalben entschieden entgegen, aber sie konnten das in den Niederlanden mit mehr Nachdruck tun als in Deutschland. Karl, als deutscher Kaiser der Fünfte seines Namens, vereinigte 1516 die Herrschaft über die Niederlande mit der Beherrschung Spaniens. Neben den Machtmitteln, die ihm die hochentwickelte öffentliche Gewalt in den Niederlanden bot, standen ihm nun auch die Machtmittel zu Gebote, welche die spanische Krone lieferte, um jede Opposition in einem seiner Erblande zu erdrücken. Ohne die alten Verfassungsformen äußerlich anzutasten, nahm er ihnen jeglichen Inhalt, soweit sie politische Freiheiten enthielten. Jenes absolutistische Regiment, das unter Philipp II. so furchtbare Formen annehmen sollte und das später nur in einem blutigen fast hundertjährigen Krieg (1568 bis 1648) und auch da nur für einen Teil der Niederlande beseitigt werden konnte, es wurde von Karl V. begründet und, wo es notwendig erschien, bereits mit aller Rücksichtslosigkeit zur Geltung gebracht. Trotzdem hat die herkömmliche liberale Geschichtschreibung die ganze Wucht sittlicher Entrüstung, die ihr zu Gebote steht, auf Philipp II. konzentriert, dagegen Karl V. stets sehr glimpflich behandelt.

Der Grund davon ist sehr einfach. Die oberen Klassen der Niederlande, die Adligen und die Kaufleute, befanden

sich unter Karls V. Absolutismus sehr wohl. Denn dieser, in den Niederlanden geboren und erzogen, fühlte sich als Niederländer; er bevorzugte sie, wo er konnte. In seinen Diensten winkte dem niederländischen Adel Sold und Beute; und die niederländischen Kaufleute wurden den spanischen gleichgestellt und heimsten fette Profite aus der spanischen Kolonialpolitik ein.

Das sollte sich unter Karls Sohn Philipp ändern, der 1555 die Regierung antrat. Dieser war als Spanier erzogen. Die Interessen der herrschenden Klassen in Spanien waren aber mit denen der Niederlande unvereinbar. Man konnte nicht die Spanier befriedigen, ohne die Niederländer zu empören, und umgekehrt. Karls niederländische Neigungen waren einer der Hauptgründe der Empörung der spanischen Städte 1522 gewesen. Diese verlangten vor allem von ihm, er solle in Spanien residieren, keine Niederländer und keine fremden Truppen mit sich bringen, keine Ausländer naturalisieren oder zu irgendwelchen Stellungen in Staat und Kirche befördern. (W. Robertson, History of Charles V., II, S. 163 ff. London 1796.) Philipp verschloß die vorteilhaften Posten in seiner Armee und seiner Verwaltung ebenso wie die Kolonien den Niederländern und machte sie zu einem Monopol der Spanier oder, genauer genommen, der Kastilier. Das trieb die Niederlande zur Empörung.

In der Zeit, von der wir jetzt handeln, unter Karl V., hatten jedoch die oberen Klassen der Niederlande noch keine Ursache zu einer ernsthaften Opposition. Die unteren Klassen aber wurden unter ihm schon mit ebenso eiserner Faust niedergehalten wie unter seinem Nachfolger. Und sie waren ohnmächtig, solange es keinen großen Kampf unter den herrschenden Klassen gab. Das macht es erklärlich, warum das Heimatland des ketzerischen Kommunismus im ersten Jahrzehnt der deutschen Reformation anscheinend ein unfruchtbarer Boden für die kommunistische Propaganda blieb. Das ist ungemein auffallend angesichts der hohen ökono-

mischen Entwicklung, des zahlreichen Proletariats und der tiefgehenden Wirksamkeit, die das Begharden tum entfaltet hatte und die nicht völlig vergessen sein konnte — erhielten sich doch die Brüder des gemeinsamen Lebens bis über die Reformation hinaus. Erklärbar ist diese Erscheinung nur durch den furchtbaren Druck, der auf den unteren Klassen lastete und der ihnen nicht gestattete, ihre Opposition an den Tag zu legen. Aber kommunistische Tendenzen waren schon vor dem Auftreten Hofmanns weit verbreitet.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wird von „waldensischen" Geheimbündlern in Flandern und Brabant berichtet, die „Turlupins" oder „Pifles" hießen, oft auch, das ist bemerkenswert, Tisserands (Weber). „Sie waren streng von Sitten, wohltätig gegen alle Menschen und kannten keine Rachsucht. Viele vereinigten sich mit den später auftretenden holländischen Taufgesinnten, die dadurch nicht wenig gekräftigt wurden."*

Die Täufer selbst haben frühzeitig ihre Propaganda bis nach den Niederlanden erstreckt, nach ihrer Tradition schon im Jahre 1524. Aus dem Jahre 1527 werden bereits drei Märtyrer für die Sache der „Brüder" in Holland genannt.

Hofmanns Bedeutung bestand nicht in der Einführung der Wiedertaufe in den Niederlanden, sondern darin, daß er den Täufern den Mut gab, mit ihren Anschauungen hervorzutreten. Diesen Mut flößte ihnen seine siegesgewisse Prophezeiung ein, daß das Ende der bestehenden Gesellschaft gekommen sei, daß es 1533 losgehen werde. Gefördert wurde seine Predigt jedenfalls durch Seuche und Not, die seit 1529 herrschten, und durch die demokratische Bewegung in dem benachbarten Niederdeutschland, namentlich in Westfalen.

Bemerkenswert ist es, daß die neue Sekte, die der Melchioriten — nach Melchior Hofmann so genannt —, in den

* A. Brons, Ursprung, Entwicklung und Schicksale der altevangelischen Taufgesinnten oder Mennoniten, S. 57. Harden 1891.

ökonomisch und politisch vorgeschrittensten Provinzen, in Flandern und Brabant, nicht rechten Fuß fassen konnte. Die Staatsgewalt war dort bereits zu mächtig und zu zentralisiert. Der Schwerpunkt der Bewegung fiel in die Städte der nördlichen Provinzen, die, ökonomisch und politisch rückständig, sich gerade dadurch ein höheres Maß städtischer Unabhängigkeit bewahrt hatten: Holland, Seeland, Friesland, dieselben Provinzen, denen es später, im Gegensatz zu Flandern und Brabant, gelang, sich von der spanischen Herrschaft loszureißen. In Amsterdam bildete sich die Hauptgemeinde. Es schreckte sie nicht, daß auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, am 5. Dezember 1531, der Vorsteher der Gemeinde, Jan Volkerts, mit acht Genossen im Haag enthauptet und ihre Köpfe nach Amsterdam gebracht wurden, „wo man sie an einer weit sichtbaren Stelle, den ab- und zufahrenden Seeschiffen zum Anblick, an Stangen in einen Kreis zusammenstellte, den Prediger in der Mitte hoch über den anderen" (Cornelius). Die städtischen Behörden drückten den Sektierern gegenüber ein Auge zu. Amsterdam blieb ihr Mittelpunkt in den Niederlanden.

Kaum begannen die Melchioriten zahlreicher zu werden, so bildeten sich zwei Richtungen unter ihnen. An das baldige Kommen des neuen Jerusalem, der neuen Gesellschaft glaubten sie natürlich alle, aber gerade die Praktischeren unter ihnen mußten sich sagen, daß es von selbst, durch ein Wunder, nicht kommen werde, daß, um modern zu reden, das Proletariat sich selbst befreien müsse. Mit denselben Mitteln, erklärten sie, mit denen das Volk unterjocht werde, müsse es gegen seine Gegner kämpfen: mit den Waffen; das Schwert, welches die Gottlosen gegen das Volk Gottes aus der Scheide gezogen haben, würde gegen ihr Herz gewendet werden.

So lehrte Jan Mathys, ein Bäcker zu Haarlem, der zuerst unter den Melchioriten für den gewaltsamen Weg eintrat. „Der Johann Mathys sei derjenige, der zuerst den Gebrauch

des Schwertes und der Gewalt wider die Obrigkeit eingeführt und gefordert habe", erklärte Johann von Leyden vor seinen Richtern, und in einem früheren Bekenntnis erzählt er von dem Zwiespalt, der sich zwischen Mathys und Hofmann entsponnen habe.*

Die Mathyssche Lehre stand im schroffsten Widerspruch zu einem der wichtigsten Grundsätze der bisherigen täuferischen Lehre, den alle ihre Richtungen, so verschieden sie sonst sein mochten, bekannt hatten. Aber er war die natürliche Konsequenz des Chiliasmus, für den die Verfolgung wie in Süddeutschland so auch in den Niederlanden einen günstigen Boden geschaffen hatte. Wer eine Bevölkerungsschicht zur Verzweiflung treibt, darf sich nicht wundern, wenn sie sich schließlich zur Wehre setzt. Auch das furchtsamste, friedliebendste Tier wehrt sich seines Lebens, wenn es in die Enge getrieben wird. Die Mathyssche Lehre wurde aber in den Niederlanden noch dadurch begünstigt, daß dort die Klassengegensätze bereits viel schroffer zugespitzt waren als in der Heimat des Täufertums, in der Schweiz. In den Niederlanden findet man unter den Täufern fast gar keine Mitglieder der höheren Klassen. Die Bewegung war dort eine eminent proletarische, eine Bewegung von Elementen, die nichts zu verlieren hatten als ihre Ketten. Das mußte ihre Widerstandskraft und ihre Widerstandslust vermehren.

Es gelang Mathys, in der Gemeinde zu Amsterdam festen Fuß zu fassen. Durch Sendboten gewann er auch außerhalb dieser Gemeinde bald zahlreiche Anhänger. Deren Zahl wuchs in dem Maße, wie die Melchioriten sich mehrten. Unter ihnen war der weitaus hervorragendste der ebengenannte Johann Bockelson von Leyden. Seine Mutter, eine Leibeigene aus dem Münsterschen, hatte bei dem Schult-

* Berichte der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich. Herausgegeben von C. A. Cornelius, 2. Band der Geschichtsquellen des Bistums Münster, S. 370, 399. Münster 1853.

heißen Bockel in Soevenhagen bei Leyden gedient und von ihm den Johannes geboren (1509). Später, nachdem sie sich losgekauft, heiratete sie Bockel. Johann lernte in Leyden das Schneiderhandwerk und erhielt eine dürftige geistige Ausbildung. Aber eine außerordentliche Begabung machte diesen Mangel wett. Schon früh nahm er lebhaftesten Anteil an den Fragen, die seine Zeit bewegten: namentlich der schwärmerische Kommunismus interessierte ihn, denn er studierte Münzers Schriften. Seinen Blick erweiterte er durch große Wanderungen. Als Schneidergeselle zog er nach England, wo er vier Jahre blieb, und nach Flandern. Zurückgekehrt, betrieb er nicht sein Handwerk, sondern heiratete die Witwe eines Schiffers und wurde Kaufmann. Als solcher besuchte er Lübeck und Lissabon. Aber er hatte kein Glück oder nicht den gehörigen Geschäftsgeist. Er wurde bankrott, gerade um die Zeit, als das Täufertum in den Niederlanden aufkam. Der Lehre, die ihm seit jeher sympathisch gewesen, wandte er sich nun mit dem ganzen Feuereifer seiner Jugend zu. Denn soviel er auch gesehen und erfahren, er war noch nicht 25 Jahre alt, als er für Johann Mathys gewonnen wurde (im November 1533).

Schön, lebhaft, enthusiastisch, von hinreißender Beredsamkeit, gewann er leicht die Herzen. Besonders bemerkenswert sind an ihm seine Lebenslust und seine Freude am Schönen, die ihn von der Masse seiner Genossen auffallend unterscheiden, die einem finsteren Puritanismus huldigten. Darin ist er auch Thomas Münzer ganz unähnlich. Von Jugend auf hatte er poetisches Talent an den Tag gelegt. „Er hat auch Theaterstücke allerlei Art verfaßt, welche er, wie es dort gebräuchlich ist, auf den Schaubühnen vor allen Leuten, um Geld zu gewinnen", aufführen ließ, berichtet Kerssenbroick. Seine Neigung zum Theatralischen und sein Verständnis für Theatereffekte hat er auch in Münster bewiesen.

Indes hat Kerssenbroick wenig Ursache, ihn als „Schneider" und „Theaterkönig" zu verhöhnen. Die Machthaber, deren

ergebener Knecht Kerssenbroick war, haben vor dem Schneider und Theaterkönig gezittert, denn der Diktator von Münster verband mit seinen eben geschilderten Eigenschaften eiserne Willenskraft und durchdringenden Scharfsinn, die ihn zu einem gefürchteten Gegner machten.

Noch ehe Bockelson sich Johann Mathys anschloß, war dieser an die Spitze der niederländischen Melchioriten gekommen, denn Hofmann hatte anfangs 1533 die Niederlande verlassen, um nach Straßburg zurückzukehren, da die Zeit für den Beginn des neuen Jerusalem gekommen war. Er werde gefangen genommen werden, war ihm prophezeit worden, ein halbes Jahr gefangen sitzen, dann aber werde der Erlöser kommen. Der erste Teil der Prophezeiung ging bald in Erfüllung. Schon im Mai ließ ihn der Rat verhaften. Aufs höchste gespannt waren nun die Erwartungen der Brüder, mit fieberhafter Ungeduld sahen sie dem Zeitpunkt entgegen, der endlich, endlich aller Trübsal und aller Not ein Ende machen sollte.

Die weiteren Teile der Prophezeiung wollten sich jedoch nicht erfüllen. Das Jahr 1533 ging seinem Ende entgegen, und alles blieb in Straßburg ruhig. Die Agitation Hofmanns hatte vor allem den Erfolg gehabt, den Rat zu energischerem Einschreiten gegen die Täufer anzustacheln. Alle zweifelhaften Elemente fielen von ihnen ab. Ihre Sache ging von da an in Straßburg zurück. Hofmann selbst sah die Freiheit nicht mehr wieder. Er starb nach langjähriger Haft im Kerker.

Aber gerade um diese Zeit erhielt der schwärmerische Enthusiasmus der „Brüder" einen Anstoß, der ihn hoch auflodern ließ, „und durch die Gemeinden der Melchioriten rings in den Niederlanden verbreitete sich die Sage: der Herr habe Straßburg um seines Unglaubens willen verworfen und an seiner Statt Münster erwählt, das neue Jerusalem zu sein". (Cornelius.)

Sehen wir zu, was sich inzwischen in Münster zugetragen.

3. Die Eroberung Münsters.

Schon im Jahre 1532 machten sich täuferische und ähnliche Tendenzen in Münster bemerkbar. Im Laufe des folgenden Jahres, nach dem Vertrag vom 14. Februar, gewannen sie rasch an Entschiedenheit, Kraft und Verbreitung.

Der Rat war gespalten, denn die Wahl vom 3. März 1533 hatte eine Reihe entschieden demokratischer Elemente in denselben gebracht. Zu diesen zählte sogar der eine der beiden Bürgermeister, Hermann Tilbeck, ein Patrizier der Abstammung, ein guter Demokrat der Gesinnung nach, der später die Wandlung des radikalsten Teils der bürgerlichen Demokratie von Münster zum Täufertum mitmachte.

Ebenso gespalten, schwankend und unsicher wie der Rat waren die Gilden. Sie wußten, daß Bischof und Klerus nur auf eine günstige Gelegenheit lauerten, die Herrschaft über ihre Ausbeutungsobjekte wieder zu gewinnen. Aber ein Teil des zünftigen Bürgertums fing an, Angst vor den Besitzlosen zu empfinden, die vor keinem Privilegium und keinem Besitz haltmachen wollten, auch vor keinem zünftigen. Es fragte sich, wer gefährlicher war, die Masse oder die Aristokratie. Diejenigen unter den bürgerlichen Demokraten, welche die Pfaffen- und Aristokratenherrschaft am meisten fürchteten, blieben der Allianz mit den proletarischen Elementen treu; andere schlossen sich an die Lutheraner, ja an die Katholiken in der Stadt an, die große Masse der zünftigen Elemente schwankte haltlos hin und her, einzig bemüht, keine der anderen Parteien übermächtig werden zu lassen.

Diese Verhältnisse waren den Täufern in ihren Anfängen sehr günstig, sie hinderten den Rat an jeder entschiedenen Aktion gegen sie. Und die Täufer waren nicht müßig, die gute Gelegenheit auszunutzen. Ihr Eifer in der Propaganda ließ nichts zu wünschen übrig. Aber ihre Zahl mehrte sich nicht nur durch Zuwachs an Proselyten, sondern, und das

ist höchst bemerkenswert, durch Zuzug von Emigranten, zunächst aus den benachbarten Gegenden — zuerst aus dem Jülichschen —, dann aber auch von ferner her, namentlich aus den Niederlanden. Die Zuzügler kamen, teils vor Verfolgungen flüchtend, teils durch Tatenlust getrieben, denn in Münster waren die Brüder nicht nur weniger gefährdet als anderswo, es boten sich dort auch bessere Aussichten, für die gute Sache zu wirken. Diese Emigranten sind für die Entwicklung der Dinge in Münster äußerst wichtig geworden.

Ein Augenzeuge, Gresbeck, schreibt ihnen den Hauptanteil an dem Siege der Wiedertaufe und den Vorgängen in Münster unter dem kommunistischen Regime zu. Er spricht von den entschiedenen Wiedertäufern in der Stadt in der Regel nicht anders als von den „Holländern und Friesen". Daher ist er auch auf die Holländer schlecht zu sprechen: „Wan ein Hollender seven jair alt ist," sagt er in seinem Niederdeutsch, „so is hei up dem allerweisesten, als hei werden wil. Jt sint intgemein halve narren." (Berichte der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich, S. 137.)

Die Zuzügler gehörten zu den kühnsten und tatkräftigsten Elementen der Partei, sie boten den Täufern in der Stadt einen bedeutenden moralischen und auch militärischen Rückhalt.

Die „Ordnungsparteien" dagegen, um die Gegner der Täufer kurz zu bezeichnen, schrumpften von Tag zu Tag mehr zusammen. Denn blasse Furcht hatte die Wohlhabenden ergriffen, und jeder Fortschritt der Demokratie jagte einige von ihnen in die Flucht.

Gut wird dieser Prozeß geschildert in einem katholischen niederdeutschen Gedicht aus dem Jahre 1534, „der Monsterschen Ketzer Bichtboek". Da heißt es unter anderem (wir zitieren im Originaldialekt, durch eine Übersetzung würden die Verse zu sehr verlieren):

„De geistlichen worden von allen weltlichen binnen Munster gehatet,
Darum hebben etlicke prälaten bi guten tiden uthgetagen und sick nich verlatet.
De gilden mochten de junckeren of erfmans da binnen nich liden,
Darum hebben auck de erfmans sick uth der stat gegieven bi tiden.
De armen gildebroers hebben de riecken borger und rentners verfolget,
Derhalven hebben de riecken borger den jonckeren na gefolget.
Hadde de ene sick bi den andernn gehalden fast,
So weren wi alle nich gekommen in so grote last."*

Der Dichter predigte eine wohlfeile Weisheit. Sicherlich wäre jede auch nur vorübergehende selbständige Regung des Proletariats unmöglich gewesen — und sie wäre es auch heute noch für einige Zeit in den meisten Ländern —, wenn die Besitzenden fest zusammengehalten hätten. Aber zum Glück für das Proletariat zerfallen die Besitzenden in verschiedene Klassen mit sehr verschiedenen und oft gegensätzlichen Interessen, und die Klassenkämpfe der Besitzenden untereinander sind bisher stets wichtige Momente in der Entwicklungsgeschichte des Proletariats gewesen. Freilich, so oft das Proletariat angefangen hat, gefährlich zu werden, zeigten auch die besitzenden Klassen die Neigung, sich zusammenzuschließen und „eine reaktionäre Masse" zu bilden. Aber jede dieser Klassen suchte dabei einen Sonderprofit für sich herauszuschlagen, und sie konnten bei ihrem Zusammenwirken ein gewisses Mißtrauen nie überwinden, denn wie jede die Bundesgenossen betrügen wollte, so fürchtete auch jede, von ihnen betrogen zu werden. Selbst als Münster in die Hände der Täufer gefallen war, schloß sich die edle Gesellschaft nur schwer zu einer festen Masse zusammen.

In demselben Maße aber, in dem sich die Anfänge eines „Ordnungsbreis" bildeten, wurden die entschiedeneren bürgerlich-demokratischen Elemente unter der Führung Rothmanns

* Auszüge aus dem Gedicht sind abgedruckt bei Cornelius, Münsterischer Aufruhr, II, S. 179.

und Knipperdollincks genötigt, sich enger an die proletarischen Elemente anzuschließen. Sie wandten sich der Wiedertaufe zu. Noch im Jahre 1532 hatte Rothmann, damals Zwinglianer, die Wiedertaufe bekämpft. Am 6. September dieses Jahres schrieb er an Busch: „Ich habe bereits mit den Wiedertäufern zu schaffen gehabt, welche uns zwar auf eine Zeitlang verlassen, aber gedroht haben, sie würden mit größerer Kraft zurückkommen. Aber ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein?“ *

Im Mai des folgenden Jahres bekannte sich Rothmann bereits als Gegner der Kindertaufe.

Der Rat versuchte, die Täufer mit „geistigen Waffen“ zu überwinden. Er veranlaßte Melanchthon, an Rothmann zu schreiben, damit er ihn zum wahren Glauben zurückführe. Als dieser und ähnliche Briefe nichts fruchteten, veranstaltete er eine Disputation am 7. und 8. August 1533, die natürlich die Täufer auch nicht bekehrte, sie eher ermutigte.

Nun zog der Rat schärfere Saiten auf. Eine Reihe städtischer Prediger hatte sich den Täufern angeschlossen. Der Rat drohte ihnen (im September) mit Amtsentsetzung und Ausweisung, wenn sie sich weigerten, Kinder zu taufen. Sie erwiderten (17. September), man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Darauf suchte der Rat seine Drohung zu verwirklichen. Vor allem wurde Rothmann des Predigtamtes an der Lambertikirche entsetzt. Aber die Haltung der Gemeinde war so drohend, daß der Rat ihm im Oktober eine andere Kirche einräumte: die Täufer hatten ihren ersten Triumph errungen.

Zu einer zweiten Kraftprobe kam es Anfang November. Der Rat machte jetzt den Versuch zur Bildung einer „reaktionären Masse“. Er lud die Gildenmeister und die katholischen Patrizier zu einer gemeinsamen Besprechung darüber ein, wie man der täuferischen Elemente Herr werden könnte.

* Zitiert bei Kerssenbroick, I, S. 183.

Man einigte sich zu einem bewaffneten Handstreich gegen diese, welcher schon am folgenden Tage vollzogen werden sollte.

Die Ordnungselemente sammelten sich gewaffnet und suchten sich zunächst der täuferischen Prediger zu bemächtigen. Nun aber forderten einige extreme Reaktionäre, wahrscheinlich Katholiken, mit den Predigern sollten auch die demokratischen Mitglieder des Rates, die mit den Täufern sympathisierten, aus der Stadt gejagt werden, vor allen der Bürgermeister Tilbeck. Davon war am Tage vorher keine Rede gewesen. Das machte die mittelparteilichen Ordnungselemente stutzig, sie begannen ihren Genossen zu mißtrauen. Inzwischen hatten sich aber die Täufer gesammelt und auf dem Lambertikirchhof verschanzt; ihre Gegner wagten es nicht, sie dort anzugreifen. Der Rat knüpfte am nächsten Tage Verhandlungen mit ihnen an, und die Aktion, die berechnet war, zu völliger Zersprengung der Täufer zu führen, endigte mit einigen geringfügigen Konzessionen, die sie machen mußten. Einige ihrer Prediger wanderten aus, Rothmann durfte nicht mehr predigen, blieb aber in der Stadt. Die öffentliche Propaganda ward ihnen untersagt, aber man mußte sich dazu bequemen, die Täufer selbst in der Stadt zu behalten. Sie hatten sich auch in diesem zweiten, weit gefährlicheren Sturme behauptet.

„Rothmann," berichtet Kerssenbroick, „obgleich ihm in dem Vertrag (vom 6. November) die Erlaubnis, öffentlich zu predigen, war genommen worden, hörte doch nicht auf, anfangs heimlich und zur Nachtzeit, hernach aber, als sein Anhang sich sehr vermehrt hatte, auch bei Tage, in den Häusern einiger Bürger die Wiedertaufe zu predigen. Die Zeit der Predigt wurde durch einen Flintenschuß angezeigt und wurden keine anderen, als die von der Wiedertäuferei angesteckt waren, zugelassen." (I, S. 453.)

Neben dieser mündlichen wurde auch eine Propaganda durch gedruckte Flugschriften betrieben. Man richtete in

Rothmanns Hause eine geheime Druckerei ein, die später von der Behörde entdeckt wurde.

Auch an die Durchführung des Kommunismus schritt man bereits. Die Reichen unter den „Brüdern" „legten all ihr Geld zu den Füßen Rothmanns nieder, zerrissen und verbrannten alle Schuldverschreibungen, die sie besaßen, und erließen ihren Schuldnern ihre ganze Schuld; und dieses taten nicht allein Männer, sondern auch Frauen, die sonst nichts wegzuwerfen pflegten. Denn die Brandsteinin, Knipperdollincks Schwiegermutter, eine sehr reiche Frau, wurde von dem Geiste Gottes dergestalt getrieben, daß sie ihren Schuldnern ihre Schuldbriefe samt den bereits erhobenen Zinsen wieder zustellte."*

Ein derartiger selbstloser Enthusiasmus mußte die Massen mächtig bewegen. Bald waren die Täufer so stark, daß sie ihren Gegnern offen trotzen konnten. Am 8. Dezember begann der Schmiedegesell Johann Schröder öffentlich die täuferischen Lehren zu predigen. Am 15. ließ ihn der Rat verhaften, aber die Schmiedezunft rottete sich zusammen, zog zum Rathaus und erzwang seine Freilassung. Rothmann wurde ausgewiesen, er blieb aber ruhig und unangefochten in der Stadt. Zu Ende des Jahres kehrten auch die im November ausgewanderten Prediger zurück. Am 15. Januar 1534 wies sie der Rat abermals aus. Die Stadtknechte führten sie bei dem einen Tore hinaus, aber die Brüder brachten sie bei einem anderen wieder herein, ohne daß der Rat es zu hindern wagte. Die Täufer waren tatsächlich bereits Herren der Stadt.

Kein Wunder, daß die Brüder allenthalben nun erkannten, Straßburg sei von Gott verworfen worden, in Münster werde das wahre neue Zion erstehen. Das Zentrum der Bewegung im Norden — heute würde man sagen die Parteileitung — wurde von Amsterdam dorthin verlegt. Johann

* Kerssenbroick, I, S. 455.

Mathys, der neue Prophet und Nachfolger Hofmanns in der Führerschaft der Melchioriten, sandte im Beginn des Januar eine Reihe von Sendboten dahin, darunter Johann Bockelson von Leyden, der am 13. Januar ankam. Im Februar finden wir auch Mathys selbst in Münster.

Die Ordnungspartei war in voller Verzweiflung. Sie sah nur noch eine Möglichkeit, der anschwellenden kommunistischen Flut einen Damm entgegenzusetzen: sie warf sich dem Bischof in die Arme und verriet ihm die städtische Freiheit, ein Vorgehen, das damals ungefähr ebensoviel bedeutete wie heutzutage Landesverrat.

Bischof Franz hatte von vornherein seinen feierlichen Vertrag mit der Stadt, in dem er ihr freie Religionsübung zusicherte, für einen wertlosen Wisch Papier gehalten, den er bei der ersten besten Gelegenheit zerreißen werde. Je demokratischer die Stadt wurde, desto mehr gelüstete es ihn nach dem Vertragsbruch. Schon im Dezember 1533 hatte er begonnen, sich zu rüsten, um die Münstersche Demokratie zu überfallen und niederzumetzeln. Das verräterische Vorgehen der städtischen Ordnungspartei kam ihm nun höchst gelegen.

„Als nun mein gnädiger Herr von Münster gesehen," schreibt Gresbeck, „daß sich die Wiedertäufer in der Stadt Münster nicht wollten raten lassen und nach des Bischofs Gnade nicht fragten, da kam er mit dem Rat der Stadt Münster und einem Teil anderer Bürger, die nicht mit der Wiedertaufe hielten, überein, daß sie dem Bischof von Münster zwei Tore öffnen sollten, unser lieben Frauentor und das Judenfeldertor. So wurden dem Bischof die Tore geöffnet, daß er in die Stadt 2000 bis 3000 Bauern und ein Teil Reiter zu Pferde hineinbekam, so daß mein gnädiger Herr von Münster die Stadt inne hatte."*

Es war dies am 10. Februar. Mit den bischöflichen Reisigen, die so mitten im Frieden verräterischerweise die

* Berichte der Augenzeugen, S. 14, 15.

Stadt überfielen, vereinigten sich die „gutgesinnten Bürger", die sie erwartet hatten und Harnische unter den Kleidern trugen. Auch hängten sie nach der Verabredung Strohkränze vor ihre Häuser, damit diese bei der erwarteten Plünderung von den Verteidigern des Eigentums verschont blieben.

Die Verschworenen hatten anfangs Glück. Es gelang ihnen, sich Knipperdollincks und einiger anderer Wiedertäufer zu bemächtigen und sie gefangen zu setzen. „Knipperdollingk lag in dem torn und riep glich wie offen plegen tho ropen", berichtet Gresbeck.

Aber schnell sammelten sich die überraschten Täufer, und sie bewiesen, daß in ihnen der Geist der kriegerischen Richtung des Johann Mathys lebte. Sie gewannen im Straßenkampf die Oberhand, die bischöflichen Truppen zogen sich zurück und boten die Hand zu einem Vergleich, und „mit kloickheit und behendigkeit kriegen sie (die Täufer) die buren und ruetters wieder uth der stat". (Gresbeck.) Der Verrat hatte sich gegen die Verräter selbst gekehrt und dahin geführt, daß die Stadt, die moralisch schon den Täufern gehört hatte, nun auch militärisch in ihrer Macht war. Nicht in aggressivem Aufruhr, sondern in der Notwehr eroberten sie Münster.

Der Kampf vom 10. Februar hatte zwei Folgen. Zwischen der Stadt und dem Bischof herrschte fortan Kriegszustand. Am 23. rückte Franz mit seinen Truppen in Telgt ein, um die Belagerung zu betreiben. An demselben Tage fanden in Münster die gesetzlich vorgeschriebenen Magistratswahlen statt. Ohne daß die Wahlordnung im geringsten geändert worden wäre, fielen die Wahlen völlig im täuferischen Sinne aus. Knipperdollinck und Kippenbroick, ein Tuchmacher, der sich bereits mehrfach in der täuferischen Sache ausgezeichnet hatte, wurden Bürgermeister von Münster. „Die Führer der Bewegung waren mithin auf gesetzlichem Wege zur höchsten Macht emporgestiegen, und die Hauptstadt Westfalens lag den neuen Propheten zu Füßen." (Keller.)

4. Das neue Jerusalem.

a. Die Quellen.

Nun begann nach der herkömmlichen bürgerlichen Darstellung eine wahnsinnige Orgie der Wollust und des Blutdurstes. Das ist die allgemeine Darstellung seit der Zeit der Münsterschen „Kommune" bis auf unsere Tage. „Als sie die Stadt in ihre Gewalt bekommen," schrieb Bischof Franz in einem amtlichen Bericht, „haben sie alle göttliche, christliche Ordnung und Recht, geistlich und weltlich Regiment und Polizei ganz zugrunde gerichtet und ein viehisch Leben angestellt."

Und ein „wissenschaftlicher" Vernichter der Sozialdemokratie aus den neunziger Jahren, der anonyme Verfasser der „Schlaraffia politica"* erzählt schaudernd: „Münster war der Schauplatz gemeinster Unzucht und blutigster Metzeleien geworden. ... So war ein Reich gegründet, das den Kommunismus und die Polygamie verwirklichte, ein Regiment, in dem geistlicher Hochmut und fleischliche Sinnenlust, fromme Hingebung und Selbstaufopferung mit blutdürstiger Roheit und niedriger Genußsucht aufs widerlichste gepaart waren. ... Wer die Geschichte dieser Bewegung kennt, wird Schilderungen (des sozialistischen ‚Zukunftsstaates') wie im ‚Himmel auf Erden' von Gregorovius nicht für ein übertriebenes Sammelsurium von Gräßlichkeiten und Gemeinheit halten. Die Schandtaten, deren Opfer die Frauen von Münster wurden, die Neronischen Ausschweifungen und Grausamkeiten Johanns von Leyden und seiner Genossen sind die historische Illustration dazu." Aber, meint der fromme Mann mit Sudre, seinem Vorläufer in der Geschichtschreibung des Sozialismus,

* Schlaraffia politica, Geschichte der Dichtungen vom besten Staat, Leipzig 1892. Eine flache, mit ebensoviel Liederlichkeit wie Arroganz zusammengestoppelte Kompilation.

die Wiedertäufer glaubten wenigstens an Gott und die Unsterblichkeit. „Die Erneuerer ihrer Lehren in unserer Zeit fügen zu ihren Irrtümern die Leugnung der Gottheit und jener Begriffe und versenken den Menschen in groben Materialismus. Was soll man, wenn man dies erwägt, von der Verwirklichung moderner Utopien erwarten? Die Saturnalien von Münster würden ohne Zweifel noch überboten werden." (S. 68 bis 70.)

Der jüngste Geschichtschreiber des Münsterschen Aufstandes endlich meint:

„Wohl auf allen billig denkenden Seiten ist man einig in der vollkommenen Verurteilung der Ausgeburten des wahnwitzigen religiösen Fanatismus und der ungeheuerlichen sozialen Zustände, die sich hier in Münster nicht nur praktisch ausgebildet haben, sondern die zugleich auch hier theoretisch ihre Begründung und Verteidigung fanden." Weiterhin spricht er von „Verbrechen", von „Irrsinnigen" usw.*

Das ist die Tonart aller bürgerlichen Darstellungen der Münsterschen „Kommune".

Den Münsterschen Kommunisten gegenüber konnte die bürgerliche Geschichtschreibung niemals unbefangen sein. Sie gelten heute noch ebensosehr wie zu ihrer Zeit nicht als Objekte wissenschaftlicher Forschung, sondern als Todfeinde, die nach ihrer physischen Überwindung auch noch moralisch zu vernichten sind, und in denen man heute auch die Sozialdemokratie zu treffen wähnt.

Wohl aber ist es vom Standpunkt des wissenschaftlichen Sozialismus möglich, an das Münstersche Gemeinwesen

---

* Dr. Heinrich Detmer, Königlicher Oberbibliothekar in Münster, Bilder aus den religiösen und sozialen Unruhen in Münster während des sechzehnten Jahrhunderts. I. Johann von Leiden. Münster 1903. S. 4. Der zweite Teil dieser „Bilder" behandelt „Bernhard Rothmann", der dritte „Die Auffassung von der Ehe und die Durchführung der Vielweiberei in Münster während der Täuferherrschaft". Beide Schriften erschienen in Münster 1904. Neues bringen sie nicht.

völlig unbefangen heranzutreten, noch unbefangener als an die meisten bisherigen Erscheinungsformen des Kommunismus. Nicht nur ist der ketzerische Kommunismus, auch der der Wiedertäufer, grundverschieden vom modernen Sozialismus, wir wissen auch, daß das neue Jerusalem in Münster nicht einmal typisch ist für das Wiedertäufertum im besonderen, geschweige denn für den Kommunismus im allgemeinen. Wenn jemand das Bedürfnis fühlt, aus den Resultaten, die das Wiedertäufertum in Münster gezeitigt, den Schluß zu ziehen, daß der Kommunismus notwendig zu Grausamkeit und Blutdurst führt, dann können wir ihm das Beispiel der Wiedertäufer selbst entgegenhalten, der Wiedertäufer dort, wo man ihnen gestattete, sich ruhig zu entwickeln, in Mähren.

Vom Standpunkte des modernen Sozialismus kann man daher an das Münstersche Reich mit dem Bewußtsein herantreten, daß, wie immer das Urteil darüber ausfallen mag, unsere heutigen Bestrebungen dadurch nicht berührt werden. Wir haben den Münsterschen Kommunisten gegenüber nur ein Bedürfnis, sie zu begreifen, die Wahrheit über sie zu erforschen.

Wir halten es für nötig, dies hier zu bemerken.

Von den bisher betrachteten Erscheinungen des Kommunismus hatte jede wenigstens bei dem einen oder anderen Vertreter der bürgerlichen Wissenschaft unbefangene Würdigung gefunden: so, um nur die den Münsterschen zunächststehenden Richtungen zu nennen, Thomas Münzer bei Zimmermann, die süddeutschen und mährischen Wiedertäufer bei Keller, Beck, Loserth und anderen. Das erklärt sich wohl dadurch, daß alle diese Erscheinungen in der Geschichte des Kommunismus entweder höchst harmloser, friedfertiger Natur waren, oder aber im Gefolge einer bürgerlich-demokratischen Bewegung auftraten, als deren Bundesgenosse dienten. So zog zum Beispiel Münzer seine Kraft und seinen Einfluß vornehmlich aus seiner Bekämpfung der Fürsten-

macht. Als Kommunist erreichte er nicht viel, wie uns Mühlhausen gezeigt hat. In Münster dagegen tritt der Kommunismus als selbständige, herrschende, revolutionäre Macht auf — zum erstenmal in der Geschichte. Dieser Erscheinung gegenüber versagt die bürgerliche Unbefangenheit. Und doch wäre gerade hier die äußerste Unbefangenheit geboten, angesichts des Zustandes der Quellen.

Münster war seit dem entscheidenden Sieg der Täufer vom 10. Februar eine belagerte, von der Außenwelt abgeschnittene Stadt. Nachdem sie erobert worden, wurde fast die ganze Einwohnerschaft niedergemetzelt. Kein Vertreter des Täufertums entkam dem Blutbad, der imstande gewesen wäre, eine literarische Darstellung der Vorgänge in der Stadt während ihrer Belagerung zu geben. Sämtliche Darstellungen derselben rühren von Gegnern her. Nun braucht man sich bloß zu erinnern, in welch unverschämter Weise über die Pariser Kommune gelogen wurde, über die Sozialdemokratie heute noch allenthalben gelogen wird, trotzdem diese über eine ausgedehnte Presse und parlamentarische Vertreter verfügt, die imstande sind, jeder falschen Mitteilung öffentlich entgegenzutreten, dann kann man sich denken, welchen Glauben die vorhandenen Berichte über den „Aufruhr" verdienen.

Sehen wir uns die drei Hauptquellen an. Gleich nach dem Fall Münsters erschien eine Schrift: „Wahrhaftige historie, wie das Evangelium zu Münster angefangen und danach, durch die Widderteuffer verstöret, widder aufgehört hat. Dartzu die gantze handlung derselbigen buben vom anfang bis zum ende, beides in geistlichen und weltlichen Stücken, vleißig beschrieben durch Henricum Dorpium Monasterienſem. 1536." In seiner Abhandlung „über die Quellen der Geschichte des münsterischen Aufruhrs", welche die Einleitung zu den von ihm herausgegebenen „Berichten der Augenzeugen" bildet, charakterisiert Cornelius diese Schrift folgendermaßen: „Sie ist eine Wittenbergische Parteischrift,

zu Wittenberg gedruckt, von Luthers Hauptgehilfen und Sendboten für Niederdeutschland Johann Bugenhagen mit einer Vorrede eingeleitet. . . . Des Buches Absicht ist, die vollkommene moralische Niederlage der Gegner vor aller Augen zu stellen und im eigenen Parteiinteresse auszubeuten." (S. XVI, XVII.) Schon der Titel enthält eine arge Flunkerei. Cornelius weist nach, daß der Verfasser, wenn er wirklich Dorpius heißt, nicht, wie er von sich sagt, aus Münster stammte, und daß er „sich in dem Buche den falschen Schein gibt, als sei er selbst in Münster gewesen und habe das aus eigener Erfahrung, was ihm nur sein Berichterstatter mitgeteilt hat". (S. XI, XII.) Also ein Schwindler, dessen „Buch als eine wahrhafte und befriedigende Erzählung des ganzen Herganges nicht zu betrachten ist".

Der Protestant Hase sucht Dorpius von den Vorwürfen des Katholiken Cornelius reinzuwaschen. Unseres Erachtens nicht mit Glück. (Heilige und Propheten, Leipzig 1892, II, S. 291 ff.) Übrigens gehört Hases Darstellung des Wiedertäuferreichs neben der schon öfter zitierten Kellerschen zu den relativ besten, die von bürgerlicher Seite erschienen sind. Cornelius' klassisches Werk über den Münsterschen Aufruhr ist leider unvollendet geblieben, es bricht gerade bei der Eroberung Münsters durch die Täufer ab.

Viel wichtiger als die Dorpiussche Schrift ist das bereits mehrfach zitierte Werk Kerssenbroicks über das Wiedertäuferreich von Münster. Das lateinische Original ist Manuskript geblieben. Als es 1573 in Druck gehen sollte, verbot der Münstersche Stadtrat die Herausgabe. Das Werk hat sich nur in Abschriften erhalten. 1771 erschien eine Übersetzung, die hier benutzt wurde. Kerssenbroick, 1520 geboren, besuchte 1534 in Münster die Domschule, später, 1550 bis 1575, war er Rektor an derselben Schule. Als solcher verfaßte er seine Geschichte, die wichtig ist durch die zahlreichen Aktenstücke, die sie mitteilt. Aber unkritisch und leichtfertig seinen Quellen gegenüber, ist er überdies voller Parteilichkeit. Folgende

Stelle aus seiner Vorrede genügt: Er erklärt, er habe nicht aus Ruhmsucht geschrieben, „sondern um meinem Vaterland und der Nachwelt zu dienen, damit nicht die glänzenden Taten vergessen werden, die der in Christo hochwürdigste Graf und Herr, Franz, dieser rechtschaffene Bischof der Münsterischen Kirche und Zweig des alten gräflichen Waldeckischen Stammes zur gänzlichen Ausrottung der grausamsten und schändlichsten Ketzerei ... verrichtet hat. Ferner teile ich darum der Welt diese Geschichte mit, damit alle Rechtschaffenen die entsetzliche und schändliche Raserei der Wiedertäufer... meiden und verabscheuen mögen." Er selbst gibt also als seinen Zweck nicht eine objektive Darstellung, sondern eine Verherrlichung des Bischofs und Herunterreißung der Wiedertäufer an. Demgemäß wird jener erhoben, wo nur möglich, alles verschwiegen, was einen Schatten auf ihn werfen könnte. Dagegen fischt der Autor gierig nach dem erbärmlichsten Klatsch über die Wiedertäufer, wenn er ihnen ungünstig ist, und nimmt ihn unbesehen, ja womöglich noch übertrieben in sein Werk auf.

Nur ein Beispiel. Er erzählt: „Um eben diese Zeit (Anfang Februar) rief der Prophet Johann Mathys, ein äußerst wollüstiger Mann, die Wiedergetauften beiderlei Geschlechts in das Haus Knipperdollincks, welches ziemlich geräumig war, zur Nachtzeit heimlich zusammen. Und wenn die Versammlung beieinander war, stellte sich der Prophet in die Mitte des Hauses unter (vor?) einen kupfernen Leuchter, der an dem Boden befestigt war und worauf drei Wachslichte brannten, lehrte die herumstehende Menge und setzte das in den Herzen vieler glimmende Feuer durch seinen prophetischen Geist in volle Flamme. Dann erklärte er das 1. Kapitel des 1. Buches Mosis, und wenn er die Worte des 28. Verses: ‚Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde' abgelesen hatte, wurden die Lichter ausgelöscht. Was für Schandtaten alsdann sind verübt worden, kann man daraus entnehmen, daß man den Propheten ein-

mal in dem Schoße eines Mädchens auf eine unanständige Weise liegend gefunden hat. Diese Zusammenkunft nannten sie die feurige Taufe. Und dieses ist keine Erdichtung. Denn da man hin und wieder in der Stadt der feurigen Taufe Erwähnung tat, niemand aber wußte, was das heiße, ließ sich ein gewisses Weib durch ein sehr kleines Geschenk von meinem Wirt Wesseling bewegen, solches auszuforschen. Diese Frau schlich sich, nachdem sie den Wahlspruch der Wiedertäufer erfahren hatte, in das obenerwähnte Haus ein, sah alles mit an und erzählte es uns wieder." (I, S. 504.) Das genügt unserem biederen Rektor, uns bestimmt zu versichern, seine Erzählung von der feurigen Taufe sei „keine Erdichtung"! Man bedenke: Ein beliebiges Frauenzimmer erzählt, um ein Trinkgeld zu erhaschen, ein beliebiges Geschichtchen dem Hauswirt, bei dem Kerssenbroick als Junge von vierzehn Jahren lebte. Dieser schreibt das Geschichtchen ein Menschenalter später nach der Erinnerung nieder und verlangt von uns, einzig auf dieses ganz untrügliche Zeugnis hin, den Wiedertäufern die zügellosesten Bordellwirtschaft zuzuschreiben. Und die gewissenhaften Historiker schreiben diesen Weiberklatsch — wenn nicht Schlimmeres — gewissenhaft ab, denn auf diese Weise wird der Kommunismus „wissenschaftlich" vernichtet!

Daß die Münsterschen Wiedertäufer in einer besonderen Schrift alle derartigen Anschuldigungen für „erstunken und erlogen" erklärten — wir kommen noch darauf zurück —, scheint keiner bemerkt zu haben, und ebensowenig die Tatsache, daß Kerssenbroick selbst an anderer Stelle den Puritanismus der Wiedertäufer hervorhebt:

„Hierauf (nachdem er zu den Täufern übergegangen) nahm Rothmann, weil er sich vorgenommen hatte, die Lehre der Wiedertäufer auszubreiten, ganz andere Sitten an und äußerte eine größere Heiligkeit und Gottesfurcht als vorher. Er entsagte allen Gastereien, allem wollüstigen Umgang mit dem anderen Geschlecht, mit einem Worte allem,

was ihn in den Verdacht der Leichtfertigkeit bringen konnte.... Damit aber mit diesen Sitten seine Lehre übereinkommen und das Volk zu Werken der Barmherzigkeit erweckt werden möge, so rief er in allen seinen Predigten, *man müsse enthaltsam leben*, sich der erworbenen Güter gemeinsam bedienen, sich gegenseitig Dienste leisten" usw. (I, S. 429.)

Das ist ganz das Bild des typischen Wiedertäufers und ketzerischen Kommunisten überhaupt, das wir so vielfach schon kennen gelernt haben. Diese Darstellung ist jedenfalls richtig; aber wie stimmt sie zu der mitgeteilten Orgie?

Der anonyme Weiberklatsch scheint Kerssenbroick noch besonders imponiert zu haben, denn er beruft sich ausdrücklich darauf, als Zeugnis dafür, daß er „keine Erdichtung" erzähle, und es ist dies einer der wenigen Fälle, in denen er es für geraten hält, zu erzählen, woher er seine Wissenschaft habe. Meist nennt er gar keine Quelle. Vielfach dürften diese also noch kläglicherer Art sein!

Weitaus die wichtigste unter den Quellen über das Wiedertäuferreich ist die schon einige Male zitierte Erzählung Gresbecks.* Dieser, ein Schreiner aus Münster, war im Februar 1534 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, die er 1530 verlassen, und hatte sich den Täufern angeschlossen. Bis zum 23. Mai 1535 blieb er in der Stadt, er ist also imstande, uns über die wichtigsten Vorkommnisse daselbst aus eigener Anschauung Aufschluß zu geben. Aber er schrieb einige Jahre, vielleicht acht bis neun Jahre nach dem Wiedertäuferreich, und er schrieb rein nur nach der Erinnerung, ohne jegliche Hilfsmittel und Stützen des Gedächtnisses. Daher mengte er auch häufig die Dinge durcheinander. Und

* „Summarische ertzelungk und bericht der Wiederdope und wat sich binnen der stat Münster in Westphalen zugetragen im jair MDXXXV." Erst Cornelius hat die Bedeutung dieses Buches, das in mehreren Handschriften erhalten ist, erkannt und es abgedruckt in den schon angeführten „Berichten der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich", deren vornehmsten Inhalt es bildet.

die Reinheit seiner Erinnerungen wird durch einen wichtigen Umstand getrübt: Gresbeck ist derjenige, der Münster verraten und die bischöflichen Landsknechte in die Stadt gebracht hat. Natürlich haßt er die von ihm Verratenen, seine ehemaligen Genossen, noch mehr, als ihre offenen Gegner sie haßten. Er spricht von ihnen kaum je anders als von „Bösewichtern" und Buben. Das ist so Renegaten- und Verräterart. Und ebenso natürlich sucht Gresbeck die Sache so zu drehen, als sei er ganz zufällig im Februar nach Münster gekommen — wo alle Welt voll davon war, daß die Stadt den Täufern gehöre! In einem Briefe, den er während der Belagerung schrieb, gesteht er selbst ein, die Mutter seines Herrn habe ihn gewarnt, er solle nicht nach Münster gehen, er würde sich dort auch taufen lassen. (Berichte der Augenzeugen, S. 323.) Trotzdem will er uns glauben machen, er habe sich bloß unter dem Einfluß des Schreckens den Täufern angeschlossen, unter die er zufällig geraten sei. Um die Unwiderstehlichkeit dieses „Schreckens" recht hervorzuheben, wird das Schreckensregiment also so kraß als möglich gemalt. Damit erreicht Gresbeck nicht nur, daß er selbst als schuldlos erscheint, sondern daß sein Verrat sogar zu einer höchst verdienstlichen Tat wird.

Das sind die wesentlichsten Quellen zur Kenntnis der Münsterschen Ereignisse; nur mit äußerster Vorsicht verwendbar, sind sie einer Geschichtschreibung in die Hände gefallen, die von vornherein das als bewiesen annahm, was diese Quellen beweisen wollten: daß der Kommunismus notwendig Wahnsinn und Verruchtheit zeuge. Kein Wunder, daß sich unter dieser Geschichtschreibung das Wiedertäuferreich als etwas einfach Unbegreifliches darstellt, als ein Sammelsurium nicht nur von Gräßlichkeit und Gemeinheit, sondern von ganz sinnloser, zweckloser Gräßlichkeit und Gemeinheit.

Und doch bieten selbst diese Quellen die Möglichkeit, das Münstersche Wiedertäufertum zu begreifen, wenn man nur

an sie kritisch herantritt, sie mit den dürftigen Resten anderer gleichzeitiger Zeugnisse vergleicht und einerseits den Gesamtcharakter des ketzerischen Kommunismus, andererseits aber die besonderen Verhältnisse, die in Münster herrschten, im Auge behält.

b. Das Schreckensregiment.

Vor allem darf man nicht vergessen, daß in Münster der Kriegszustand bestand, seitdem der Bischof es am 10. Februar überfallen hatte. Ein Krieg muß eine merkwürdig geringfügige Sache sein. Wie käme es sonst, daß „gutgesinnte" Historiker, die mit so viel Scharfsinn auch den unbedeutendsten Umstand zu entdecken wissen, der auf die oft recht gleichgültigen Handlungen eines Monarchen Einfluß gehabt haben kann, fast regelmäßig vergessen, den Kriegszustand in Rechnung zu stellen, wenn es sich um die Handlungen eines demokratischen oder gar kommunistischen Gemeinwesens handelt, das um seine Existenz kämpft. Man lese nur die herkömmlichen bürgerlichen Darstellungen der Erhebung der Pariser Kommune von 1871 oder der Schreckensherrschaft in der großen französischen Revolution!

Ebenso ist es den Wiedertäufern in Münster gegangen. Aber wenn man sie verstehen will, darf man an ihr Reich nicht den Maßstab des Friedenszustandes anlegen, sondern den einer belagerten, und zwar einer unter besonders erschwerenden Umständen belagerten Stadt. Denn für sie galt nicht das gewöhnliche Kriegsrecht; eine ehrenvolle Kapitulation war für sie ausgeschlossen. Die Belagerten hatten nur die Wahl zwischen dem Sieg und dem martervollsten Tod. Gegenüber Rebellen erscheint selbst die grausamste Strafe zu gelind. Das ist, wie Luther sagt, ein Liebesdienst, den ihnen die Fürsten erweisen.

Der bekannte konservative Geschichtsprofessor Leo hat diese famose Idee aufgenommen. Er schildert in seinem Vortrag über Münzer die blutige Niederschlagung des Bauern-

aufstandes: „Überall verbreiteten sie (die Fürsten) durch rasch und streng angeordnete Todesstrafen Schrecken und brachten die armen Leute ... dadurch wieder aus der Verführung ... zur Besinnung — es war die erste und unter diesen Umständen notwendigste Leistung landesherrlicher Liebespflicht." („Thomas Münzer", S. 23.) Neu ist dabei die feine Wendung, man bringe jemanden am besten dadurch zur Besinnung, daß man ihm den Kopf abschlägt. Übrigens drückt sich der Herr Professor sehr zart aus, wenn er von „rasch und streng angeordneten Todesstrafen" spricht. Man denkt dabei an bloßes Hängen oder Köpfen. Aber damit waren die liebevollen Landesväter nicht zufrieden. Die Erfurter Stadtchronik erzählt: „Der Landgraf Philipp und Herzog Georg ließen (nach der Schlacht von Frankenhausen) den Frauen der gefangenen Männer einen Prediger mit seinem Kaplan überantworten. Die haben sie müssen mit Knütteln zu tot schlagen, damit sie ihre Männer am Leben erhielten. Und die Frauen haben sie also zerschlagen, daß ihnen die Köpfe sind gewest wie ein gesottenes Krauthaupt, daß das Gehirn an den Knütteln gehangen hat. Hierauf gab man ihnen ihre Männer los. Es haben auch die Fürsten zugesehen, daß solches geschehen ist." Das war in Thüringen. Um dieselbe Zeit amüsierten sich auch in Franken die Ordnungsmänner in ähnlicher Weise: „Abends wurde Jakob Rohrbach im Weidorf an eine Falbe mit eiserner Kette gebunden und, wie der Pfeifer von Ilsfeld, mit Feuer umlegt, daß auch er langsam bratend mit lebendigem Leibe den gräßlichen Todestanz in dem Feuerkreis um den Baum tanzen mußte, unter Trommeln und Pfeifenschall. Kinder auf den Achseln der Kriegsknechte sahen zu, und umher standen die Edlen, bis sein letzter Ton versank und bis er, nicht mehr er selbst, keine Gestalt mehr, zusammensank." (Zimmermann, S. 437, 476.) Diese Bestialitäten wagt ein Gelehrter des neunzehnten Jahrhunderts als Leistungen einer

Liebespflicht zu beschönigen! Und das zetert über „Neronische Grausamkeit" bei den Proletariern.

Ziehen aber die Rebellen die Konsequenz des fürstlichen Blutdurstes, dann zeigen dieselben Gelehrten deutlich, welche Scheußlichkeiten die — Freiheit und Gleichheit gebiert. Das ist die Logik der „Leuchten der Wissenschaft".

Neben der besonderen Situation, die in Münster zu Bluttaten reizte, ist also in Betracht zu ziehen der Charakter des Jahrhunderts, welches eines der blutdürstigsten, vielleicht das blutdürstigste der Geschichte gewesen ist. Es sei denn, daß es vom zwanzigsten überboten wird. Das schandbare Treiben der russischen Machthaber seit der Revolution von 1905 reiht sich würdig den „Liebesdiensten" der frommen deutschen Landesväter der Reformationszeit an. Das ist ein schöner Beginn jenes Jahrhunderts, das die Entscheidung im proletarischen Klassenkampf bringen wird.

Die Wiedertäufer wußten insbesondere vom Blutdurst ihrer Gegner zu erzählen. Die friedfertigsten aller Menschen, waren sie systematisch allenthalben wie wilde Tiere gehetzt und den scheußlichsten Martern preisgegeben worden. Daß die Verzweiflung unter diesen armen Menschen schließlich eine Richtung aufkommen ließ, die der Schafsgeduld überdrüssig wurde und zu gewaltsamem Widerstand riet, ist nicht zu verwundern. Zu verwundern ist es nur, daß sie so lange brauchte, sich zu entfalten, und daß sie stets nur einen Teil der Verfolgten umfaßte.

Jetzt hatte eine Reihe glücklicher Umstände den so grausam Mißhandelten eine feste Stadt in die Hände gespielt. Aber bereits bedrohte sie von außen völlige Ausrottung.

Wie handelten sie unter diesen Umständen?

„Am 27. Februar," berichtet mit der nötigen sittlichen Entrüstung Janssen, „begann die Schreckensherrschaft mit der Verkündigung des Befehls: alle Einwohner müßten entweder die neue Taufe nehmen oder die Stadt verlassen." Und er zitiert den Bischof von Münster, der sich in einem

Schreiben darüber empört zeigt, daß man die „frommen Bürger“ in Armut aus der Stadt jagte, und erklärte, „daß in keinen Landen, auch von keinen Unchristen, Türken oder Heiden, solche unerhörte, unmenschliche Grausamkeit vernommen worden sei“.*

So groß ist die Entrüstung des katholischen Historikers darüber, daß er ganz vergißt, auch nur mit einem Worte zu erwähnen, daß der so zartfühlende Bischof um diese Zeit bereits Münster belagerte, ja daß er bereits am 13. Januar ein Edikt erlassen hatte, das seine Beamten beauftragte, jeden „Ungehorsamen und Rebellen“ gemäß dem kaiserlichen Edikt zu behandeln, das heißt umzubringen. Und dies Edikt wurde streng durchgeführt. Mit Behagen erzählt Kerssenbroick: „Damit aber dem kaiserlichen Edikt und den Verordnungen des Rechts Genüge geschehe, wurden die hin und wieder in der Diözese sich aufhaltenden Wiedertäufer scharf gestraft. Denn um diese Zeit wurden fünf Wollbeckische Weiber und ein Mann im Wasser ersäuft. Zu Bewergern wurden vier Weiber zum Wasser und zwei Männer zum Feuer verurteilt. Auch wurden viele von Rothmann heimlich Wiedergetaufte zur verdienten Lebensstrafe gezogen.“ (I, S. 517.) Von alledem erfährt man bei Janssen nichts — und er ist darin ein Muster der herkömmlichen Darstellung —; wie diese, schweigt auch er natürlich davon, daß die Gegner der Wiedertäufer in der Stadt sich mit dem Bischof verschworen hatten, seinen Truppen am 10. Februar die Tore zu öffnen. Jetzt, nach dem Beginn der Belagerung, wurden diese mit dem äußeren Feinde Verschworenen nicht etwa hingerichtet, was dem Kriegsrecht und dem guten Beispiel des Bischofs entsprochen hätte, sondern aufgefordert, die Stadt zu verlassen! Und das nennt man „Schreckensherrschaft“! Welch elende Heuchelei!

* Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, III, S. 300.

Im Verlauf der Belagerung wurde ein strenges Regiment in der Stadt notwendig. Eine Reihe von Hinrichtungen fand statt. Sieht man die Fälle an, die Kerssenbroick und Gresbeck erzählen, so betreffen sie stets Vergehen gegen die Sicherheit der Stadt: Einverständnis mit dem Feinde, Vergehen gegen die Disziplin, Versuche, zu desertieren oder die Bevölkerung zu entmutigen. Kein Zweifel, eine Hinrichtung ist eine Grausamkeit, aber nicht grausamer als der Krieg. Und den hatten die Täufer wahrlich nicht gesucht. Er war ihnen aufgedrängt worden. Bei jeder Gelegenheit beteuerten sie ihre Friedensliebe.

In einer Flugschrift an die belagernden Landsknechte erklärten sie: „Höret, ihr Jünglinge und Alten, die ihr rings um unsere Stadt euer Lager gezogen habt: Da wir nicht allein von Herzen wünschten, mit jedermann Frieden zu halten, sondern auch die brüderliche Liebe in Christo gegen alle Menschen betätigen möchten, so werdet ihr zusehen müssen, wie ihr es vor frommen Leuten — geschweige denn vor Gott — verantworten wollet, daß wir von euch gegen alle geschriebenen und unterzeichneten Friedensverträge, ohne ordentliche Kriegserklärung gewaltsamerweise belagert und um das Leben gebracht werden." Das ganze Flugblatt ist abgedruckt bei Kerssenbroick, II, S. 9.

Ein „Schreckensregiment" herrschte nicht bloß in Münster, sondern auch im Machtbereich des Bischofs. Und der Vergleich zwischen beiden fällt nicht zugunsten des letzteren aus.

Der Bischof war der Angreifer, die Täufer die Angegriffenen. Der Bischof tötete um seines Profits willen, die Täufer töteten, um nicht selbst getötet zu werden. Sie kämpften um ihr Leben. Und die Bischöflichen liebten es, die Täufer auf martervolle Weise zu Tode zu bringen, namentlich durch Ersäufen und Verbrennen. In Münster wurden die Verurteilten nicht gequält. Es gab dort nur zwei Hinrichtungsarten, über die selbst das so humane neun-

zehnte Jahrhundert nicht hinausgekommen ist, das Köpfen und das Erschießen.

Man hat einen besonderen Blutdurst darin gesehen, daß die Befehlshaber der Stadt, der „König" Johann von Leyden und sein Statthalter Knipperdollinck, die Hinrichtungen eigenhändig vollzogen. Darin liegt eine grobe Verkennung des Fühlens und Denkens jener Zeit. Wenn die hohen Herren, denen damals in der Regel die Entscheidung über Leben und Tod eines Angeklagten zustand, den Verurteilten nicht selbst töteten, so geschah dies nicht aus humanen Bedenken, sondern deswegen, weil ihnen die ekle und schmutzige Arbeit gewerbsmäßiger Hinrichtung zu gemein erschien. Der Scharfrichter, dessen Handwerk das Hantieren mit Kadavern war, galt allenthalben als der verächtlichste der Menschen, dessen Umgang man ängstlich mied. Wenn nun die Führer der Bewegung in Münster das Henkersamt selbst übernahmen, so vollzogen sie damit einen beispiellosen Akt der Selbsterniedrigung, einen Akt, der nicht von Grausamkeit zeugt, sondern von einem hohen Gefühl der Gleichheit.

Daß dies „keine Erdichtung" ist, um mit Kerssenbroick zu reden, bezeugt dieser würdige Mann selbst, dem wir in diesem Punkte sicher trauen dürfen. „Eben um diese Zeit," schreibt er, „übergab der Prophet und Mann Gottes, Johann Bockelson, dem Knipperdollinck zum Schrecken der Übeltäter das Schwert und belegte ihn vor der ganzen Versammlung mit dem Namen des Schwertführers. Denn da alles Hohe erniedrigt werden sollte und Knipperdollinck bisher Bürgermeister und das Haupt der Stadt gewesen sei, so sei es der Wille des Vaters, daß er nun das so gering geschätzte Amt eines Scharfrichters verwalten solle." (I, S. 545.)

Deutlicher kann man wohl nicht sprechen. Die Hinrichtungen, die der König eigenhändig vollzog, entsprangen demselben Prinzip, das ihn veranlaßte, bei den öffentlichen Mahlen mit der Königin die Menge zu bedienen.

Für die Schauermär, die uns Kerssenbroick erzählt, Johann von Leyden habe eine seiner Frauen selbst geköpft und seine Frauen hätten mit ihm um den Leichnam herumgetanzt, haben wir ein authentisches Zeugnis nicht gefunden. Sie gehört wohl in dasselbe Gebiet wie des Johann Mathys' „feurige Taufe". Allgemein bekannt ist es dagegen, daß ein wirklicher König und Zeitgenosse des „Schneiderkönigs" zwei seiner Frauen köpfen ließ, sobald er ihrer überdrüssig geworden. Der das tat, Heinrich VIII., wird von guten Protestanten verehrt als Begründer der englischen Staatskirche.

Für unser modernes Fühlen erscheint die Ausübung des Henkeramtes durch den „König" und seinen Statthalter sicher sehr widerlich, aber die heutigen Anhänger der Todesstrafe haben am wenigsten Ursache, darüber die Nase zu rümpfen. Wer ein Todesurteil billigt, aber davor zurückschaudern würde, es selbst zu vollziehen, der bezeugt damit seine Feigheit, Verzärtelung, Hochmütigkeit oder Gedankenlosigkeit, auf keinen Fall aber eine Eigenschaft, auf die er Ursache hätte stolz zu sein.

Wo bleibt nun nach alledem die unerhörte, neronische Grausamkeit der Wiedertäufer? Sie zerstiebt wie Dunst, sobald man sie näher ansieht. Weit entfernt, besonders grausam zu sein, erwiesen sie sich vielmehr *für ihre Zeit und für ihre besondere Situation als ungewöhnlich milde*. Ihre Grausamkeit bestand darin, daß sie sich nicht geduldig hinschlachten ließen wie Schafe, allerdings ein unsühnbares Verbrechen in den Augen eines jeden „Gutgesinnten". Das Hinüberschießen ist ein hochzupreisender Liebesdienst, jeder Schuß herüber dagegen eine teuflische Bestialität!

Mit der Beschuldigung der Grausamkeit eng verschwistert ist die der Tyrannei: Münster zeige uns, wohin die Freiheit und Gleichheit des Kommunismus führe.

Wir haben gesehen, daß die Täufer in Münster auf vollkommen gesetzlichem Wege zur Herrschaft gelangt waren. Der Rat war aus Anhängern der Taufe zusammengesetzt.

Aber eben weil die Wahl gesetzlich vor sich gegangen war, hatte sie innerhalb der Schranken stattgefunden, die das alte Wahlrecht festsetzte. Das aktive und passive Wahlrecht war beschränkt, nur die ansässigen Bürger waren im Rat vertreten. Die Proletarier fanden keine Vertretung im Rat, ebensowenig die Emigranten, die an Zahl der übrigen wehrhaften Bevölkerung, welche in der Stadt geblieben war, ungefähr gleich gewesen sein sollen und die an den Lasten des Kampfes ihren vollen Anteil trugen. Andererseits war die bürgerliche Behörde für Friedenszeiten eingerichtet und den Anforderungen nicht gewachsen, welche die Belagerung stellte.

Der Belagerungszustand hat stets eine Aufhebung der bürgerlichen Rechte und Freiheiten und die unumschränkte Verfügung der Militärbehörden über Leben und Gut der belagerten Bevölkerung zur Folge gehabt, so sehr, daß das Wort „Belagerungszustand" gleichbedeutend geworden ist mit der Beseitigung des gemeinen Rechtes und der politischen Freiheiten. Der Kommunismus hat bisher leider noch nicht das Wunderelixier erfunden, wodurch diese notwendige Konsequenz des Belagerungszustandes überflüssig geworden wäre. Er konnte auch in Münster nicht verhindern, daß die Belagerung zur militärischen Diktatur führte. Wem das nicht deutlich die Verwerflichkeit des Kommunismus und die Verworfenheit der Kommunisten beweist, dem ist nicht zu helfen.

Neben dem Rat bildeten die Prediger eine Art Volksvertretung. Sie wurden von den einzelnen Kirchspielen gewählt, und bei ihrer Wahl kam auch die unzünftige Bevölkerung zur Geltung. Außer dem sehr formlos betriebenen Gottesdienst beschäftigten die Prediger Fragen der Gesetzgebung und der Verwaltung. Sie waren es auch, die (nach Mathys' Tode) der Gemeinde die Einsetzung eines „Wohlfahrtsausschusses" vorschlugen, dessen Mitglieder sie selbst ernannten — mit Zustimmung der Gemeinde.

„Da haben die Propheten und Prädikanten," erzählt Gresbeck, „wieder gedacht und wollten keine Obrigkeit haben in der

Stadt Münster. Die Propheten, Prädikanten, Holländer und Friesen, die Bösewichter, die rechten Wiedertäufer, sie wollten allein Herren sein. So haben sie gesetzt zwölf Älteste, von den Weisesten, die gute Christen sein sollten, die sollten das Volk regieren und sollten ihm vorgehen, und die zwölf Ältesten sollten die Gewalt haben in der Stadt. So haben sie die Bürgermeister und den Rat, den sie gesetzt hatten, abgesetzt, und alle Gilden und Älterleute, so daß diese keine Obrigkeit mehr sein sollten." (S. 35.) Kerssenbroick nennt unter den Ältesten ausdrücklich drei auswärtige „Brüder", darunter einen Friesen, aber auch Mitglieder des alten Rates, ja sogar einen der zwei Bürgermeister von 1533, den Patrizier Hermann Tilbeck, der, wie wir gesehen haben, von Anfang an mit den Täufern sympathisiert hatte.

Da die Täufer nicht klassisch gebildet waren, sondern nach der Art aller ketzerischen Kommunisten und Demokraten im Alten Testament ihre literarische Grundlage suchten, nannten sie die Mitglieder des Ausschusses nicht etwa Senatoren, oder Direktoren, oder Diktatoren, sondern „die Ältesten der zwölf Stämme Israels". Diese wurden mit unumschränkter richterlicher, gesetzgebender und administrativer Gewalt ausgestattet.

Aber das Wesen der Belagerung brachte es mit sich, daß die tatsächliche oberste Gewalt dem Kommandanten der Festung zufiel. Das war anfangs der Prophet Johann Mathys. Als dieser am 5. April 1534 bei einem Ausfall aufs tapferste kämpfend gefallen war, trat Johann von Leyden an seine Stelle, die er auch, wie der Erfolg bewies, aufs trefflichste ausfüllte.

Als Stadtkommandant und Befehlshaber der Kriegsmacht wurde er unumschränkter Herr der Stadt. Am 31. August geschah nach heftiger Beschießung ein großer Sturm auf die Stadt, der glücklich abgeschlagen wurde. Als nach diesem Erfolg auf Antrag des Goldarbeiters und Propheten Dusentschur und im Einverständnis mit den hervorragendsten

Täufern, Knipperdollinck, Tilbeck, Heinrich und Bernt Krechtinck (zwei Brüder, die im Februar zugewandert waren), Rothmann und den zwölf Ältesten, diese ihre Gewalt vor der Gemeinde auf Johann von Leyden übertrugen, so bedeutete dies nur die Anerkennung eines tatsächlich schon bestehenden Zustandes.

Nach Kerssenbroick freilich war das ganze Wiedertäuferreich von Johann willkürlich fabriziert worden, zu dem einzigen Zwecke, damit er dessen Herrscher werden könne. „Nach dergleichen Dingen hatte Johann Bockelson von Leyden schon lange gestrebt. Deswegen hatte er auch alle Obrigkeiten verworfen und verachtet. Eben deswegen verordnete er, daß alle Bürger ihre Güter miteinander gemein haben sollten, und riß ihr Eigentum an sich" usw. (II, S. 47.) Man sieht, die modernen Sozialistentöter brauchen sich auf ihre Albernheiten nichts einzubilden. Dergleichen verstand man schon vor mehr als dreihundert Jahren ebensogut.

Daß die Täufer für ihren Stadtkommandanten keinen passenderen Namen fanden als den eines Königs in Israel, liegt an ihrer schon bemerkten einseitig biblischen Bildung. Fromme Seelen sollten ihnen das am allerwenigsten übelnehmen, und den königstreuen Historikern sollten jene Kommunisten, die sich einen König setzten, um deswillen besonders sympathisch sein. Bei den in Frieden lebenden Wiedertäufern, zum Beispiel den mährischen, werden sie vergeblich nach der geringsten Spur monarchischer Tendenzen suchen.

Als guter General sorgte Johann von Leyden nicht nur für ausreichende Kriegsrüstung und Kriegsübung seiner Truppen, sondern auch für eine gute psychologische Verfassung der Bevölkerung. Um sie niederdrückender Untätigkeit und den Beängstigungen der Belagerung zu entreißen, trachtete er danach, sie zu beschäftigen und zu amüsieren. Für ersteres sorgte er durch Schanzarbeiten und das Abreißen überflüssiger Kirchen und alter Quartiere. Das berichtet Kerssenbroick, natürlich nicht ohne die Beigabe der

üblichen Verdächtigung: „Damit aber den Stadteinwohnern keine Zeit bliebe, an einen Aufruhr gegen den König zu denken, so haben sie (die Befehlshaber der Stadt) selbige beständig mit Arbeit belegt, und damit sie auch nicht zu mutwillig würden, ihnen weiter nichts als Brot und Salz zu essen gegeben.* Denn da sie zu der Zeit (Januar 1535) keine neuen Festungswerke anzulegen noch angelegte auszubessern hatten, so wurde ihnen aufgegeben, daß sie teils die Kirchen, teils die Hütten und andere niedere Häuser, die um die Baumgärten herumstanden und schon vor gar langer Zeit waren aufgebaut worden, niederreißen und alles Mauerwerk aus der Erde herausgraben sollten. Daher fingen sie schon den 21. Januar an, das oberste Dach an der Kirche abzubrechen, nachdem sie vorher mit weiter nichts als mit Arbeit an den Befestigungen sich die Zeit vertrieben hatten." (II, S. 142.)

Aber nicht nur für Arbeit sorgte Johann, sondern auch für Amüsement. Neben kriegerischen und gymnastischen Übungen arrangierte er gemeinsame Mahlzeiten, Spiele und Tänze, festliche Aufzüge und Theateraufführungen. Dabei kam ihm seine lebensfrohe Künstlernatur sehr zu statten. Auf den modernen Beschauer macht freilich sein Auftreten und Wirken bei diesen Volksbelustigungen, namentlich den Festzügen, leicht den Eindruck des Theatralischen, und wir wissen ja, daß er auf dem Theater zu Hause war und sich auf Bühnenwirkungen verstand.** Aber man darf Johann auch nicht mit modernen Augen betrachten.

---

* So weiß unser objektiver Historiker selbst aus der einfachen Tatsache, daß in der belagerten Stadt die Lebensmittel knapp wurden, einen Strick für die Führer der Wiedertäufer zu drehen!

** Das theatralische Moment in Johann von Leyden hat bei unseren ehrsamen Geschichtschreibern stets großen Anstoß erregt. Der Verfasser der „Schlaraffia politica" nennt ihn einen „Theaterkönig" (S. 69); Bezold nennt in seiner „Geschichte der deutschen Reformation" (S. 710) den „überladenen Prunk" Johanns „echt schneidermäßig" — wir wissen nicht, wo der gelehrte Professor seine Studien in Schneiderpsychologie

Uns erscheinen festliche Aufzüge als etwas Theatralisches, weil wir sie nur vom Theater her kennen. Vor drei- oder vierhundert Jahren waren sie ein organisches Moment des sozialen Lebens. Die Ursachen davon haben wir bereits im ersten Band angedeutet. Kirche, Fürsten und Adel wetteiferten damals miteinander in prunkhaftem Auftreten. Die Wiedertäufer, wie alle ketzerischen Kommunisten, verwarfen diesen Prunk, der ein Resultat der Ausbeutung war. Sie trugen nicht nur selbst höchst einfache Kleider, sie weigerten sich auch (in Mähren), Prunkkleider für andere zu verfertigen. Einer der mährischen Täufer erklärte „über das Kleidermachen": „Mit allem Fleiß sollen und wollen wir unserem Nächsten dienen mit allerlei Fleiß zu seiner Notdurft und daß Gott darin gelobt und unser Fleiß erkannt werde. Was aber allein zur Pracht, zum Stolz und zur Hoffart gereicht, als zerschnittene, verbrämte und ausgestochene Werk, das machen wir niemandem, auf daß wir unser Gewissen unbefleckt erhalten." (Loserth, Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer, S. 126.) Aber wie in anderer Beziehung, herrschten auch in dieser in Münster abnorme Verhältnisse. Der Kleiderprunk, den Johann mit seinen Leuten entfaltete, beruhte nicht auf der Ausbeutung von Arbeitern. Diesen „schneiderhaften, überladenen, komödienhaften" Prunk fanden sie als Produkt des vorkommunistischen Regimes vor, er wurde nicht für sie geschaffen. „Sie (die Räte des Königs)," erzählt Gresbeck, „hatten dieselben Röcke in der Stadt gekriegt, die den reichen Leuten

gemacht hat. Am drolligsten aber gebärdet sich der Geschichtschreiber der Wiedertäufer, Keller, der nach der Schilderung eines Aufzugs des Königs entrüstet ausruft: „Es war ein unerhörtes Komödienspiel, welches dieser holländische Schneider vor seinen Genossen und vor der Welt anrichtete. Einstweilen schützten die Mauern einer wohlbewehrten Stadt diesen Herrscher vor der wohlverdienten Züchtigung" usw. (S. 217.) Setzt Herr Keller nur bei Kommunisten auf Kleiderpracht die Todesstrafe oder auch bei Monarchen? Wie viele würden dann die „Züchtigung" nicht „wohlverdienen"?

gehört hatten, welche sie aus der Stadt getrieben hatten." (S. 89, vergleiche S. 136, wo als ehemalige Besitzer der Röcke die vertriebenen Bürger und Junker genannt werden.) Und Kerssenbroick berichtet: „Sie hatten Gold und Silber, es mochte solches den Bürgern oder der Stadt gehören, wie auch die heiligen, gestickten, seidenen, purpurnen und alle anderen Zieraten, welche dem Gottesdienst gewidmet waren, aus den Kirchen genommen und an sich gezogen; auch hatten sie alles andere, so der Stadt und den Bürgern gehörte, sich zu eigen gemacht und sogar die, die sich widersetzten und den Unfug nicht länger ausstehen oder ertragen wollten, um das Leben gebracht; so hat man sich damit nach eigenem Wohlgefallen, ungeachtet es von anderen mit saurer Mühe (!) war erworben worden, geputzt und geziert." (II, S. 58.)

Der Prunk war also der in Münster herkömmliche; er hatte bloß seine Träger gewechselt, aus den Händen der Ausbeuter war er in die der Ausgebeuteten gefallen, die ihn geschaffen hatten: damit hatte er sofort die verwerflichsten Eigenschaften bekommen.

Zur Entfaltung des Prunkes unter den Münsterschen Täufern dürfte auch die Apokalypse etwas beigetragen haben. Dort wird das neue Jerusalem voll von Gold und Edelsteinen geschildert, „und die Könige auf Erden werden ihre Herrlichkeit in die Stadt bringen" (21, 24). In Münster galt es, zu beweisen, daß die Stadt wirklich das langersehnte neue Jerusalem sei.

Übrigens darf man sich den Münsterschen Prunk nicht so ausschweifend vorstellen, wie es in der Regel geschieht. Dürfte man den Beschreibungen Gresbecks glauben, dann müßten Johann und seine Kriegsleute unglaubliche Mengen Goldes und Silbers auf sich getragen haben. Wer das wörtlich nehmen wollte, würde bei genauerem Zusehen ebenso enttäuscht sein wie die bischöflichen Landsknechte vor Münster, denen man mit ähnlichen Geschichten den Mund nach der

fetten Beute wässerig gemacht hatte. Da war zum Beispiel ein Landsknecht, der früher bei den Wiedertäufern gewesen, der erzählte, „daß der König einen großen Schatz bei sich hätte von Geld, Silber und Gold". Fünf bis sechs Tonnen Goldes erwarteten sie in der Stadt zu finden. Aber als sie Münster erobert hatten, fanden sie kaum eine halbe Tonne Goldes, und es nützte ihnen nichts, daß sie den gefangenen Johann und die Beutemeister folterten und den Landsknecht, der so unbegründet geschwätzt, enthaupteten, es wurde dadurch nicht mehr.

Von einem Vergraben der Schätze konnte keine Rede sein, denn die Stadt war unerwartet durch einen nächtlichen Überfall genommen worden, und die Belagerten fanden kaum Zeit, zu den Waffen zu greifen, geschweige Schätze zu vergraben.

Charakteristisch sind die Theaterstücke, die Johann aufführen ließ. Eines davon beschreibt uns Gresbeck. Es ist ein Tendenzstück: „Sie haben große Freude betrieben, auf daß sie die Zeit hinbrächten. So hat der König das gemeine Volk im Dom tagen lassen. So ist all das gemeine Volk in den Dom gekommen von Männern und Frauen, außer jenen, welche Wache auf den Wällen halten mußten, um die große Freude zu sehen und das Wunder, das in dem Dom geschehen sollte. So hat der König eine Bühne machen lassen, mit Gardinen umher behangen, auf dem Chor in dem Dom, wo der Hochaltar steht, den ein jeder umher sah, da spielten sie das Spiel vom reichen Mann und vom Lazarus. So haben sie das Spiel angefangen und haben gespielt und haben die Sprüche gegeneinander getan. Wenn der Mann einen Spruch getan hatte mit Lazarus, so stunden am Fuße der Bühne drei Pfeifer mit Querpfeifen und spielten ein Stück mit drei Stimmen. Dann begann der reiche Mann wieder zu sprechen, und dann spielten die Pfeifer wieder. So dauerte das Spiel bis zum Ende. Zuletzt sind Teufel gekommen und haben

den reichen Mann mit Leib und Seele geholt und hinter die Gardine geführt. Da war ein großes Lachen in dem Dome, da sahen sie große Freude." (S. 168.)

So harmlos wie diese sind auch die anderen Volksbelustigungen, von denen Gresbeck erzählt. Er spricht hämisch und verbissen genug von diesem heiteren Treiben, aber von Zügellosigkeiten oder auch nur Leichtfertigkeiten erwähnt er nichts.

Die schlimmste „Orgie", von der er zu erzählen weiß, ist folgende: „Danach (nach der Wahl der zwölf Torkommandanten, Herzoge genannt, durch das Volk) hat der König eine Gasterei gehalten und hat alle die Herzoge und Räte zu Gaste geladen und des Königs Räte mit allen ihren Frauen und allen obersten Dienern des Königs. . . . Als sie nun beieinander gewesen sind, haben sie sich angestellt, als wollten sie ihr Leben lang das Regiment führen. Und als die Mahlzeit getan gewest ist, da haben sie hofiert und getanzt, ein jeder mit seiner Frau. Der König hat mit den Herzogen hofiert und hatte sie zu Gaste geladen, und sie aßen und tranken und waren guter Dinge." (S. 184.)

Das gibt Keller wieder mit den Worten: „Der König versammelte alle die Herzoge, Räte, Statthalter und Würdenträger mit ihren Frauen zu einem großen Fest in der Residenz und schwelgte mit ihnen in aller Pracht und in Überfluß."*

So wird Geschichte geschrieben! Von Schwelgerei, Pracht und Überfluß findet sich in dem ganzen Bericht Gresbecks kein Wort!

Aus dem Zusammenhang geht hervor, daß Gresbeck nicht von Schwelgerei reden, sondern die Tatsache brandmarken wollte, daß der König und seine Leute überhaupt noch zu essen und zu trinken hatten, indes das Volk hungerte, denn

* Geschichte der Wiedertäufer, S. 237.

er fährt fort: „Das andere gemeine Volk lief zur Stadt hinaus vor Hunger, und ein Teil begann vor Hunger zu sterben."

Damit kommen wir zur schwersten Beschuldigung Gresbecks gegen Johann von Leyden: nicht, daß er wüste Orgien feierte, sondern daß er der hungernden Bevölkerung die notwendigen Lebensmittel vorenthielt, indes er selbst vollauf zu essen hatte.

Aus eigener Anschauung weiß Gresbeck davon nichts, denn er gehörte nicht zu der Umgebung des Königs, weder zu den Offizieren noch zu den Verwaltungsbeamten. So wie über die obenerwähnte „Gasterei" spricht er über das Wohlleben Johanns überhaupt nur vom Hörensagen. Daß in der Stadt mancher Unzufriedene war, als die Rationen immer mehr verringert wurden, ist naheliegend, und ebenso, daß sich diese Unzufriedenheit in übler Nachrede über den Kommandanten Luft machte. Merkwürdig aber ist es, daß die Leute um so bestimmter vom Wohlleben des „Königs" inmitten der Not zu sprechen wissen, je ferner sie ihm sind.

So schrieb zum Beispiel der Bürgermeister von Frankfurt, Justinian von Holzhausen, der sich im Kriegslager vor Münster befand, am 8. Juni 1535 an seinen Vater: „Die Kühe, so noch drinnen,* frißt der König mit seinem Haufen hinter der Gemein. Uns wundert, daß die Gemein den Betrug des Königs nicht merkt."** Wieso merkte ihn denn der Bürgermeister draußen im Feldlager?

Gresbeck selbst aber verplappert sich einmal und weist darauf hin, daß Johann an der allgemeinen Notlage teilgenommen habe: „Und es ist also der meiste Teil von den Frauensleuten aus der Stadt gezogen vor großem Hunger. So hatte der König fünfzehn Frauen. Denen hat der König allzumal Urlaub gegeben, mit Ausnahme der Königin,

* Am 29. Mai schreibt er, sie hätten noch zweihundert Kühe.
** Berichte der Augenzeugen, S. 354.

die hat er allein behalten. Und hat zu den anderen Frauen gesagt, daß eine jede sollte nach ihren Freunden gehen, daß sie was zu essen kriegten, wo immer sie könnten."* Das erzählt uns Gresbeck fast unmittelbar nach seinem Bericht über die „große Gasterei" auf Seite 190. Er verstand sich noch nicht auf die Kunst einer „einheitlichen Geschichtschreibung."

c. Der Kommunismus.

Die Gütergemeinschaft war die Grundlage der ganzen täuferischen Bewegung. Ihretwegen wurde der große Kampf um Münster gekämpft. Aber nicht sie war es, die in erster Linie den Charakter des Münsterschen Täuferreichs bestimmte, sondern die Belagerung. Münster war ein großes Kriegslager, die Erfordernisse des Krieges gingen allen anderen voran, und die Freiheit und Gleichheit galten nur, soweit sie sich mit der Militärdiktatur vertrugen.

Kaum war Münster am 10. Februar in die Hände der Täufer geraten, da sandten sie nach allen Seiten Briefe aus und luden die Gesinnungsgenossen ein, nach Münster zu kommen. In einem der Briefe, der noch erhalten ist, heißt es: „Hier sollt Ihr aller Notdurft genug haben. Die Ärmsten, die bei uns sind und die hier vormals verachtet waren als die Bettler, die gehen nun so köstlich gekleidet wie die Höchsten und Vornehmsten, die bei Euch oder bei uns zu sein pflegen. Und es sind die Armen also reich durch Gottes Gnade geworden wie die Bürgermeister und die Reichsten in der Stadt."

Aber dieser Kommunismus blieb in seinen Anfängen stecken. Man spricht immer davon (so noch Keller), in Münster sei alles Privateigentum aufgehoben gewesen. Nichts weniger

* Diese Stelle allein spricht schon gegen die obenerwähnte grausige Geschichte von der Hinrichtung einer der Frauen des Königs durch diesen. Wenn er seine Frauen vollzählig versammelte und entließ, kann er nicht vorher eine umgebracht haben.

als das. Nur das Privateigentum an Gold und Silber, das Geld, wurde gänzlich aufgehoben. Die Propheten, Prädikanten und der Rat (es war noch vor Einführung der Verfassung der zwölf Ältesten) „sind des fortan eins geworden und haben beschlossen, daß alle Güter sollen gemein sein, daß ein jeder solle sein Geld, Gold und Silber aufbringen, wie auch zuletzt ein jeder getan hat". (Gresbeck, S. 32.) Dies Geld diente zur Bestreitung des Verkehrs der Stadt mit der Außenwelt, namentlich der Aussendung von Agitatoren und der Gewinnung von Landsknechten.

Aber der Einzelhaushalt blieb bestehen und das Privateigentum an Produktions- und Konsumtionsmitteln wurde nur insofern aufgehoben, als die Bedürfnisse des Krieges es erheischten.

Das Erbrecht bestand fort. Unter den Einrichtungen, welche die Ältesten trafen, verzeichnet Kerssenbroick (II, S. 8) auch folgende: „Wenn einer nach Gottes Schickung sollte erschossen werden oder auf sonst eine Art im Herrn entschlafen, so soll sich niemand unterstehen, dessen zurückgelassene Güter, als da sind Gewehr, Kleider usw., für sich wegzunehmen, sondern sie sollen zu dem Schwertführer Knipperdollinck gebracht werden, der dieselbigen den Ältesten vorlegen soll, auf daß sie durch deren Vermittlung den rechten Erben mögen zuerkannt werden."

Selbst von der Kriegsbeute konnte ein Teil in Privateigentum übergehen. Der 14. unter den 28 Artikeln, die Johann von Leyden dem Volke am 2. Januar 1535 vorlegte, bestimmt: „Wenn den Feinden Beute abgenommen worden ist, so soll niemand diese für sich behalten oder nach seiner Willkür einen Gebrauch davon machen, sondern, wie es billig ist, seiner Obrigkeit die Sache anzeigen und die Beute herbeibringen. Würde ihm die Obrigkeit etwas davon geben, so könne er selbiges, ohne ein Unrecht zu begehen, zu seinem Nutzen verwenden."

Und im nächsten Artikel heißt es: „Es soll ein Christ bei Strafe des jüngsten Gerichts nicht mit seinem Bruder handeln, noch ihm um Geld etwas abkaufen; auch soll bei Tauschen und Verwechseln keiner den anderen listig und betrüglich behandeln."

Nach der Aufhebung des Geldes war der Tausch unumgänglich geworden, wenn man das Privateigentum an den Produktionsmitteln und Produkten beibehielt. Wie wenig man dies aufhob, zeigt folgende Episode aus der Zeit nach Johanns Erhebung zum Königtum, die wir bei Gresbeck finden (S. 144): „So ist Knipperdollinck zu einem Krämer gekommen. Derselbe hatte noch seinen Kram. Da sagte Knipperdollinck zu ihm: ‚Du wärest auch wohl heilig; den Kram, den willst du nicht verlassen. Da sitzest du auf und brüteste, ob du daraus könntest Junge (Profit?) kriegen. Der Kram ist dein Gott. Den mußt du verlassen, willst du heilig sein.'" Der Kramhandel galt also gerade nicht als ehrenhaft, aber das „kommunistische Schreckensregiment" war weit entfernt davon, ihn gewaltsam unmöglich zu machen.

Wohl finden wir in Münster gemeinsame Mahlzeiten. Aber diese sind zum Teil gelegentliche festliche Zusammenkünfte des Volkes — Abendmahle —, zum Teil eine Kriegsmaßregel. „Sie haben auch vor jedem Tor ein Haus gehabt, dasselbe war ein Haus der Gemeinheit (Gemeinschaft). Dahin ging ein jeder von denen essen, die vor dem Tore Wache hielten und arbeiteten auf den Wällen oder im Graben. So pflegten sie auch in dem gemeinen Hause zu predigen, alle Tage des Morgens und Mittags. Die Diakone mußten die Kost bestellen in dem Hause der Gemeinheit, ein jeder Diakon für sein Tor. In einem jeden Kirchspiel hatten sie einen Wirt gesetzt in dem Hause der Gemeinheit, der da mußte kochen lassen und das Haus verwahren. Wenn es aber Mittag war, da stand ein junger Mann auf und las ein Kapitel aus dem Alten Testament oder aus den Propheten vor. Wenn sie nun

gegessen hatten, so sangen sie einen deutschen Psalm. Dann standen sie auf und gingen wieder an ihre Wache." (Gresbeck, S. 34, 35.)

Es waren nicht bloß Männer, sondern auch Frauen, die an diesen Mahlzeiten teilnahmen, denn auch die Frauen waren bei der Verteidigung tätig. Das eben zitierte, von Gresbeck gelieferte Bild der Bacchanalien, die bei diesen Gelegenheiten gefeiert wurden, wird vervollständigt durch die Bestimmungen der Ältesten darüber, die uns Kerssenbroick mitteilt (II, S. 5): „Auf daß auch in der Verwaltung des Essens und Trinkens die gehörige Ordnung in acht genommen werde, so sollen nicht allein diejenigen, die solches reichen, ihre Pflicht in acht nehmen und den Brüdern und Schwestern geben, was sie bisher bekommen haben, sondern es sollen auch die Brüder und Schwestern jedesmal gesondert an ihren Tischen ganz bescheiden und mit gehöriger Schamhaftigkeit sitzen und keine andere Speise fordern als diejenige, so aufgetragen worden." Nach Kerssenbroick wäre bei Tisch kein Wort gesprochen, sondern dem Vorleser gelauscht worden.

Das gemahnt uns mehr an eine Pietistenversammlung als an Libertinismus. Aber es entspricht dem Wesen des ketzerischen Kommunismus.

Die Kosten der gemeinsamen Mahlzeiten hatten die katholische Kirche und die geflohenen Reichen zu tragen. Aus deren Häusern und den Klöstern nahmen die Diakone den nötigen Proviant.

Über jedes Kirchspiel waren drei Diakone gesetzt (von wem, sagt uns Gresbeck leider nicht, sie wurden wohl vom Volke gewählt), denen auch die Armenpflege oblag. Darüber ist der christliche Kommunismus praktisch auf die Dauer nirgends hinausgekommen, wo er den Einzelhaushalt bestehen ließ. „Die Diakone," berichtet Gresbeck, „gingen in ihrem Kirchspiel umher und sollten sich umsehen, was für arme Leute in der Stadt wären, und sollten es ihnen an nichts gebrechen

lassen. Mit einem guten Schein trieben sie das so in Münster."

„Dieselben Diakone," erzählt Gresbeck weiter, „gingen in alle Häuser und besahen, was ein jeder in seinem Hause von Kost, von Korn, von Fleisch hatte, und schrieben alles auf. Da sie das alles aufgeschrieben hatten, da war ein jeder des Seinen nicht mächtig." (S. 34.) Diese Maßregel ist nicht ein Ausfluß des Kommunismus, sondern eine Kriegsmaßregel, die in einer belagerten Stadt selbstverständlich ist. Die Militärbehörde mußte die Menge des vorhandenen Proviants kennen. Gerade diese Maßregel setzt den Einzelhaushalt voraus. Erst später, unter dem Druck der Not, wurde befohlen, alle überflüssigen Kleider, sowie die gesamten Lebensmittelvorräte, welche die einzelnen Haushaltungen besaßen, abzuliefern. Aber auch damit wurde der Einzelhaushalt nicht aufgehoben; die Diakone hatten aus dem gemeinsamen Vorrat jeder einzelnen Familie ihren Anteil zuzuteilen, sowohl an Brot als auch an Fleisch, solange es solches gab. „Sie haben einen Teil der Pferde geschlachtet und das Pferdefleisch in das Fleischhaus tragen lassen. Da sind die Leute gekommen und haben das Fleisch geholt. So fragten die Diakone, wie viele Menschen in jedem Hause wären. Danach haben sie einem jeden gegeben und haben jedes Haus aufgeschrieben. Das haben sie getan um deswillen, daß ein jeder sollte nicht zweimal Fleisch haben." (Gresbeck, S. 174.)

Auch das Land, zu dessen Bestellung die Not zwang, wurde nicht gemeinsam bestellt, sondern jedem Hause sein Anteil daran zugewiesen. „So hat der König Landherren gesetzt. Dieser waren vier in der Stadt. Die gingen in alle die Höfe und haben jedem Hause ausgetan ein Stück Landes oder zwei, je nachdem viele Leute im Hause waren. Da haben sie gegraben und gesät Kohl und Rüben und Wurzeln, Bohnen und Erbsen. Wer selber einen großen Hof hatte, der durfte davon nicht mehr brauchen, als ihm die Land-

herren zuwiesen. Sie hatten sich auch vorgenommen in der Stadt, alle Zäune und Riegel um die Höfe her abzubrechen, die in der Stadt waren, so gemein wollten sie die Höfe haben." (Gresbeck, S. 175, 176.) Aber es kam nicht dazu. Die Bestimmung, daß alle Haustore Tag und Nacht offen stehen sollten, war wohl nicht eine ökonomische, sondern nur eine moralisierende Maßregel zur Hebung des Gefühls der Brüderlichkeit.

Mit der Aufrechterhaltung des Einzelhaushaltes war aber eng verbunden die Erhaltung der Disziplinargewalt des Haushaltungsvorstandes über die Mitglieder des Haushaltes. Und eine mittelalterliche Familie umfaßte mehr Leute, als bloß ein Ehepaar mit den Kindern. Die großen Haushaltungen jener Zeit erforderten auch ein Gesinde. Und so finden wir in Münster nicht nur die Oberhoheit des Mannes über die Frau, sondern auch die des Herrn über das Gesinde. In einem Edikt der Ältesten handelt der dritte Paragraph „von der Herrschaft des Ehemannes und der Untertänigkeit des Weibes" und der vierte „von dem Gehorsam des Hausgesindes gegen den Hausherrn und von der Pflicht des Hausherrn gegen sein Gesinde". (Kerssenbroick, II, 1.) So werden denn auch zu den gemeinsamen Abendmahlen geladen „ein jeder Bruder mit seiner Frau und seinem Hausgesinde". (Gresbeck, S. 106.)

Mit dem Einzelhaushalt blieb auch die damals eng damit verknüpfte Produktion in vereinzelten Kleinbetrieben bestehen, und wie das Hausgesinde nicht aufgehoben wurde, so auch nicht der Unterschied zwischen Meister und Geselle. In einem schon zitierten Erlaß der Ältesten werden bestimmte Handwerker genannt, die für die Stadt oder die Bevölkerung zu arbeiten haben — man darf dabei nicht an eine sozialistische Organisation der Arbeit denken, sondern auch nur an eine Bestimmung, welche die kriegerischen Verhältnisse erzeugten. Die genannten Handwerker waren nämlich vom Wachtdienst ausgenommen. (Kerssenbroick, II, 21.) Da heißt

es zum Beispiel: „Es soll niemand der Fischerei obliegen als die Fischermeister Christian Kerckring und Hermann Redecker nebst ihren Knechten, welche auch die Fische, wenn es nötig ist, den Kranken und Schwangeren nicht abschlagen sollen. ... Hermann Tornate und Johann Redecker mit ihren sechs Schuhknechten sollen für das neue Israel die Schuhe machen. ... Johann Coesfeld und seine Gesellen sollen eiserne Schlüssel verfertigen." (Kerssenbroick, II, S. 6.)

Es ist also gar nicht gerechtfertigt, wenn die Geschichtschreiber behaupten, es sei „ein weitgehender Kommunismus der Güter" eingeführt worden.* Daß es dazu nicht kam, das ist wohl in derselben Weise zu erklären, wie die geringe Tätigkeit der Pariser Kommune von 1871 auf sozialem Gebiet. Es war eine naturnotwendige Folge der Belagerung, deren Wirkung wir überall auf Schritt und Tritt begegnen. Sie nahm alles Denken und Handeln in Anspruch. Ein Krieg hat sich noch nie als der geeignete Moment zur Durchführung einer fundamentalen Neuordnung der Gesellschaft erwiesen.

Wie in den ökonomischen, kamen die Wiedertäufer von Münster auch in den kirchlichen Verhältnissen zu keiner durchgreifenden Neugestaltung. Keller wundert sich darüber: „Man hätte erwarten sollen, daß ihre Tätigkeit mit der Bekanntmachung einer neuen Kirchenordnung oder mit Vorschriften über die Form der Gottesverehrung oder mit ähnlichen Dingen begonnen hätte. Allein in dieser Richtung unterblieben nicht nur im Anfang alle nötigen Vorkehrungen, sondern es ist, soviel uns bekannt, zu einer Regelung der gottesdienstlichen Formen niemals gekommen." (Geschichte der

* Lamprecht, Deutsche Geschichte, V, 1, S. 356. Herr Lamprecht bringt es fertig, die „grotesk-abscheulichen Zustände" in Münster ohne die geringste Beziehung zum Belagerungszustand darzustellen. Der wird später nebenher in zwei Zeilen erwähnt als unbedeutende Kleinigkeit, die gar keine Wirkung auf das Innenleben der Stadt hatte.

Wiedertäufer, S. 202.) Uns erscheint das so sonderbar nicht. Wir schieben diesen Umstand zum Teil auf den Krieg. Zum Teil aber auch darauf, daß wir bei den Wiedertäufern ebenso wie zum Beispiel bei den Taboriten oder bei Münzer eine ziemliche Gleichgültigkeit für die Formen des Gottesdienstes finden.

Vollkommen dem allgemeinen Geiste des ketzerischen Kommunismus entspricht ihre Vorliebe für das Alte Testament, die bei jeder Gelegenheit zutage tritt, und ihre Verachtung für die Gelehrsamkeit, die sie dadurch bekundeten, daß sie alle Bücher und Briefe, die sie in der Stadt fanden, mit Ausnahme der Bibel, auf dem Domhof verbrannten. Und auch sie bestätigen die Regel, daß diese Verachtung der Gelehrsamkeit bei den Kommunisten Hand in Hand ging mit der Sorge für die Volksschule. Trotz der Belagerung richteten sie fünf oder sechs neue Schulen ein, „da lernten die Kinder und die Jungen und Mädchens, die mußten lernen die deutschen Psalmen, Schreiben und Lesen. Alles das, was sie lernten, war von der Taufe und nach ihrer Weise." (Gresbeck, S. 47.)

Und auch den Mystizismus finden wir bei den Münsterschen Täufern wieder, den Glauben einzelner besonders verzückter und enthusiastischer Brüder an direkten Verkehr mit Gott, an Offenbarungen und Weissagungen. Von Knipperdollinck, von Johann Mathys, von Bockelson und anderen Propheten des neuen Jerusalem werden zahlreiche Züge förmlich krankhafter Ekstase erzählt, die wahrscheinlich von den Berichterstattern vielfach verzerrt und übertrieben, indes keinesfalls gänzlich erfunden sind.

Aber so sehr sie in diesen Beziehungen ihren friedfertigen Brüdern in Mähren und ihren Vorgängern gleichen, in einem Punkte wären sie ihnen gänzlich unähnlich, wenn wir den Berichterstattern trauen dürften: in ihrer Zügellosigkeit. Wir haben bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, diesen Punkt zu streifen. Wir wollen ihn jetzt näher betrachten.

d. Die Vielweiberei.

Wodurch die Wiedertäufer im allgemeinen dem modernen Empfinden widerstreben, das ist ihre Strenge, ihr Puritanismus, und nicht ihre Zügellosigkeit. Gilt das schon für die friedlichen Wiedertäufer, so darf man von vornherein erwarten, daß die Erfordernisse einer Belagerung, die vor allem strengste Mannszucht erheischt, diese Tendenz nicht abgeschwächt haben. Das bestätigt sich auch bei näherem Zusehen, und man darf sich durch die schon erwähnten Volksbelustigungen darin nicht beirren lassen.

Anstand und Zucht wurden eifersüchtig bewahrt. Einen Beleg dafür bieten einige der 28 Artikel vom 2. Januar 1535. Da heißt es unter anderem:

„6. Keiner, der unter der Fahne der Gerechtigkeit streitet, soll sich mit dem schändlichen und häßlichen Laster der Trunkenheit, mit einer viehischen Schamlosigkeit, mit Spielen, wodurch er seine Geldbegierde verrät und wodurch oft Haß und Uneinigkeit verursacht werden, auch nicht mit Hurerei und Ehebruch beflecken, indem dergleichen Laster unter dem Volke Gottes nicht ungestraft gelassen werden sollen.

„16. Keiner von den Christen (den Wiedertäufern) soll aus einer Gesellschaft oder Gemeinschaft in die andere aufgenommen werden, er habe denn vorhin erwiesen, daß er unsträflich sei und sich keines Verbrechens schuldig gemacht habe; wofern sich aber das Gegenteil befände, so solle derselbe ohne Nachsicht gestraft werden.

„20. Kein Christ soll einer heidnischen (das heißt nicht wiedertäuferischen) Obrigkeit, welche das Wort Gottes noch nicht gehört, noch darin unterrichtet worden ist, sich widersetzen, noch derselben einen Schaden zufügen, wofern sie niemand zum Unglauben oder zur Gottlosigkeit zwingt; hingegen soll die babylonische Tyrannei der Priester und Mönche mit allen ihren Zugehörigen und Anhängern, die durch ihre Gewalt und Ungerechtigkeit die Gerechtig-

keit Gottes verfinstern, auf alle mögliche Weise unterdrückt werden.

„21. Wenn ein Heide eines Lasters sich schuldig gemacht und deshalb zu der Gemeinde der Christen geflüchtet wäre, damit er seines Verbrechens halber unbestraft bliebe, derselbe hätte sich aber direkt wider Gottes Gebot vergangen, so soll er von den Christen nicht aufgenommen, sondern um so viel gewisser zur gehörigen Strafe gezogen werden, je weniger man gestatten will, daß die Gemeinde der Christen eine Freistatt für Schandtaten und Laster sein soll." (II, Seite 133 bis 137.)

Friedliebend, ermahnten sie zum Gehorsam, wo er möglich war, und verwahrten sich energisch gegen jede Gemeinschaft mit gemeinen Verbrechern. Trunkenheit, Spiel und jede Art außerehelichen Geschlechtsverkehrs wurden auf das strengste bestraft.

Ein sprechendes Beispiel der strengen Disziplin in Münster erzählt uns Gresbeck: „So ist einst (28. Juni 1534) geschehen in der Stadt, daß da zehn oder zwanzig Landsknechte waren, dieselben sind gesessen in einem Hause in der Stadt und haben ein Gelag gehalten und waren guter Dinge. So sind sie fröhlich gewest, wie Landsknechte zu sein pflegen. Da wollte ihnen der Wirt und die Wirtin nicht mehr zapfen. So haben die Landsknechte gesagt: ‚Wirtin, wollt Ihr nicht, so wollen wir zapfen', und haben die Wirtin gescholten (versprocken). Da gehen der Wirt und die Wirtin her und verklagen dieselben Knechte vor den zwölf Ältesten und den Propheten und Prädikanten, daß sie hätten Gewalt getan in ihrem Hause und die Wirtin gescholten hätten. Da gingen die zwölf Ältesten und ließen die Knechte fangen und ließen sie in den Turm werfen. Des anderen Tages ließen sie Gemeinde halten auf dem Domhof und ließen da dieselben Knechte auf den Domhof holen. Da stand der Kanzler Heinrich Krechting, der Böse-

wicht, und las, was die Landsknechte sollten getan haben. Da haben sie alle fortan gebeten um Gnade. Zuletzt ist die Gnadentür ein wenig aufgegangen; ein Teil hat Gnade gekriegt, ein Teil (sechs) mußte sterben." (S. 36.)

Diesen Fall strenger Mannszucht führt Keller an als Beweis für — „den verbrecherischen Charakter des ganzen Treibens!" Und doch muß er selbst zwei Seiten später diese Mannszucht loben, deren harte Strafen bewirkten, daß bei den Täufern Trunkenheit kaum vorkam, indes sie im bischöflichen Lager so sehr grassierte, daß eine Reihe kriegerischer Unternehmungen der Täufer ihren Erfolg der Besoffenheit im feindlichen Lager verdankten.

Nur eine Stelle sei noch aus der Gresbeckschen Schrift zitiert, die charakteristisch ist für den Geist, der unter den Täufern herrschte: „Nun pflegten die Wiedertäufer oft aus der Stadt gegen die Landsknechte auszufallen und scharmützelten (hielden schutgefehrt) mit ihnen und waren sehr kühn dabei, als hätten sie dem Krieg gefolgt zwanzig Jahre lang, und alles, was sie taten, taten sie mit Klugheit und Behendigkeit und mit nüchternem Sinn. Denn die Propheten, Prädikanten und Obersten in der Stadt haben scharf verboten, niemand in der Stadt solle sich erkühnen, sich voll zu trinken, auf daß sie alle bei ihren Sinnen blieben, so daß sie sich nie betranken und allzeit nüchtern blieben, und wenn sie auszogen, so taten sie es mit Weisheit und Behendigkeit." (S. 50.)

Das sind die „viehische Zügellosigkeit" und der „Wahnsinn", die bei den Täufern herrschten, geschildert von einem nichts weniger als beschönigenden Augenzeugen.

Aber wie steht's mit der Unzucht, mit der Polygamie? Auf diesem Gebiet wenigstens kann man doch von viehischer Zügellosigkeit sprechen?

Wir sind hier bei dem schwierigsten und unklarsten Kapitel in der Geschichte der Münsterschen Wiedertäufer angelangt. Die Polygamie widerstrebt so sehr dem Wesen der Wieder-

täufer, zum Beispiel der mährischen, ja des ketzerischen Kommunismus überhaupt, daß wir anfänglich geneigt waren, anzunehmen, es liege hier eine Verwechslung vor; es ist ja nichts schwieriger für einen Beobachter, als ihm ungewohnte geschlechtliche Verhältnisse richtig und unbefangen zu erfassen. Nirgends wirkt das Ungewohnte leichter widerlich und abstoßend, als in geschlechtlichen Dingen. Dem ist es wohl vornehmlich zu danken, daß erst seit einem Menschenalter eine wissenschaftliche, unbefangene Erforschung der geschlechtlichen Verhältnisse der Vorzeit und der Wilden und Barbaren möglich wurde.

Wer es weiß, welchen Unsinn zum Beispiel Missionare über die von ihnen beobachteten geschlechtlichen Verhältnisse auf den Südseeinseln zum besten gegeben haben, für den liegt die Annahme nahe, die Münstersche Polygamie beruhe auf einer Verwechslung etwa mit „Weibergemeinschaft" nach adamitischem Muster, einer Form des geschlechtlichen Verkehrs, die, wie wir wissen, manchen Arten des Kommunismus der Genußmittel sehr nahelag. Aber diese Annahme ist unhaltbar. Von Weibergemeinschaft war in Münster keine Rede.

Das Edikt, mit dem die zwölf Ältesten ihr Regime einleiteten, setzte auf Ehebruch und auf die Verführung einer Jungfrau die Todesstrafe. Ungefähr aus derselben Zeit dürfte die Verteidigungsschrift stammen, welche die Münstersche Gemeinde veröffentlichte, das „Bekentones des globens und lebens der gemein Cristе zu Monster".* Da heißt es im Kapitel „Von der Ehe" (S. 457 ff.): „Angesichts dessen, daß man uns auflegt und wir mit böswilligen Lügen bei vielen Gutherzigen verdächtig gemacht werden, daß wir unbilliger Ehe sollen leben, mit vielen er-

* Abgedruckt in den „Berichten der Augenzeugen", S. 445 bis 464. Über das wahrscheinliche Datum dieser Schrift vergleiche B. W. Bouterwek, Zur Literatur und Geschichte der Wiedertäufer, S. 37. Bonn 1864.

dichteten Lasterreden, die hier nicht nötig zu wiederholen, wollen wir unseren Verstand und Gebrauch von dem heiligen Ehestand hiermit angeben. . . .

„Die Ehe, sagen wir und halten mit der Schrift, daß sie ist eines Mannes und Weibes Verbindung (Vergaderong) und Verpflichtung in dem Herrn. . . .

„Gott hat den Menschen von Anfang geschaffen, einen Mann und ein Weib hat er sie geschaffen, die beide in den heiligen Ehestand vereinigt, daß die beide zwei Seelen und ein Fleisch sollen sein. Und mag also kein Mensch scheiden solche Vereinigung. . . .

„Der Ehestand ist ein Bild Christi und seiner heiligen Braut, das ist seiner (Gemeinde der) Gläubigen. Wie Christus und seine Gemein aufeinander acht haben und sich zusammenhalten, also die in dem Herrn ehelichen und von Gott zusammmengefügt werden, dieselben sollen aufeinander acht haben und sich zusammenhalten. Und wenn es also mit dem Ehestand steht, machen wir einen Unterschied zwischen der Ehe der Heiden und Ungläubigen. Der Ungläubigen Ehe ist Sünde und unrein und ist keine vor Gott, sondern Hurerei und Ehebrecherei. . . .

„Denn, wie man vor Augen sieht, ehelichen sie nicht anders, denn um der Freunde und Verwandten (mag), des Geldes und des Gutes, des Fleisches und des Putzes willen. Ja, es wird selten oder nimmermehr bei denselben recht gedacht, was der rechte Ehestand sei, wie man ehelichen soll, geschweige, daß sie recht ehelichen, ehelich werden und sich daran halten. . . .

„Dieweil denn der Ehestand also ein ehrlicher und herrlicher Stand ist, soll niemand dazu leichtfertig sein und hinzutreten, sondern mit reinem und rechtem Herzen, damit nichts, denn Gottes Ehre und Wille gesucht werde, wie es denn bei uns, es sei ewig Lob und Dank, schon im Schwang ist und alle Tage zum Preis Gottes soll weiterverbreitet werden. . . .

„Wir hören, daß man uns auch viele andere böse Stücke zumißt, daß wir sollten platonischer oder nikolaitischer (adamitischer) Weise die Frauen gemein haben untereinander, mit vielen untugendhaften Stücken, als ob wir keinen Unterschied der Blutsverwandtschaft sollten halten. Aber dies ist, wie alle anderen schimpflichen bösen Stücke, die man uns mit visierten Lügen* auflegt, aller Ding erstunken und erlogen.** Wir wissen, daß Christus gesprochen hat: den Alten ist gesagt, du sollst nicht ehebrechen, ich aber sage euch, wer eine Jungfrau ansieht, ihrer zu begehren, nach ihr zu gelüsten, der ist ein Ehebrecher in seinem Herzen. Wäre es nun der Fall, daß einer unter uns also sollte befunden werden, was Gott abwenden möge, den werden wir keinerlei Weise dulden, sondern in den Bann tun und dem Teufel zur Verderbnis des Fleisches übergeben."

Man sieht, die „neronische Wollust" der Wiedertäufer erklärte schon das Kokettieren mit einer Jungfrau für sündhaft. Diese Ausführungen stehen vollkommen im Einklang mit der geschlechtlichen Strenge der Mehrheit der sonstigen Wiedertäufer. Johann von Leyden bestätigte sie am 2. Januar 1535, indem er in seinen schon erwähnten 28 Artikeln Ehebruch und Hurerei (letzteres Wort bedeutet nicht bloß Prostitution, sondern jeden außerehelichen Geschlechtsverkehr) mit Strafe bedrohte, zu einer Zeit, wo die Vielweiberei bereits eingeführt war. Diese ist denn auch zu deutlich be-

* „Visierten Lügen". Im mittelniederdeutschen Wörterbuch von Schiller und Lübben haben wir ein Wort „visieren" nicht gefunden. „Viseren" heißt überlegen, „Viseringe" eine Erfindung, ein schlechter Gedanke.

** Meister Gresbeck muß natürlich auch diese elenden Lügen verbreiten (S. 80); daß er darin seinen anderen Ausführungen über den Ehestand in Münster selbst widerspricht, geniert den Biedermann nicht. Es scheint ihm geeignet, seine Gegner zu kompromittieren, und das ist die Hauptsache. Und darum werden auch diese wie andere Lügen von unserer „Wissenschaft" bis heute verbreitet.

zeugt, als daß man bei näherem Zusehen noch an eine Verwechslung mit Weibergemeinschaft glauben könnte.

Wie aber sie erklären? Die herkömmliche Erklärung aus der angeborenen Geilheit und Unmäßigkeit der Kommunisten ist zwar sehr bequem und für bürgerliche Gemüter sehr befriedigend, sie hat nur einen kleinen Fehler, es fehlt ihr die sichere Grundlage. Die Erklärung stützt sich einzig und allein auf das zu Erklärende. Alles andere spricht gegen sie. Wir haben gesehen, daß gerade Nüchternheit und Besonnenheit hervorstechende Charakterzüge der Täufer bildeten.

In dem Wesen des täuferischen Kommunismus kann die Erklärung auch nicht gefunden werden; im Gegenteil, es macht die Sache noch unerklärlicher. Es bleibt nichts anderes übrig, als die Erklärung in den besonderen Verhältnissen der Geschlechter in Münster während der Belagerung zu suchen. Und diese sind in der Tat von einer so auffallenden Eigenart, daß ein unglaublicher Grad von Verbohrtheit oder Mangel an gutem Willen dazu gehörte, sie nicht zu sehen.

Erinnern wir uns der Massenauswanderung der gutgesinnten Bürger aus Münster. Die Männer gingen, aber sie ließen ihre Frauen und das weibliche Gesinde zurück. So bildete sich ein starker Frauenüberschuß, der nach den Zahlen, die uns Gresbeck angibt, ganz enorm gewesen sein muß. Er schreibt von einem „Abendmahl auf dem Berge Sion", „die Männer sind da mit alten Leuten und mit den jungen zweitausend stark gewesen. An wehrhaften Männern sind die Wiedertäufer in der Stadt Münster niemals stärker gewesen denn fünfzehnhundert. Der Frauen sind in der Stadt, junge und alte, acht- oder neuntausend gewesen, mehr oder minder, das weiß ich so genau nicht. So sind da wohl auch von kleinen Kindern, die gehen konnten und die nicht gehen konnten, zehn- oder zwölfhundert gewesen." (S. 107.) Eine geringere Zahl gab der Täufer Werner Scheiffarth von Merode, der bei einem Ausfall

gefangen worden, in seinem Verhör vom 11. Dezember 1534 an: „daß darinnen sind, Männer, Frauen und Kinder, ungefähr zwischen acht- und neuntausend, davon ungefähr vierzehnhundert wehrhaft". (Berichte der Augenzeugen, S. 293.) Die Zahl der Wehrhaften stimmt mit der Gresbecks ungefähr überein; auch dessen Angabe der Zahl der Männer überhaupt wird genau sein; er gibt sie mit voller Bestimmtheit an. Sie wurden offenbar gezählt. Rechnen wir dazu tausend Kinder, so betrug auch nach Scheiffarth die Zahl der mannbaren Frauen immer noch fünf- bis sechstausend, also zwei- bis dreimal soviel als die der Männer.

Diese eigenartige Situation wurde noch kompliziert dadurch, daß von den Männern wohl ungefähr die Hälfte unbeweibt war; dies gilt von der Mehrheit der zahlreichen Emigranten und ebenso selbstverständlich von den Landsknechten, die, als Gefangene oder Überläufer, zu den Täufern kamen und sich ihnen anschlossen.

Diese Verhältnisse mußten für die Mehrheit der mannbaren Bevölkerung im Fortgang der Belagerung, die jeden Verkehr mit der Außenwelt abschnitt, ganz unerträglich werden angesichts der Strenge der Täufer in geschlechtlichen Dingen. Gerade diese Strenge, die jeden außerehelichen Geschlechtsverkehr mit harter Strafe bedrohte, machte eine Umwälzung der ehelichen Verhältnisse schließlich unvermeidlich.

Dieselben Leute, die sich nicht genug über die Vielweiberei in Münster entrüsten können, betrachten die Prostitution als eine selbstverständliche Sache. Natürlich hatte die Prostitution auch in Münster unter der Herrschaft der „Ehrbarkeit" geherrscht. Unter den 36 Artikeln, welche die Münsterschen Aufständischen von 1525 formuliert hatten (vergleiche II. Bd. S. 234), forderte der achtzehnte: „Alle unzüchtigen Weibspersonen und die Beischläferinnen der Priester sollen durch gewisse Kennzeichen von den ehrbaren Frauenzimmern unterschieden werden."

Die „geilen Wollüstlinge" machten der Prostitution ein Ende. Prostitution und Kommunismus sind von vornherein zwei Begriffe, die einander ausschließen. Die verschiedenen Formen des Kommunismus sind mit den verschiedensten Formen des geschlechtlichen Verkehrs verträglich, nur mit einer nicht: der käuflichen Liebe. Wo es keine Warenproduktion gibt, nichts gekauft und verkauft wird, hört auch der weibliche Körper ebenso wie die Arbeitskraft auf, eine käufliche Ware zu sein. Und so unvollkommen auch der Kommunismus in Münster durchgeführt war, kein Mädchen war dort unter der Herrschaft des Täufertums durch die Not gezwungen, sich zu verkaufen. Die Dirnen aber, die etwa die Preisgabe, die sie unter der alten Gesellschaft geübt, aus Gewohnheit liebbekommen haben mochten, fanden in Münster, wo kein Privatmann Geld besaß, keine Käufer. Diese mußten sie im Lager der Verteidiger von Sitte und Ordnung suchen, bei den Landsknechten, den ehrbaren Bürgern, der weltlichen und geistlichen Aristokratie. Dort fanden sie ihre alten Kunden wieder.

Die natürliche Wirkung des Kommunismus wurde in Münster noch verstärkt durch die geschlechtliche Strenge der Täufer. Nun denke man sich aber, daß über tausend unbeweibte Männer mit mehreren Tausenden gattenloser Frauen viele Monate lang in dem engen Raume einer (für unsere Verhältnisse) kleinen Stadt zusammenlebten, ohne daß es eine Prostitution gab. Es war unvermeidlich, daß es zu Ehebruch und außerehelichem Geschlechtsverkehr kam. Die strengsten Strafen mußten sich als ohnmächtig dagegen erweisen. Nur ein Mittel gab es, der einreißenden geschlechtlichen Verwirrung wirksam zu begegnen: eine Neuregelung der ehelichen Verhältnisse. Nach langem Widerstreben gingen Älteste und Prädikanten ans Werk, im Juli, im fünften Monat der Belagerung.

Die Aufgabe war schwer, ja fast unlösbar; es galt, ein Eherecht zu konstruieren, das mit der strengen ehelichen

Moral der Wiedertäufer harmonierte und gleichzeitig den ganz einzigen geschlechtlichen Verhältnissen Münsters entsprach. Der Schwierigkeit der Aufgabe entsprechend ist das neue Eherecht nicht in der Form eines einzigen, fertig ausgearbeiteten Gesetzes ins Leben getreten, sondern in der Form mannigfacher, einander teils ergänzender, teils auch wieder aufhebender Bestimmungen. Über das Suchen nach einer entsprechenden Eheform sind die Wiedertäufer von Münster nicht hinausgekommen und konnten sie nicht hinauskommen unter den abnormen Verhältnissen, unter denen sie lebten.

Gresbeck verfolgt das unsichere Tasten und Suchen nach einem Eherecht, aber sein Bericht ist so verworren, so voll von Widersprüchen und Ungereimtheiten, daß es schwer ist, daraus zu einem klaren Bild zu gelangen.* Aber man kann doch zwei Momente dabei unterscheiden. Das eine besteht in dem Bestreben, die Ehe zu einer freien Verbindung zu machen. Zunächst galt es, die vor Annahme der Wiedertaufe geschlossenen Ehen für ungültig zu erklären; ohne dies wäre für die Frauen der ausgewanderten Bürger eine neue eheliche Verbindung unmöglich gewesen. Diese Ungültigkeitserklärung fiel den Täufern um so leichter, als sie zwar die Ehe für unlöslich erklärten, aber die „heidnische" Ehe ebensowenig für eine wirkliche Ehe hielten, als die Kindertaufe für eine wirkliche Taufe. Auch die bereits vorhandenen Ehepaare unter den Münsterschen Täufern mußten jetzt ihren Bund neu schließen.

Das zweite Moment aber zeigt sich in dem Bestreben, alle Frauen unter die Haube zu bringen. Doch zunächst nur in ökonomischer, nicht in physischer Beziehung.

---

* Geradezu blödsinnig ist Kerssenbroicks Bericht. Er erzählt, ein Landsknecht habe Johann von Leyden überrascht, wie dieser zu einer Magd Knipperdollincks schlich. Darauf habe Johann, um nicht in schlechten Ruf zu kommen, Rothmann und die anderen Prediger, „die nicht weniger der Geilheit und Unzucht ergeben waren", beredet, einfach — die Vielweiberei einzuführen!

Um das Wesen der Münsterschen „Vielweiberei" zu begreifen, muß man sich vor Augen halten, daß es in Münster nicht zur Aufhebung des Einzelhaushaltes kam. Infolge des Wegzugs der Bürger gab es aber zahlreiche Haushaltungen, in denen kein Mann war, sogar Haushaltungen ohne Hausfrau, in denen sich nur Mägde befanden. Das muß in der belagerten Stadt, wo so viel unbeweibtes Kriegsvolk lag, zahlreiche Unzuträglichkeiten mit sich gebracht haben. Daher wurde bestimmt, daß keine Frau ohne männlichen Schutz und — ohne männliche Aufsicht sein solle. Denn die Münsterschen Wiedertäufer waren, da sie den Einzelhaushalt nicht aufhoben, ebensowenig Anhänger der Emanzipation der Frau als der Emanzipation des Fleisches. In dem bereits erwähnten Edikt der Ältesten heißt es im dritten Paragraphen, der „von der Herrschaft des Ehemannes und der Untertänigkeit des Weibes" handelt: „Ihr Männer, liebet eure Weiber. Die Weiber seien untertan ihren Männern, als den Herren. Und das Weib fürchte den Mann."*

Besonders drastisch drückt sich in dieser Beziehung die „Restitution" aus, eine von Rothmann verfaßte Agitationsschrift, die im Oktober 1534 erschien**: „Der Mann soll also sich seiner Herrlichkeit (Herrschaft) auch über die Frau mit männlichem Gemüte annehmen und die Ehe reinhalten. Die Weiber haben fast allenthalben die Herrschaft und leiten die Männer, wie man die Bären leitet. . . . Das ist hoch vonnöten, daß die Weiber, die nun fast allenthalben die Hosen anhaben, in rechtem und gebührlichem Gehorsam sich

---

* Kerssenbroick, II, S. 1.

** „Eyne Restitution edder Eine wedderstellinge rechter vnde gesunder Christliker leer, gelauens vnde leuens vth Gades genaden durch de gemeynte Christi tho Munster an den Dach gegeuen . . . Munster 1534." Einen ausführlichen, mit vielen Zitaten belegten Auszug aus dieser Schrift bringt Bouterwek, Zur Literatur und Geschichte der Wiedertäufer, S. 15 bis 34.

beugen; denn solches ist angenehm vor Gott, daß jeder an seinem Platz stehe, der Mann unter Christo, die Frau unter dem Manne."

Die Frauen, die ohne männliches Oberhaupt dastanden, erhielten jetzt die Weisung, sich einem mit einem Manne versehenen Hausstand anzuschließen, nicht als Hausſklavinnen, als Dienstmädchen, sondern als Genossinnen der Gattin.

Begründet wurde diese Verordnung natürlich nicht mit dem Hinweis auf die tatsächlichen Verhältnisse, die sie hervorriefen; so materialistisch dachte man damals nicht; sondern mit dem Hinweis auf ein Präzedenz in der Bibel. Dort fanden sie aber nur eines, das einigermaßen auf ihren Fall paßte: die Vielweiberei der alten Juden, namentlich der Patriarchen. Auf diese beriefen sie sich um so lieber, als ja die Patriarchen unzweifelhaft höchst fromme Männer gewesen waren, die Gott selbst mit persönlichen Besuchen oder Besuchen seiner Engel beehrt hatte. Was diese Vorbilder der Christenheit getan hatten, konnte unmöglich sündhaft sein. Und die Täufer durften sich bei diesem Gedankengang auf hervorragende evangelische Kirchenlichter berufen. Melanchthon hatte schon am 27. August 1531 dem König von England geraten, eine zweite Frau neben der ersten zu nehmen, und erklärt, daß „die Polygamie nach göttlichem Recht nicht verboten sei".

Selbst noch nachdem die Einführung der Vielweiberei in Münster so großen Skandal erregt hatte und allgemein verurteilt worden war, erklärten Luther und Melanchthon am 10. November 1539 dem Landgrafen Philipp von Hessen: „Was vom Ehestand zugelassen im Gesetz Mosis, ist nicht im Evangelio verboten." Er möge sich also ruhig der Vielweiberei hingeben. (Siehe noch zahlreiche ähnliche Zitate bei Keller, Die Reformation, S. 454 ff.) Es war also nicht die Polygamie an sich, welche die frommen Leute damals so sehr in Entrüstung über die Täufer versetzte, sondern deren

Frechheit, die Polygamie aus einem Privilegium der Fürsten zum Gemeingut zu machen.

Die religiöse Einkleidung hat den wahren Charakter der Münsterschen „Vielweiberei" sehr verdunkelt. Durch den Wust von Gehässigkeiten, Verleumdungen und Entstellungen, den die gegnerischen Berichterstatter darüber häuften, wurde die Klarheit nicht vermehrt, und die tendenziöse Ausschlachtung der parteiischen Berichte hat vollends fast jede Spur des wirklichen Charakters dieser Maßregel verwischt. Aber zum Glück waren die Berichterstatter zu kurzsichtig, um sämtliche Spuren der Wahrheit zu vernichten.

Einige Angaben, die sie überliefert haben, genügen, zu zeigen, daß die Täufer bei der Einführung der „Vielweiberei" tatsächlich die Vereinigung mehrerer Frauen nur in einem Haushalt und nicht in einem Ehebett bezweckten, womit nicht gesagt sein soll, daß letzteres durch ersteres nicht begünstigt wurde.

Vor allem ist darauf hinzuweisen, daß jede Frau die Verpflichtung hatte, einen Mann zu suchen, nicht bloß die zum geschlechtlichen Verkehr tauglichen, sondern auch die alten und die noch nicht mannbaren.

Gresbeck meint allerdings, die letztere Vorschrift hätte den Zweck gehabt, die kleinen Mädchen zum geschlechtlichen Umgang zu zwingen. Daß einige Haushaltungsvorstände, vielleicht rüde Landsknechte, ihre Stellung mißbrauchten, ist nicht ausgeschlossen. Mehr sagt auch Kerssenbroick nicht (II, S. 44). Dergleichen soll auch anderswo vorkommen. Daß aber der Zweck der Maßregel Notzucht an kleinen Kindern war — uns das glauben zu machen, müßten wir einen besseren Zeugen haben als einen Gresbeck, der, so wertvoll vielfach seine Angaben sind, wo es sich um Tatsachen handelt, über die Beweggründe und Absichten der Täufer nur ebenso gehässiges wie haltloses Geschwätz vorzubringen weiß. Des Wunsches, die fragliche Bestialität gesetzlich zu fordern, halten wir selbst jene vornehmen

Herren für unfähig, die den Jungfrauentribut in unseren Großstädten erheben.

Die Forderung, daß auch die ganz Alten und ganz Jungen sich einem Manne anschließen sollten, ist indes nicht das einzige Indizium, auf das wir uns stützen. Ein weiteres ist folgende Mitteilung Kerssenbroicks: „Im Anfang des Oktober ist des Butendick Ehefrau Barbara von ihrem Herrn und Gatten öffentlich angeklagt worden, und zwar um der Ursache willen, daß sie ihm Widerpart halte und ihn mit vielen ehrenrührigen Scheltworten beleidige, indem sie sage, daß er mit seinen übrigen Weibern und Mitschwestern nicht geistlich, sondern fleischlich lebe und sich mit ihnen öfters fleischlich vermische." Sie wurde schuldig befunden und zum Tode verurteilt, aber begnadigt, nachdem sie ihren Gatten um Verzeihung gebeten. (S. 80.)

Zwischen der Ehegattin und deren Mitschwestern wurde also ein Unterschied gemacht. Nicht jedes weibliche Mitglied des Haushaltes war auch Eheweib des Haushaltungsvorstandes, wenn es auch als dessen Frau bezeichnet wurde.

Indessen ist es naheliegend, daß bei so engem Zusammenleben noch leichter passierte, was auch sonst nicht selten vorkommt, daß der Mann sich mit seiner Ehefrau nicht begnügte, wie dies Butendick vorgeworfen wurde. Um so mehr, da die Strenge der Wiedertäufer unter Umständen auch den geschlechtlichen Verkehr zwischen Gatte und Gattin verbot. So, wenn diese unfruchtbar oder wenn sie guter Hoffnung war. Denn der geschlechtliche Verkehr sollte nicht sinnlicher Lust, sondern nur der Vermehrung der Art dienen.

Rothmann sagt in der „Restitution": „Daß man eine schwangere Frau oder eine, die nicht tauglich ist, zu empfangen, nicht soll, noch mag erkennen, ist zum ersten daraus beweislich, daß Gott den Menschen gebietet, sie sollen wachsen und sich vermehren und dazu allein, und nicht

zur Lust sollen Mann und Weib den Segen Gottes gebrauchen."

Unter Umständen wurde daher dem Manne gestattet, neben seiner ersten Gattin auch andere der seinem Schutze empfohlenen Frauen zu fleischlichen Gattinnen zu machen. So sagt Rothmann in der schon erwähnten Restitution: „Wenn ein Mann reichlicher von Gott gesegnet wäre, als eine Frau zu befruchten, und er soll von wegen des göttlichen Gebots solchen Segen nicht mißbrauchen, so ist es ihm freigelassen, ja vonnöten, mehrere fruchtbare Frauen zur Ehe zu nehmen; denn unehelich . . . eine Frau zu erkennen, ist Ehebruch und Hurerei."

Aber zwischen dieser geschlechtlichen und der ökonomischen Vielweiberei ist stets genau zu unterscheiden. Bei der ersten wählte der Mann sich die Frauen. Bei der zweiten wählten die Frauen den Mann, den sie als Schutzherrn anerkennen wollten. Erstere war unter Umständen erlaubt — und es wäre angesichts der geschilderten Verhältnisse unmöglich gewesen, sie völlig auszuschließen. Die Gesetzgeber von Münster begnügten sich mit dem Bestreben, sie in den Bahnen geregelter Ehe zu halten. Jene Vielweiberei dagegen, die eine Zeitlang geboten war, war die ökonomische, die Vereinigung mehrerer Frauen in einem Haushalt unter dem Schutze und der Aufsicht eines Mannes. Nur zu letzterer, nicht zu ersterer Art „Vielweiberei" war eine Frau nach Münsterschem Eherecht verpflichtet. Auch letzterer Zwang hörte bald wieder auf, wie die schon mehrfach zitierten 28 Artikel Johannes von Leydens beweisen.

Wir führen diejenigen unter ihnen an, die von der Ehe handeln, sie sind höchst bezeichnend für den Geist des Münsterschen Eherechts:

„24. Wider Willen soll niemand von einem anderen zur Heirat gezwungen werden, indem die Ehe eine freie Verbindung ist und mehr durch die Natur und durch das Band

der Liebe als durch bloße Worte und äußerliche Zeremonien geknüpft wird.

„25. Wäre aber jemand mit der fallenden Sucht, mit der venerischen oder mit anderen Krankheiten behaftet, so soll derselbe gar nicht heiraten, es sei denn, daß derjenige Teil, mit welchem er sich verheiraten will, vorher von seiner Krankheit sei benachrichtigt worden.

„26. Keine, die nicht mehr Jungfrau ist, soll sich dafür ausgeben und ihren Mitbruder hintergehen und betrügen; auch soll ein solcher Betrug ernstlich bestraft werden.

„27. Eine jede unverheiratete Frau oder die ihren ordentlichen Mann nicht hat, soll berechtigt sein, sich einen Vormund oder Beschützer aus der Gemeinde Christi zu erwählen."

Den Beschluß machte eine Offenbarung: „Die Stimme des lebendigen Gottes hat mich gelehrt, dieses ist ein Befehl des Allerhöchsten: Die Männer sollen sowohl von ihren rechtmäßigen Weibern, als auch von denen, deren Vormundschaft und Schutz ihnen aufgetragen ist, ein Glaubensbekenntnis fordern, nicht aber dasjenige, welches gemeiniglich gelesen wird: Ich glaube an Gott den Vater, sondern ein Glaubensbekenntnis von dem neuen Königreich, von dem Ehebund, warum und wozu sie getauft seien. Dieses alles sollen sie ihren Männern anzeigen und offenbaren." (II, S. 138, 139.)

Das ist die letzte Form des Eherechts der Münsterschen Wiedertäufer. Es entspricht vollkommen der nüchternen, vernünftigen Einfachheit, die wir auch sonst als ihren Charakterzug kennen gelernt haben.

Es dürfte auch dem gewandtesten und skrupellosesten Sozialistentöter schwer fallen, eine Spur zügelloser Wollust daraus herauszudeuten.

Diese Artikel vom 2. Januar 1535 enthalten eine erhebliche Milderung des Eherechts, das am 23. Juli des vorhergehenden Jahres eingeführt worden war. Letzteres hatte

jeder Frau die Verpflichtung auferlegt, sich einen männlichen Schützer und Herrn zu suchen und sich seinem Haushalt anzuschließen. Diese Bestimmung scheint mehrfache Unzuträglichkeiten im Gefolge gehabt zu haben, denn sie wurde bald, schon im Herbst desselben Jahres, aufgehoben und den Frauen, die es wünschten, erlaubt, die „Herren", denen sie sich angeschlossen, zu verlassen. Aus der Verpflichtung der Frauen wurde ein Recht, dessen Ausübung ihnen freistand.

Wie immer man sich diese „Vielweiberei" vorstellen mag, auf keinen Fall darf man dabei an einen orientalischen Harem denken. Dieser bedingt völlige Versklavung der Frau. Davon war in Münster keine Rede. Es waren ja die Frauen, die sich ihre Männer, ihre Schützer und Vormünder, frei erwählten. Wie wenig sie sich durch die Neuregelung der ehelichen Verhältnisse bedrückt fühlten, ersieht man daraus, daß sie in der Mehrheit zu den begeistertsten Kämpferinnen für das neue Reich gehörten.

Natürlich fanden sich auch Unzufriedene unter ihnen. Nicht jede war aus Überzeugung in der Stadt geblieben, und das neue Eherecht, das so abnormen Verhältnissen erwuchs, widersprach zu schroff tief eingewurzelten Anschauungen. Auch konnte die Neuregelung die bestehenden Unzuträglichkeiten nicht beseitigen, ohne hin und wieder neue zu schaffen. Aber wir hören doch wenig von einem Widerstand von Frauen, viel öfter von dem Enthusiasmus, mit dem sie für die neue Ordnung eintraten.

Wie fein die bürgerliche Geschichtschreibung es versteht, diesen Widerstand zu übertreiben, davon ein Beispiel. Keller schreibt in seiner Geschichte der Wiedertäufer, S. 211: „Es ist gewiß, daß viele Frauen, verheiratete sowohl als unverheiratete, der neuen Einrichtung das größte Widerstreben entgegenbrachten — es wird berichtet, daß eine derselben den freiwilligen Tod wählte,

um sich der Schande zu entziehen, die man ihr antun wollte."

Was wird in Wirklichkeit berichtet? Gresbeck schreibt: „So haben sie einmal gefunden in dem Wasser liegen eine Frau, die war ertrunken und schwamm auf dem Wasser und hatte noch ihre Kleider an. So wußten die gemeinen Leute nicht, wie sie ertrunken sei, ob sie die Propheten und Prädikanten hätten ertränken lassen, ob sich dieselbe Frau selbst ertränkt hätte. Die Frau lag in dem Wasser ungebunden. So meinten die Leute in der Stadt, daß sie sich selbst ertränkt hätte, daß sie sich so gemüht hätte um des Ehestandes willen. Wie das mit der Frau lag, davon kann ich nichts weiter schreiben." (S. 64, 65.)

Also „berichtet" wird bloß, daß in Münster eine ertrunkene Frau gefunden wurde. Ob ein Verbrechen vorlag oder ein Selbstmord — oder ein einfacher Unglücksfall, auf welche Möglichkeit Gresbeck merkwürdigerweise gar nicht eingeht —, darüber ist nichts, aber auch gar nichts bekannt. Und daraus wird dann die große Moritat gemacht!

Ein Beispiel des Enthusiasmus der Frauen bietet der Mollenhecksche Aufstand vom 30. Juli. Man stellt diesen dar als eine Erhebung der sittlichen Elemente in der Bürgerschaft gegen die Vielweiberei. „Eine völlige Weibergemeinschaft," sagt Bezold, „wurde nicht eingeführt, aber das Gebot der Propheten, daß keine Frau ohne Mann geduldet werden solle, rief doch die Errichtung einer Polygamie hervor, die nicht viel besser war. Wohl erhob sich gegen diese Scheußlichkeiten noch einmal das bessere Gefühl in den einheimischen Brüdern, aber ihr Empörungsversuch wurde blutig unterdrückt und die Verteilung (!) der an Zahl weit stärkeren weiblichen Einwohnerschaft unter die Minderheit der ‚Herren' nahm ihren Fortgang." (Geschichte der deutschen Reformation, S. 710.)

Wie stand es in Wirklichkeit damit? Mollenheck, ein gewesener Zunftvorsteher, sammelte „einen Teil Bürger und

fromme Leute und Landsknechte" zu einem Aufstand, nicht bloß, um den neuen Ehestand aufzuheben, sondern es sollte auch „ein jeder sein Gut wieder haben und Bürgermeister und Räte sollten wieder sein und alle Dinge sollten wie früher sein und die Stadt wollten sie übergeben". (Gresbeck, S. 73.)

Die übergelaufenen Landsknechte stehen im Vordergrund dieser angeblichen Keuschheitsbewegung und tatsächlichen Konterrevolution. Sie hatten anfangs Erfolg, es gelang ihnen sogar, Johann von Leyden und Knipperdollinck gefangenzunehmen. Hätten sie sofort ein Stadttor geöffnet, so wären die Bischöflichen damals schon in den Besitz der Stadt gelangt, sagt Gresbeck weiter. Aber die Aufrührer dachten nur ans Plündern. „Da sahen sie auch nach dem Gelde mehr, denn daß sie sahen, daß sie ein Tor einnahmen, und hatten die weiten Ärmel (mouven) voll Geldes stecken und saßen die ganze Nacht im Wein und tranken, daß sie trunken wurden. Darüber wurden sie geschlagen, daß die Friesen und Holländer die Oberhand bekamen."

Das Traurigste bei dieser Niederlage der Konterrevolution war der Umstand, daß, während die Landsknechte bei Suff und Plünderung ihr Leben für Zucht und Sitte in die Schanze schlugen, diejenigen, für die sie eintraten: die vergewaltigten Frauen, aufs eifrigste gegen sie, für Notzucht und Blutschande kämpften. Als die Aufrührer sich im Rathaus verschanzten, da waren es die Frauen (freilich nur „Weiber" bei Kerssenbroick), die grobes Geschütz auf den Markt schafften, um damit die Türen einzuschießen.

Wie eifrig und freudig die Frauen auf den Wällen fochten, wenn es galt, einen Sturm abzuschlagen, davon geben Kerssenbroick und Gresbeck zahlreiche Beweise. Aber auch zu Ausfällen waren sie bereit. Als eine Entsetzung der belagerten Stadt in Aussicht stand, rüstete Johann von Leyden zu einem großen Ausfall, um dem Entsatzheer entgegenzuziehen, das er aus den Niederlanden erwartete. Er rief Freiwillige

zu dem verzweifelten Unternehmen auf, nicht nur Männer, sondern auch Frauen. „Des anderen Tages sind die Frauensleute gekommen auf den Domhof, die mit ausziehen wollten. Derer waren an dreihundert. Sie kamen mit ihren Gewehren angerückt; die eine hatte eine Hellebarde, die andere einen Spieß (knevelspiet, Spieß mit einem Querholz) und gingen so in der Ordnung. So wollte der König nicht alle Frauensleute nehmen und hat sie gemustert; die der König mitnehmen wollte, deren waren einundfünfzig, und dieselben wurden aufgeschrieben bei ihrem Namen.

„So haben sie des anderen Tages all die Frauensleute auf den Domhof lassen kommen, die in der Stadt bleiben wollten, von den jüngsten Frauensleuten. Dieselben sind auch gekommen mit ihrem Gewehr und sind auf dem Domhof in der Ordnung umhergegangen, gleich wie ein Haufen Landsknechte." Sie wurden in so viele Haufen geteilt, als Tore in der Stadt waren, und jedem dieser Haufen wurde mit einem Haufen Männer der Wachtdienst bei einem Tor zugewiesen. Sie zogen ab unter dem Gesang der Marseillaise der deutschen Reformation, des Psalmes: Eine feste Burg ist unser Gott. (S. 128.)

In dieser Weise wehrten sich die Frauen Münsters gegen die ihnen angetane „Schande".

Soviel über die „Frauenfrage" in Münster. Noch ist vieles unklar auf diesem Gebiet, noch bestehen da bedeutende Lücken, aber wir glauben, das Mitgeteilte genügt, erkennen zu lassen, daß die Neuordnung der geschlechtlichen Dinge daselbst menschlich völlig begreiflich, ja sogar trotz mancher Unvollkommenheiten, Naivitäten, selbst Rohheiten, in vielem für das moderne Empfinden sympathisch ist. Am allerwenigsten aber haben die Vertreter der heutigen Gesellschaft Veranlassung, sich über die „schamlose Unzucht" der Münsterschen Wiedertäufer zu ereifern, die Vertreter einer Gesellschaft, zu deren Stützen die schamloseste und erniedrigendste Art des geschlechtlichen Verkehrs gehört, die Ausnutzung der Not und Unwissenheit

junger Mädchen zu dem edlen Zwecke, sie zu willenlosen, allen Lüsten schutzlos preisgegebenen Bedürfnisanstalten für Männer herabzudrücken. Wo bliebe ohne diese herrliche Einrichtung die Blüte eines großen Teiles unserer Industrie, wo die Tugend und Sittsamkeit der bürgerlichen Mädchen und Frauen?

Das Bild, das unsere bürgerlichen Historiker von der geschlechtlichen Zügellosigkeit in Münster entwerfen, ist ein Gegenwartsbild. Es ist das getreue Abbild dessen, was sich tagtäglich in jeder Stadt der modernen Zivilisation abspielt, und der Weisheit letzter Schluß in unserer Gesellschaft lautet: Regelung dieser „Saturnalien".

5. Münsters Fall.

Unsere Untersuchung des Charakters der Münsterschen „Kommune" ist ausführlicher und polemischer geworden als wir beabsichtigten und als im Plane dieser Arbeit liegt. Aber mit weniger Arbeit ließ sich der Berg von Fälschungen nicht wegräumen, der über dem wahren Bilde der Münsterschen Wiedertäufer ruht, und es ist unmöglich, den wissenschaftlichen Gleichmut nicht zu verlieren, wenn man sieht, wie ein ursprünglich stilles, friedliebendes Völkchen systematisch zu einer Bande blutdürstiger, geiler Schurken gestempelt wird, weil es bei einer Gelegenheit unter dem Drucke ständiger Mißhandlung und Gefahr nicht zusammenbrach, sondern sich zu energischem Widerstand erhob, für seine Überzeugung nicht bloß duldete, sondern auch kämpfte, dem blutigen Angriff die blutige Abwehr entgegensetzte und zu kriegerischem Heldentum emporwuchs!

Leichten Herzens hatte Bischof Franz die Belagerung der Stadt unternommen, nachdem sein verräterischer Überfall am 10. Februar abgeschlagen worden. Er dachte wohl, ohne Mühe mit dem Haufen Hungerleider und zusammengelaufener Vagabunden fertig zu werden, als der ihm die Masse der

Wiedertäufer erschien. Es standen ihm mehrere Tausende kriegsgeübter Truppen mit zahlreichem Geschütz unter erprobten Feldherren zu Gebote — schon vor Pfingsten verfügte er über ungefähr achttausend Landsknechte.* Aber die Täufer, obwohl bedeutend in der Minderzahl — sie waren nie stärker als fünfzehnhundert Mann — und ohne Kriegserfahrung, erwiesen sich ihren Gegnern überlegen nicht nur durch die Festigkeit der Stadt, sondern mehr noch durch ihre Disziplin, ihren Opfermut und ihre Begeisterung.

Wie es mit der Disziplin im bischöflichen Lager aussah, davon haben wir schon einige Andeutungen gegeben. Namentlich die Trunkenheit beeinträchtigte stark alle kriegerischen Operationen. Das zeigte sich zum Beispiel beim ersten Sturm.

Am 21. Mai 1534 begann das erste Bombardement der Stadt. Fünf Tage lang dauerte es. Am 25. gingen die Belagerer zum Sturm über. Aber ein Teil der Knechte war berauscht; sie gingen vorzeitig vor, wurden zurückgetrieben und brachten die hinter ihnen anrückenden Truppen in Unordnung. Allerdings kamen diese trotzdem mit ihren Sturmleitern bis an die Wälle, dort aber fanden sie so kraftvollen Widerstand, daß sie in voller Auflösung den Rückzug antraten.

Kurz darauf machten die Belagerten einen Ausfall auf einen Außenposten, überraschten die Landsknechte bei Kartenspiel und Suff, verjagten sie, vernagelten die Kanonen und wußten sogar der herbeieilenden Hauptmacht des Heeres so sehr zuzusetzen, daß diese nicht wagte, sie zu verfolgen, sondern sie unbehelligt in die Stadt zurückziehen ließ.

Nicht besseres Glück wie mit dem ersten Sturm hatten die Angreifer mit dem zweiten, den sie am 31. August nach vorhergehender dreitägiger heftiger Beschießung unternahmen. Ein wütender Angriff entspann sich, er endete mit der voll-

* Bericht des Jörg Schenck. (Berichte der Augenzeugen, S. 260.)

ständigen Niederlage der Angreifer. Ihr Verlust war enorm; sie verloren allein 48 Hauptleute.*

Von da an gaben die Belagerer die Hoffnung auf, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, und sie beschränkten sich auf die Blockade, um sie auszuhungern.

Und doch war es zum Schluß das ganze deutsche Reich, das gegen die eine Stadt Krieg führte.

Anfangs hatte die „eine reaktionäre Masse" sich nicht recht zusammenfinden wollen. Daß die Kräfte des Bischofs allein nicht ausreichten, Münster zu bezwingen, war bald klar. Er suchte Alliierte, und zwar sowohl auf katholischer wie auf evangelischer Seite; aber jeder der Bundesgenossen trachtete den anderen dabei übers Ohr zu hauen, und der Streit um das Fell des Bären hemmte mitunter gar bedenklich den Kampf gegen den noch sehr lebendigen Bären. Indessen, trotz aller Intrigen erweiterte sich durch diplomatische Abmachungen und die Beschlüsse von Fürstenkongressen und Kreistagen die Zahl der Belagerer und ihrer Machtmittel immer mehr, und als endlich am 4. April 1535 der deutsche Reichstag zu Worms zusammentrat, da wurde die Belagerung Münsters zu einer Reichsangelegenheit erklärt und eine Reichssteuer zu deren Betreibung ausgeschrieben. Auch wurden die Bürgermeister von Frankfurt und Nürnberg an die Belagerten abgesandt, um sie im Namen des Reiches aufzufordern, sich zu ergeben. Aber diese wiesen jeden Gedanken an Übergabe zurück.

Und doch war um diese Zeit die Lage der Stadt bereits hoffnungslos. Von Anfang an hatten die Münsterschen

* In einem Volkslied aus jener Zeit singt ein Landsknecht, der dabei war:

„Die Landsknecht waren in großer Not,
Da blieben wohl dreitausend tot
Zu Münster unter den Mauern.
Wußten mein Vater und Mutter dat,
Sie sollten mir helfen trauern."

(Hase, Heilige und Propheten, II, S. 249.)

Täufer erkennen müssen, daß, angesichts der erbitterten Feindschaft der besitzenden Klassen des ganzen Reiches gegen sie, ihre Erhebung sich nur dann behaupten könne, wenn sie nicht eine lokale bleibe, sondern weitergreife. Und ihre Aussichten standen keineswegs ungünstig. In allen norddeutschen Städten hatten sie starken Anhang, in Lübeck war sogar eine ihnen freundliche Richtung ans Ruder gekommen. Nach allen Seiten hin sandten sie nun ihre Boten aus. Auch durch Flugschriften und Broschüren suchten sie auf die Außenwelt zu wirken. Besonders zu erwähnen ist die bereits mehrmals zitierte von Rothmann verfaßte „Restitution, oder Wiederherstellung der rechten und gesunden christlichen Lehre, Glaubens und Lebens", die im Oktober 1534 erschien und eine Rechtfertigung der täuferischen Lehren und Einrichtungen enthielt. Sie vertrat den Gebrauch des Schwertes gegenüber den „Gottlosen", den Kommunismus und die Vielweiberei. Die Schrift wurde hinausgeschmuggelt und rasch verbreitet. Binnen kurzem wurde eine zweite Auflage nötig.

Im Dezember erschien dann „Das Büchlein von der Rache"*: Die Rache steht bevor, heißt es darin, sie wird vollzogen werden an den bisherigen Gewaltigen, und wenn sie vollzogen ist, wird der neue Himmel und die neue Erde dem Volke Gottes erscheinen. Die Schrift endet mit einer Apostrophe zur Erhebung: „Nun, liebe Brüder, die Zeit der Rache ist an uns gelangt, Gott hat den verheißenen David erweckt, gerüstet zur Rache und Strafe über Babylon mit seinem Volk. Hier habt ihr nun gehört, wie es soll zugehen und wie reicher Lohn uns erwartet und wie herrlich wir sollen gekrönt werden, wenn wir nur tapfer und männlich streiten und wissen, mag Gott uns nun Leben oder Tod

* „Eyn gantz troestlick bericht van der Wrake vnde straffe des Babilonischen gruwels, an alle ware Israeliten vnd Bundtgenoten Christi, hir vnde dar vorstroyet, durch de gemeinte Christi tho Munster." Im Originalwortlaut gänzlich abgedruckt bei Bouterwek, Zur Literatur und Geschichte der Wiedertäufer, S. 66 bis 80.

verleihen, daß wir nicht können verloren werden. Darum, liebe Brüder, rüstet euch zum Streit, nicht allein mit den demütigen Waffen der Apostel zum Leiden, sondern auch mit dem herrlichen Harnisch Davids zur Rache, um mit Gottes Kraft und Hilfe alle babylonische Gewalt und all das gottlose Wesen auszurotten. . . . Alle Weisheit, Anschläge, Klugheit und Manier müßt ihr wohl gebrauchen, die gottlosen Gottesfeinde zu kränken und das Panier Gottes zu stärken. Gedenket dessen, was sie euch getan haben; das mögt ihr ihnen wiederum tun, ja mit demselben Maß, mit dem sie gemessen haben, soll ihnen wieder gemessen werden, und, was mehr ist, in denselben Becher soll ihnen eingeschenkt werden. Habet acht und machet euch keine Sünde aus dem, was keine Sünde ist. So wollet euch nun, liebe Brüder, mit Eile befleißen, mit Ernst zur Sache zu greifen, und so zahlreich als möglich begebt euch herzu, um unter das Panier Gottes zu kommen. Gott, der Herr der Heerscharen, der dies von Anbeginn der Welt beschlossen und durch seine Propheten verkündigt hat, rüste euch und sein ganzes Israel wie er will, zu seinem Preise und zur Vermehrung seines Reiches. Amen."

Als dieser dringende Aufruf erschien, waren in den deutschen Städten bereits alle erheblicheren täuferischen Bewegungen unterdrückt. Wo immer Täufer sich geregt hatten, war es den Behörden, die seit den Vorgängen in Münster besonders vorsichtig und eifrig geworden waren, gelungen, sie rechtzeitig niederzuhalten oder gewaltsam niederzuwerfen, so in Warendorf, in Soest, Osnabrück, Minden, in Wesel, Köln usw. Die lübische Demokratie aber war im Mai 1534 in einen Krieg mit Dänemark geraten, der fortan jede, wenn auch nur moralische Unterstützung Münsters unmöglich machte, von der anfangs die Rede gewesen war.

Der lübische Wiedertäufer Johann von Elheede bekannte, gefangengenommen (wahrscheinlich im Mai 1534), „daß ihn die Stadt Lübeck habe ausgesandt, zu untersuchen, wie

es in Münster stände, und er sollte sich hineinbegeben und nach allem sich umsehen und dann wiederum kommen und berichten, was er erfahren habe. Könnten sie alsdann denen von Münster Hilfe tun mit Entsetzung oder anders, wollten sie sich darin beweisen. Das habe Johann von Hanxler im Beisein von sechs Ratsherren mit ihm verhandelt." (Berichte der Augenzeugen, S. 260.)

Bald nahm der Krieg Lübecks gegen Dänemark eine höchst ungünstige Wendung für die alte Hansastadt, deren Niederlage auch zum Fall der Demokratie und zum Untergang Wullenwebers führte.

Aus Deutschland hatten die Münsterschen zu Ende des Jahres 1534 keinen Entsatz mehr zu erwarten. Aber noch eine Hoffnung blieb ihnen übrig: die Niederlande, aus denen ja die Münstersche Erhebung selbst einen so großen Teil ihrer Kraft gezogen hatte.

Zu Beginn des Jahres 1534, als Münster in die Hände der Täufer geriet, war die Bewegung auch in den Niederlanden gewaltig gewachsen, namentlich in Amsterdam, das nach Münster als die Metropole der Täuferei galt, aber auch in den anderen Städten Hollands und Frieslands. „Zu Monnikendam schätzte man (im April) die Anhänger des Jan Mathys auf zwei Drittel der ganzen Einwohnerschaft, und ähnlich stand es damals überall in der Umgegend der Hauptstadt im ganzen Waterland."* Auch in Oberyssel waren sie stark, namentlich in der Stadt Deventer, wo sogar der Bürgermeister sich ihnen anschloß.

„Gar sehr ängstigen wir uns dieser Provinzen," schrieb von Antwerpen am 6. Februar 1534 Erasmus Schetus an Erasmus von Rotterdam, „namentlich in Holland, wegen des aufrührerischen Feuerbrands der Wiedertaufe. Denn wie Flammen schlägt sie empor. Kaum dürfte es einen Flecken oder eine Stadt geben, wo nicht die Fackel des Auf-

* Cornelius, Münsterischer Aufruhr, II, S. 234.

ruhrs heimlich glühte. Da sie die Gütergemeinschaft predigen, strömen ihnen alle die Besitzlosen zu." *

Aber diese revolutionären Massen hatten nicht, wie die Brüder in Münster, eine ohnmächtige Reichsgewalt und ein Konglomerat fürstlicher und städtischer Obrigkeiten mit den widerstreitendsten Interessen gegen sich, sondern eine kraftvolle staatliche Zentralgewalt, die sofort alle ihre Machtmittel aufbot, um die drohende Empörung zu ersticken. Es ist unmöglich, die lange Liste der Hinrichtungen zu geben, die damals erfolgten, es ist immer dasselbe grausame Einerlei. Aber trotzdem gelang es nicht, zu verhüten, daß bewaffnete Scharen sich aufmachten, um nach Vollenhove an der Zuidersee in Oberyssel zu ziehen (meistens zu Schiff) und sich dort zu sammeln, mit der Absicht, zum Entsatz von Münster zu marschieren.

Am 22. März kamen bei Vollenhove 30 Schiffe mit bewaffneten Täufern an, die aus Amsterdam kamen. Am 25. langten auf 21 Schiffen 3000 Männer an, und gleichzeitig kamen viele zu Wagen und zu Fuß. Aber jeder dieser Trupps wurde von den niederländischen Behörden, die Wind von der Sache erhalten hatten, einzeln angegriffen und zerstreut.

Damit waren die Entsetzungsversuche vorläufig gescheitert. Die großen Siege der Belagerten vom 25. Mai und 31. August belebten jedoch die täuferische Agitation in den Niederlanden von neuem. Dieselbe wurde genährt durch Emissäre aus Münster. Angesichts der Hungersnot, die sich in Münster im Winter 1534/35 fühlbar zu machen begann, entwarf Johann von Leyden einen kühnen Plan: Die Genossen in den Niederlanden sollten sich erheben, er wollte sich mit einem Teil der Belagerten durch die Belagerungsarmee durchschlagen, mit den Heranrückenden vereint den Aufstand weitertragen und so Münster befreien. Wir haben gesehen, wie er Freiwillige zu diesem verzweifelten Unternehmen aufrief.

* Berichte der Augenzeugen, S. 315.

Er übte auch seine Truppen dazu ein und ließ eine eigene Wagenburg zu dem Auszug herstellen.

Aber es kam nicht dazu. Einer der Emissäre Johanns, der „Apostel" Johann Gräß, ein gewesener Schulmeister, wurde zum Verräter; ausgesandt, die Brüder auswärts zu sammeln und nach Deventer zu führen, von wo aus sie nach Münster ziehen sollten, verließ er zu Neujahr 1535 die Stadt, aber nur, um direkt zum Bischof Franz zu gehen und ihm den Anschlag mitzuteilen und die Namen der angesehensten Genossen am Niederrhein und ihre Zusammenkunftsorte zu verraten. So wurde der Entsetzungsversuch im Keime erstickt.

Aber Johann von Leyden versuchte die Durchführung des Planes noch einmal, zu Ostern sollte endlich der heißersehnte Entsatz kommen. Keller, der diese Bewegungen genau verfolgt hat, berichtet darüber: „Die Täufer wollten, so wird erzählt, zur verabredeten Stunde vier Banner fliegen lassen, eines zu Eschenbruch bei der Maas im Lande von Jülich, eines in Holland und Waterland, das dritte zwischen Maastricht, Aachen und dem Lande zu Limburg, und das vierte in Friesland bei Gröningen. Bis zu dem festgesetzten Zeitpunkt sollten sich die Brüder mit Waffen und Geld fertig machen, und sobald der Befehl ausgehe, solle jeder zu dem nächsten Banner ziehen, um Münster zu entsetzen.

„Der Plan kam wirklich teilweise zur Ausführung. Gerade am 28. März, dem ersten Ostertag, wurde von den Täufern das sogenannte Oldenkloster zwischen Sneek und Bolswarden in Westfriesland eingenommen und befestigt. Es war eine starke Position mit vierfachem Wall und Graben, deren sie auf diese Weise Herr geworden waren.

„Als der kaiserliche Statthalter hiervon Kenntnis erhielt, marschierte er gegen sie, in der Hoffnung, sich des Punktes durch einen Handstreich bemächtigen zu können. Allein er sah sich zu einer regelrechten Belagerung gezwungen und mußte schweres Geschütz heranführen lassen.

„Nachdem er seine Truppen durch Aufbietung des dritten Mannes in Stadt und Land verstärkt hatte, begann er am 1. April das Bombardement und alsbald darauf den Sturm auf die Werke. Viermal mußte er die Landsknechte ins Feuer führen, und nachdem er die beiden ersten Male zurückgeschlagen war, gelang es beim dritten und vierten Anlauf, etliche äußere Positionen einzunehmen. Noch blieben aber einige Vorwerke und die Kirche im Besitz der Belagerten. Am 7. April mußte die Beschießung wieder begonnen werden; nachdem an fünf Stellen Bresche gelegt war, wurde gegen drei Uhr nachmittags abermals gestürmt und nach einem langen, schweren Kampfe endlich die ganze Stellung genommen. Acht- bis neunhundert Tote blieben auf der Walstatt."

Eine andere Schar, die zu Schiff gegen Deventer zog, wurde vom Herzog von Geldern zum großen Teil vernichtet. Über die anderen Orte, an denen Erhebungen geplant waren, hat Keller keine Mitteilungen auffinden können.

Noch einmal aber brach ein gefährlicher Aufstand aus in Amsterdam. Dorthin hatten die Münsterschen Johann von Geel gesandt, „einen ihrer besten Offiziere". Es war ihm gelungen, den Ort seiner Bestimmung zu erreichen und die Brüder zur Erhebung zu bewegen.

„Am Abend des 11. Mai brach der Aufruhr los. Gegen acht Uhr besetzten 500 bewaffnete Täufer das Rathaus; der eine Bürgermeister, der ihnen in die Hände fiel, ward erstochen und die eroberten Positionen in Verteidigungszustand gesetzt.

„Indessen waren die Aufrührer doch keineswegs stark genug, um die große Stadt ohne weiteres zu überrumpeln. Auch scheint der Losbruch früher erfolgt zu sein, als die Verschworenen beisammen waren, denn einige Tage später kam noch weiterer Zuzug an. Jedenfalls fand Johann von Geel nach dem ersten Erfolg einen Widerstand, den er nicht vorausgesehen haben mochte. Die Bürgerschaft griff

einmütig zu den Waffen, und es entspann sich ein blutiger Kampf, der die ganze Nacht hindurch dauerte und mit der völligen Vernichtung der Täufer endete. In furchtbaren Grausamkeiten machte sich der Haß der Sieger Luft. So wurde dem Johann von Campen, den Johann von Leyden zum Bischof der Täufer in Amsterdam bestelli hatte, nach seiner Gefangennahme die Zunge ausgerissen und die Hand abgehauen. In solcher Verstümmelung setzte man ihm zum Hohne eine blecherne Bischofsmütze mit dem Stadtwappen auf und ließ ihn am Pranger stehen. Erst dann ward er enthauptet."* Anderen Gefangenen wurde das Herz lebendig aus dem Leibe gerissen und ins Angesicht geschlagen. Welch bestialische Horde waren doch — die Wiedertäufer!

Die Niederschlagung der Erhebung in Amsterdam bedeutete den Untergang des letzten aktionsfähigen Teils der kriegerischen Richtung unter den Wiedertäufern außerhalb Münsters. Die letzte Hoffnung auf Entsetzung der Belagerten war damit geschwunden.

Und bereits wütete der Hunger unter ihnen. „Sie haben zuerst gegessen Pferde, das Haupt mit den Füßen, Leber und Lunge. Sie haben gegessen Katzen, Hunde, Mäuse, Ratten, große breite Muscheln, Frösche und Gras, und ist Moos ihr Brot gewesen. Solange als sie Salz hatten, ist das ihr Fett gewesen. So haben sie auch Ochsenhäute gegessen und alte Schuhe haben sie eingeweicht und haben sie gegessen. . . . Ihre Kinder starben vor Hunger, die Alten starben vor Hunger, der eine starb über dem anderen." (Gresbeck, S. 189, 190.)

Als die Not unerträglich geworden war, ließ Johann verkünden, wer nicht länger am Kampfe teilnehmen und die Stadt verlassen wolle, möge sich auf dem Rathaus melden. Vier Tage lang stehe es jedem frei, aus der Stadt zu ziehen. Nicht wenige machten von der Erlaubnis Ge-

* Keller, Geschichte der Wiedertäufer, S. 276 bis 279.

brauch, Frauen, Greise und Kinder, aber auch wehrhafte Männer. Ein Teil der Auszügler wurde von den Bischöflichen sofort erschlagen, die anderen in Gefangenschaft gesetzt. Auf die jungen Frauen legten die Landsknechte Beschlag und trieben mit ihnen — Vielmännerei; es erschien ihnen jedenfalls als das beste Mittel, den Ärmsten die Schande abzunehmen, mit der sie die Vielweiberei der Täufer belastet hatte.

Die Zurückbleibenden waren in der Mehrzahl entschlossen, auszuhalten bis zum letzten Atemzug, um, wenn alles verloren wäre, sich unter den Trümmern des brennenden Münster zu begraben. Im Lager der Bischöflichen kannte man ihre elende Lage. Sie hatten nur noch wenig Pulver. „Sie tun keinen Schuß mehr, er sei denn sehr gewiß. Sie haben, wie ich berichtet werde von den Gefangenen, nur noch anderthalb Tonnen Pulver," schrieb der bereits erwähnte Bürgermeister von Frankfurt, Justinian von Holzhausen, am 29. Mai aus dem Lager vor Münster.* Die Streitkräfte in der Stadt waren auf ein Minimum zusammengeschmolzen. Am 24. Mai musterte Johann, „was wehrhaft Volk in der Stadt war. Das ist gewesen, wie uns die Gefangenen bekannten, ungefähr zweihundert Mann. Die anderen, Weiber, Kinder und Männer, liegen und gehen alle krank, etliche an Krücken. Sind alle geschwollen, machtlos, dürfen nicht weit vor das Tor gehen, denn sie könnten unseren Knechten nicht entlaufen."**

Und doch wagten die Bischöflichen keinen Sturm. Sie erinnerten sich wohl, daß sie in den Kämpfen mit der kleinen Schar der Täufer bereits 6000 Mann verloren hatten. (Holzhausen, a. a. O., S. 343.) Und so konnte der Frankfurter Bürgermeister seinem Vater noch am 8. Juni schreiben: „Wie ich die Handlung vor Münster ansehe, so besorge ich,

* Berichte der Augenzeugen, S. 344, vergleiche S. 336.
** Holzhausen, a. a. O., S. 343.

daß wir diesen Sommer, wofern uns nicht Verräterei helfen will, die Stadt nicht erobern werden. Also hat sich der König mit seinen Herzogen und seinem faulen Anhang verstockterweise in die bübische Handlung ergeben, dabei zu sterben und zu verderben mit der ganzen Stadt." (A. a. O., S. 353, 354.)

Wie die Scharen Dolcinos, so waren auch jetzt die Johanns von Leyden so gefürchtet, daß die Belagerer sich nicht an sie in offenem Sturme heranwagten, solange jene noch einen Funken von Widerstandskraft in sich fühlten.

Aber als Holzhausen den letzt zitierten Brief schrieb, hatte sich der Verräter, auf den er hoffte, schon gefunden: der uns bereits so wohlbekannte Gresbeck. Am 23. Mai war er aus der Stadt desertiert, und, gefangengenommen, erbot er sich, die Belagerer an einer gefahrlosen Stelle in die Stadt zu führen. Die Täufer waren ja nicht mehr imstande, alle Punkte der Umwallung zu bewachen. Gresbecks Mitteilungen wurden von Hans Eck von der Langenstraten bestätigt, einem Landsknecht, der früher aus dem bischöflichen Lager zu den Täufern übergegangen und nun, als es diesen schlecht ging, wieder zu den Bischöflichen entwichen war. Trotzdem wagten die vorsichtigen Belagerer lange nicht den Überfall. Erst am 25. Juni, nachdem man alles aufs sorgfältigste vorbereitet, machte man sich ans Werk, gegen Mitternacht, unter dem Schutze eines starken Gewitters.

Unter Gresbecks Führung gelangte die Vorhut der Landsknechte, etwa 200 Mann stark, glücklich in der Nähe des Kreuztors auf den Wall, stach die nächsten Posten nieder und öffnete das Tor. Fünf- bis sechshundert Landsknechte stürmten herein, Münster schien gewonnen.* Aber noch einmal sollte ihre wilde Beutegier die Verteidiger des Eigentums gefährden.

---

* Vergleiche den Bericht des Generals Wirich vom 29. Juli an den Herzog von Cleve. (Berichte der Augenzeugen, S. 359.)

Siegestrunken eilten die Eingedrungenen vorwärts, um zu plündern, und ließen das Tor unbesetzt. Inzwischen war das nächstgelegene Wachkommando der Täufer herbeigeeilt, und ehe noch die Hauptmacht eindringen konnte, hatten sie das Tor gewonnen und die Landsknechte in der Stadt von den anderen abgeschnitten. Und statt diesen durch einen Angriff von außen zu Hilfe zu kommen, gab der Oberbefehlshaber der Bischöflichen, Graf Wirich von Dhaun, bestürzt den Befehl zum Rückzug, als er bemerkte, daß das Tor sich wieder im Besitz der Täufer befinde! Hohngelächter und Pfeilschüsse der Verteidiger auf dem Walle — Männer und Weiber — folgten ihm. Inzwischen hatten sich die Täufer in der ganzen Stadt erhoben. Weit entfernt, freudig das Joch der Schreckensherrschaft abzuwerfen, eilte vielmehr alles, was noch eine Waffe halten konnte, herbei, den eingedrungenen Landsknechten in wütendem Ansturm entgegen, so daß diesen statt 200, wie sie erwarteten, 800 Bewaffnete entgegentraten.* Die Eingedrungenen gerieten gewaltig in die Enge und sandten schon einen Parlamentär an Johann von Leyden ab, um drei Uhr morgens. Aber einigen der Landsknechte war es gelungen, sich nach einer unbesetzten Stelle auf dem Walle durchzuschlagen und, da der Morgen graute, sich ihren Kameraden außerhalb der Stadt bemerkbar zu machen. Was längst hätte geschehen sollen, geschah jetzt. Die Hauptmacht ging zum Angriff vor und gewann den schwach besetzten Wall. „Also ist die Stadt allein aus besonderer Gnade Gottes und gar nicht aus Geschicklichkeit des Kriegsvolkes erobert worden." (Holzhausen, a. a. O., S. 366.

---

* Holzhausen, am 1. Juli an die Stadt Frankfurt, a. a. O., S. 366. „Man kann nicht ohne Erstaunen bemerken," meint einmal Keller, „daß es einigen eingewanderten Bösewichtern gelang, die gesamte einheimische Bevölkerung mehr und mehr zu Sklaven zu machen." (Wiedertäufer, S. 103.) Noch erstaunlicher ist die Wut, mit der die von der Schreckensherrschaft „Befreiten" ihre „Befreier" anfielen.

Ein furchtbarer Straßenkampf folgte. Wo sie konnten, verbarrikadierten sich die Täufer, um acht Uhr morgens hielt der Kern ihrer Streitmacht, 200 Leute stark, immer noch den durch Barrikaden geschützten Markt besetzt. Ein Kriegsrat der bischöflichen Generäle entschied, daß es ein zu gewagtes, auf jeden Fall zu verlustreiches Beginnen sei, die Täufer mit Gewalt aus ihrer letzten Position zu vertreiben. Man bewilligte ihnen freien Abzug nach Niederlegung der Waffen und sicheres Geleit.

Die Eingeschlossenen nahmen diese Bedingung an, ihnen winkte ja keine Hoffnung mehr. Kaum hatten sie ihre Waffen niedergelegt und ihre Befestigungen verlassen, so wurden die Waffenlosen niedergemetzelt. Auf eine Ehrlosigkeit mehr oder weniger kam es dem fürstlichen Banditentum nicht an.

Fünfthalbhundert Täufer wurden am Tage der Eroberung erschlagen. Aber auch in den folgenden Tagen hörte das Schlachten von Unglücklichen, die man in den Häusern verborgen fand, nicht auf.*

Die Frauen, die in der Stadt geblieben waren, hatten an dem Kampfe lebhaften Anteil genommen. Nun wurde auch ein großer Teil derselben von den wütenden Landsknechten erschlagen. Den Rest ließ der Bischof vorführen und ihnen vorhalten, er werde sie begnadigen, wenn sie von der Wiedertaufe abließen, „nachdem aber derselbigen wenig befunden worden, sondern sie auf ihrem Vornehmen ganz bestanden und verstockt geblieben", wurden die Vornehmsten unter ihnen hingerichtet, der Rest aus der Stadt verjagt. Von denen sollen viele nach England gezogen sein.**

Von den Führern war ein großer Teil gefallen, so Tilbeck und Kippenbroich, so wahrscheinlich auch Rothmann. Nur wenigen, wie Heinrich Krechtinck, gelang es, zu ent-

* Bericht des Sigmund von Beineburgk an Philipp von Hessen, vom 7. Juli, a. a. O., S. 368.

** Gresbeck, S. 213, und Beineburgk, a. a. O., S. 368.

kommen. Sein Bruder Bernt sowie Knipperdollinck und Johann von Leyden gerieten lebend in die Hände der Sieger und wurden zu einem köstlichen Schauspiel aufbewahrt. Nach der Sitte der Zeit, diejenigen der Feigheit zu beschuldigen, vor denen man am meisten Angst gehabt, erzählt Kerssenbroick von Johann von Leyden, er sei feig ausgerissen. Weder sein Benehmen vor noch nach der Eroberung läßt ihn feig erscheinen; völlige Sicherheit über das Benehmen der einzelnen während des nächtlichen Straßenkampfes wird wohl kaum zu erlangen sein.

Als der Bischof in Münster eingezogen war, ließ er Johann vor sich kommen. „So hat mein gnädiger Herr gesagt: ‚Bist du ein König?' Da soll der König geantwortet haben: ‚Bist du ein Bischof?'"* Diese Antwort läßt nicht auf Feigheit schließen.

Die Behandlung, welche die Gefangenen erfuhren, war die gewöhnliche besiegter Verteidiger der Ausgebeuteten in jener Zeit — und auch zu anderen Zeiten.

Eiserne Halsbänder wurden für Johann, Knipperdollinck und Krechtinck geschmiedet und diese daran durch das Land geschleppt. Ihre Peinigungen schienen kein Ende nehmen zu wollen. Erst am 22. Januar 1536 wurden sie zu Münster vor allem Volk gerichtet. Der Bischof sah dem erbaulichen Schauspiel zu: „Und alsbald haben die Schinder zuerst den König (Johann von Leyden) in das Halseisen eingeschlossen und an den Pfahl gebunden, hiernach die glühende Zange ergriffen und denselben an allen fleischigen und übrigen Teilen seines Leibes dergestalt gezwickt, daß von einem jeden Orte, der von der Zange berührt wurde, die Flamme herausloderte und ein solcher Gestank entstand, daß beinahe alle, die auf dem Markt standen, solchen Geruch in ihren Nasen nicht ertragen konnten. Mit gleicher Strafe sind auch

* Gresbeck, a. a. O., S. 213.

die übrigen belegt worden, welche jedoch diese Folter mit weit größerer Ungeduld und Empfindlichkeit als der König ausstanden und ihren Schmerz durch vieles Wehklagen und Rufen zu erkennen gaben. Als aber Knipperdollinck durch den Anblick der entsetzlichen Marter geängstigt wurde, so hängte er sich an das Halseisen, mit welchem er an den Pfahl gebunden war, suchte sich damit die Kehle abzuschneiden und seinen Tod zu beschleunigen; allein, da dieses die Schinder wahrnahmen, richteten sie ihn wieder auf, rissen ihm den Mund weit auseinander, zogen ihm ein Seil durch die Zähne und banden ihn so fest an den Pfahl, daß er weder sitzen noch sich die Kehle abreißen, noch sich, da ihm die ganze Kehle aufgesperrt war, ersticken konnte. Als man sie aber lange genug gemartert hatte und sie noch lebendig waren, riß man ihnen endlich mit einer glühenden Zange die Zunge aus dem Halse und stieß ihnen zugleich, so stark man konnte, einen Dolch in das Herz." Die Leichname wurden bekanntlich in eisernen Käfigen an der Lambertskirche aufgehängt. „Die Zangen aber, womit sie sind gepeinigt worden, werden noch auf dem Markt an einem Pfeiler des Rathauses erblickt, wo sie aufgehängt sind und allen Aufrührern und Widersetzlichen gegen die ordentliche Obrigkeit zum Beispiel und Schrecken dienen können." *

Ein moderner Historiker hat die Stirn, das die „verdiente Strafe für ihre Missetaten" zu nennen. (Keller, Wiedertäufer, S. 280.) Mögen doch die edlen Herren der „deutschen Wissenschaft" ein einziges Beispiel davon aufweisen, daß die ungebildeten, rohen Proletarier von Münster inmitten der Schrecken der Belagerung an einem ihrer Feinde auch nur den hundertsten Teil jener empörenden Bestialitäten verübten, die der hochwürdige Bischof ein halbes Jahr nach

* Kerssenbroick, II, S. 212. In diesen Bericht Kerssenbroicks brauchen wir keinen Zweifel zu setzen.

seinem Siege bei voller Gemütsruhe wohl überlegt und vorbereitet vor seinen Augen von seinen Schindern vollziehen ließ! Und doch jubeln diese edlen Denker, die sich ihrer hohen Ethik selbst nicht genug rühmen können, über den Sieg des geistlichen Bluthundes und schleifen seine Opfer als infame Verbrecher durch den Kot!

* * *

Die Wiedertaufe, die Sache des Proletariats, ja, die der gesamten Demokratie, lag im Deutschen Reiche für Jahrhunderte völlig zu Boden. Und auch außerhalb Deutschlands hatte das wehrhafte, kriegerische Täufertum jeglichen Halt verloren.

Im August 1536 kam es auf dem Kongreß zu Bockholt zur Spaltung der niederländischen Täufer. Die kriegerische Richtung verschwand von da an. Die friedlich-chiliastische erhielt sich noch eine Zeitlang. Ihr Führer wurde David Joris, geboren im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu Brügge, erzogen zu Delft. Am wichtigsten aber wurde von nun an die vollkommen in den bestehenden Zustand ergebene Richtung der Obbeniten (nach Obbe Philipps so genannt), die lehrten, daß kein anderer Zustand der Welt hienieden zu erwarten sei als der bestehende, und daß man sich darein schicken müsse.

Das Haupt dieser Richtung wurde Menno Simons, dessen Anhänger nach ihm Mennoniten genannt wurden. Er wurde 1492 geboren zu Witmarsum, einem friesischen Dorfe bei Franecker, und ward katholischer Priester. 1531 trat er mit den Täufern in Verbindung, und schon 1533 finden wir ihn als Anhänger der unterwürfigen Richtung und als Gegner des Johann Mathys. Während sein Bruder, der der kriegerischen Richtung angehörte, sich der Schar anschloß, die zu Ostern 1535 von Westfriesland aufbrach, um Münster zu entsetzen, und als tapferer Kämpfer fiel, scheute Menno sich nicht, den aufs äußerste bedrängten Genossen

Münsters in den Rücken zu fallen und eine Agitation gegen sie zu eröffnen.

Nach dem Untergang Münsters ward seine Richtung die vorherrschende unter den Täufern.

Das Ende Mennos wie das Joris' ist bezeichnend für den Charakter, den das Täufertum von nun an nehmen sollte. Wohl hatten sie noch viele Verfolgungen durchzumachen, aber beide starben in Frieden, geachtet und — wohlhabend.

Joris hatte ein hübsches Vermögen erspart, und um es ruhig genießen zu können, ließ sich der Prophet des jüngsten Tages 1544 unter einem falschen Namen, als Johann von Brügge, in Basel nieder, wo er sich ankaufte. Erst nach seinem Tode, 1556, wurde sein wahrer Name entdeckt und seine Leiche auf Befehl des Basler Rates verbrannt.

Bald darauf, 1559, starb Menno Simons. Die letzten Jahre seines Lebens hatte er in Oldesloe im Holsteinischen verlebt, auf dem Gute eines Adligen, der in niederländischen Kriegsdiensten die Täufer als ebenso fleißige wie harmlose Leute kennen gelernt hatte und ihnen nun auf seinen Gütern eine für ihn sehr profitable Freistatt bot.

Aber bald sollten die Niederlande selbst eine solche Freistatt für die verfolgten Täufer werden. Der Abfall vom Habsburgischen Joch brachte in den vereinigten Staaten an der Rheinmündung die Glaubensfreiheit, die religiöse Toleranz, in einer bestimmteren Form ungefähr zu derselben Zeit zur Geltung, zu der sie in Böhmen und Mähren den Habsburgern erlag, wo sie seit den Hussitenkriegen tatsächlich, wenn auch roh und unvollkommen, geherrscht hatte. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden die Mennoniten in den Niederlanden geduldet, 1626 erhielten sie offiziell die Glaubensfreiheit. Sie haben sich, gleich den Herrnhutern, den Nachkommen der böhmischen Brüder, bis heute erhalten. Aber seit langem bilden sie nichts mehr als ein behäbiges, wohlhabendes Kleinbürgertum, das für den Emanzipations-

kampf des Proletariats wie für die Entwicklung des sozialistischen Gedankens gänzlich bedeutungslos gewesen ist.

Von den Niederlanden, die schon zur Zeit der Begharden im engsten Verkehr mit England gestanden waren, kamen auch die täuferischen Ideen dorthin, und die Bürgerkriege des siebzehnten Jahrhunderts brachten sie sogar in den Vordergrund. Aber wie sehr auch die demokratisch-sozialistischen Richtungen des Independententums als Fortsetzer des Täufertums erscheinen mögen, sie sind doch wesentlich von diesem verschieden.

Mit dem christlichen Sozialismus, als einer realen Triebkraft im gesellschaftlichen Leben, ging es im sechzehnten Jahrhundert zu Ende. Von diesem Jahrhundert an entwickelt sich die moderne Produktionsweise, der moderne Staat, das moderne Proletariat, aber auch der moderne Sozialismus.

Eine neue Epoche für die Menschheit bricht damit heran.